Basler Stadtbuch

Liebenau
Herzog
Schweizer
Hoffmann
Hindler
Frl. Nüsseler
Frl. von Laßberg
Amiet
Säuberlin

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Rudolf Wurmnagel.

Basler [illegible]

[illegible]

[illegible]

Albert Burckh[illegible]

Basel.
C. Detloffs Buchhandlung.

Digitized by Google

Basler Jahrbuch

1891.

Herausgegeben

von

Albert Burckhardt und Rudolf Wackernagel.

Basel.
C. Detloffs Buchhandlung.

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
STACKS
AUG 1 8 1971

Druck von M. Werner-Riehm in Basel.

Digitized by Google

Vorwort.

Die Herausgeber des Basler Jahrbuches treten dieses Mal vor die verehrlichen Freunde und Gönner ihres Unternehmens mit einem Bande, welcher in verschiedenen Punkten sich von den frühern Jahrgängen unterscheidet und deßhalb auch einige einleitende und erklärende Worte notwendig macht.

Im Hinblick auf das unter unserer Bevölkerung stets rege gebliebene Interesse für die Geschichte der Vaterstadt fühlte sich der Verleger ermuthigt, das Äußere des Jahrbuches nicht unwesentlich umzugestalten und dessen diesjährigen Band in allen Beziehungen stattlicher ausgerüstet in die Welt zu schicken. So wurde das Format etwas vergrößert, für welche Aende-

rung wir allerdings vielleicht bei einigen Abnehmern um Verzeihung bitten müssen, da nun die neue Serie nicht völlig gleichmäßig sich der alten anschließt; doch glauben wir, daß damit auch wesentliche Vortheile verbunden sind. Vor allem der Vortheil einer gefälligern Form des Buches überhaupt. Hiezu kommt, daß bei dem frühern kleinern Format die beigegebenen Abbildungen oft auf einen Maßstab beschränkt werden mußten, welcher dem Inhalt und der Darstellungsweise der Bilder wesentlichen Abbruch that. Diese letztern selbst aber sind nun in dem vorliegenden Bande beträchtlich vermehrt, und es ist auch die Art der Vervielfältigung eine künstlerisch vollendetere geworden. Eine feine Heliogravüre stellt uns das Bild des verehrten Gelehrten vor Augen, dessen Lebensbeschreibung — allerdings zunächst für ein Tagesblatt entworfen — den Anfang des Bandes bildet. Außerdem begegnet der Leser einer ansehnlichen Zahl von kleinern Abbildungen baslerischen Ursprungs, welche, durch einen hiesigen Künstler entworfen, in Zinkographie wiedergegeben wurden; es handelt sich da um alte Bekannte, welche in ebenso liebenswürdiger als poetischer Weise hingezaubert sind, um Denkmäler der Architektur und Plastik Basels und seiner schönen Umgebung, um Alterthümer und historische Erinnerungen, die gewiß jedem Leser hochwillkommen sind. Auch das feinere äußere Gewand der gebundenen Exemplare dient dazu, dem Basler Jahrbuch unter den Erzeugnissen des schweizerischen Verlages eine ehrenvolle Stellung zu erwerben.

Allein nicht nur in Bezug auf das Aeußere hat sich eine kleine Wandelung mit unserem Jahrbuch vollzogen: auch der Inhalt desselben ist in einer Hinsicht ein etwas anderer geworden, indem wir uns nicht auf rein historische Abhandlungen beschränkten, sondern mit Freuden auch die Topographie unseres Landes zu Worte kommen ließen. Wir sind ebenso versichert,

daß unſere Freunde mit dieſer Erweiterung des Inhalts vollkommen zufrieden ſein werden, als wir hoffen, daß durch dieſe größere Abwechslung auch ein entſprechend umfangreicherer Leſerkreis gewonnen werde.

Endlich vertrauen wir, es werde dem Wohlwollen, deſſen ſich das Basler Jahrbuch nun ſchon ſeit einem Jahrzehnt zu erfreuen hatte, der Umſtand keinen Eintrag thun, daß in Folge der angeführten Verbeſſerungen und Verſchönerungen der Preis des Buches um etwas mußte erhöht werden.

Allen Mitarbeitern, dem Künſtler und dem Verleger, ſowie den günſtigen Leſern ſagen wir den beſten Dank für ihre unſerm Unternehmen bewieſene Geneigtheit und wünſchen ihnen allen ein fröhliches und glückliches neues Jahr.

Baſel, im December 1889.

Die Herausgeber.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Hans Heußler; Erinnerungen an Karl Steffensen, Professor der Philosophie in Basel 1

Hermann Christ: Basler Grund und Boden und was darauf wächst 20

Franz Fäh: Der Durchmarsch der Kaiserlichen im Jahre 1633 40

Paul Meyer: Basels Concertwesen 1804—1875 76

Fritz Baur: Streifzüge im Gebiet des Jurablauen 112

Rudolf Wackernagel: Schloß Bottmingen 159

Carl Wieland: Einiges aus dem Leben zu Basel während des achtzehnten Jahrhunderts 170

Miscellen:

I. Fest in Basel zu Ehren der Geburt des Königs von Rom 1811 219

II. Widerspänstige Quartiergeber 1815 223

Fritz Baur: Basler Chronik vom 1. August 1888 bis zum 31. Oktober 1889. 228

Verzeichniß der Abbildungen.

		Seite
1.	Karl Steffensen (Titelbild).	
2.	Das Käppelisoch	III
3.	Die St. Martinskirche	VIII
4.	Mönchenstein	20
5.	Brunnen in der Steinenvorstadt	40
6.	Wasserspeier am Schloß Bottmingen	75
7.	Mönchenstein	112
8.	Schloß Bottmingen	161
9.	Deutschritterkapelle im Vischer'schen Garten bei der obern Rheinbrücke	171
10.	Löwe	218
11.	Wilder Mann	219
12.	Fischmarktbrunnen	228
13.	Greif	270

Nr. 1 nach einer Photographie, Nr. 2—13 nach Zeichnungen des Herrn A. Wagen.

Berichtigung.

S. 11 Z. 12 v. u. lies „Phädon" statt Kriton.

Erinnerungen an Karl Steffensen,

Professor der Philosophie in Basel.

Leicht und friedlich ist am frühen Morgen des 12. Dezember 1888 ein Mann aus diesem Leben geschieden, der seit einem Jahrzehnt die Stille seines Hauses in der Regel nur zu seinen täglichen einsamen Spaziergängen verließ. „Taciturnus et meditativus“, wie sein Geistesverwandter im 17. Jahrhundert, der „große Träumer des Oratoriums“ [1]), „schweigsam und nachdenklich“ mochte er allen denen erscheinen, welche ihn in den ruhigeren Straßen unserer Stadt oder in deren Umgebung hie und da antrafen. Ja, nachdenklich ist er gewesen, dieser Mann, sehr nachdenklich! Aber — schweigsam? Wer ihn etwas näher anzusehen Gelegenheit hatte, wenn er zur Ausnahme in den Versammlungen der Menschen erschien, in der Aula des Museums oder, bei den Sitzungen der Synode, im Rathssaal oder — und das war allerdings keine Ausnahme, sondern die Regel — an seinem gewohnten Platz in unserm altehrwürdigen Münster, wer bei solchem Anlaß seine sacerdotale Erscheinung betrachtete oder ihm

[1]) Nic. Malebranche.

in ſeine durchdringenden Augen blickte, dem mochte wohl eine Ahnung ſich aufdrängen, daß dieſe imponierende Perſönlichkeit auch einmal etwas „zu ſagen“ gehabt habe, und daß ſie nicht ganz vergeblich da ſei. Und in der That hat der uns Entriſſene während eines Vierteljahrhunderts bei uns mächtig eingegriffen, nicht in die äußeren Geſchicke unſeres Vaterlandes, aber in die Herzen vieler Menſchen. Seine engere und weitere Familie, die als an ihrem väterlichen Berather an ihm gehangen, die zahlreichen Berufsgenoſſen, die, zum Theil jetzt weit zerſtreut, mit ihm in näherm Verkehr geſtanden, und hunderte und aber hunderte von Schülern, zumal aus der ganzen reformierten Schweiz, die mit Begeiſterung zu ſeinen Füßen geſeſſen — ſie alle bezeugen: er hat uns viel geſagt und iſt uns viel geweſen. Unſere Alma Mater aber verliert an ihm einen ihrer geiſtes- und ſprachgewaltigſten Lehrer.

So erſcheint es angezeigt, nach einigen flüchtigen Notizen über ſeinen Lebensgang, die Eindrücke, die der Verſtorbene als Lehrer, und die er als Menſch und Philoſoph vor allem auf ſeine Schüler gemacht hat, hier kurz zu ſkizzieren.

I.

Karl Chriſtian Friedrich Steffenſen wurde geboren zu Flensburg im Herzogthum Schleswig, am 25. April 1816. Seine Jugend brachte er im Hauſe ſeines Vaters zu, der daſelbſt Katechet war; dann ſtudierte er die Rechte in Kiel, dazwiſchen auch ein Jahr unter Savigny in Berlin. Im Begriffe, mit einer Diſſertation über mittelalterliche Rechtsphiloſophie zu doctorieren, wurde er ſchwer krank, und während dieſer Krankheit reifte in ihm der Entſchluß, ſich ganz der Philoſophie zuzuwenden. Nun folgten die an Erfahrungen ſo reichen Wanderjahre. Er machte vorerſt eine anderthalbjährige Erholungsreiſe, war 1839 längere

Zeit in Neapel, kehrte vorübergehend nach Hauſe zurück, wurde dann Erzieher beim Grafen Holſtein, verbrachte vier Jahre als Mentor der Waiſenſöhne Mörikofer aus Neapel theils in Paris, theils auf weiten Reiſen, und verweilte endlich — er war nun Doktor der Philoſophie geworden — vier fernere Jahre beim Herzog von Auguſtenburg, zunächſt als Erzieher des Prinzen Chriſtian ſowie des Vaters der jetzigen deutſchen Kaiſerin. Als er ſich 1848 zur Armee ſtellen wollte, behielt ihn der Herzog als Privatſekretär zurück und verwendete ihn von da an zu vielen und weit herumführenden politiſchen Aufträgen. Im Jahre 1851 wieder ſchwer erkrankt, beſuchte er nach ſeiner Wiedergeneſung ſeine frühern Zöglinge Mörikofer in Neapel und begab ſich dann nach Rom. Schon im folgenden Jahre indeß kehrte er in die Heimat zurück, habilitierte ſich in Kiel und begann mit glänzendem Erfolg die akademiſche Laufbahn.

Auf dieſer Reiſe aus Italien nach Kiel war es, daß Steffenſen in Baſel mit den maßgebenden Perſönlichkeiten bekannt wurde; hierauf iſt, wie er dem Schreiber dieſer Zeilen mehrmals erzählt hat, ſeine ſpätere Berufung zurückzuführen. Dieſe erfolgte am 10. Juni 1854, nachdem gegen Ende des vorangegangenen Jahres Friedrich Fiſcher (der ſogenannte „dicke" Fiſcher), der ſchon ſeit längerer Zeit erkrankte hieſige Profeſſor der Philoſophie, geſtorben war. So trat Steffenſen als ein Ebenbürtiger in den „illustris" ordo philosophorum unſerer Univerſität ein, an die Seite eines Gerlach, Wackernagel, Viſcher, Peter und Rudolf Merian, Schönbein u. A. Dem von ſeinem Vorgänger an den beiden Abtheilungen des Pädagogiums ertheilten Unterricht ſcheint er aus principiellen Gründen abgeneigt geweſen zu ſein.[1]) Um ſo energiſcher lehrte er an der Univerſität. Durch die Vorträge dieſes genialen

[1]) Doch hat er wenigſtens mit einer Claſſe Plato geleſen.

und weitgereisten Mannes kam frische Luft in das wegen Fischer's Erkrankung in einem Provisorium stagnirende philosophische Studium. Leider war Steffensens Gesundheit auch in Basel gleich in den ersten Jahren hart bedroht; schon wollte er einst sein Amt aufgeben; doch konnte durch einen halbjährigen Urlaub geholfen werden. Von 1867 an hat er dann in überaus liberaler Weise Hand dazu geboten, daß eine zweite ordentliche philosophische Professur möglich wurde; eine Reihe vorzüglicher Kräfte wurden dadurch nach Basel geführt: nach einander haben Dilthey (jetzt in Berlin), Teichmüller (im Jahr 1888 in Dorpat gestorben), Eucken (jetzt in Jena), Heinze (jetzt in Leipzig), Siebeck (jetzt in Gießen) an unserer Universität gewirkt, was an sich schon völlig ausreicht, den vor einigen Jahren bei Anlaß der academischen Jubelfeier in einer hiesigen Zeitung erhobenen perfiden Vorwurf zu widerlegen: in Basel sei in philosophicis Angebot und Nachfrage nie bedeutend gewesen. Fünfundzwanzig Jahre lang hat Steffensen treulich seines Amtes gewaltet; 1864 war er Rector und hielt als solcher seine merkwürdige Rede über den Zufall; in den 70er Jahren wurde er bei Anlaß eines theologischen Jubiläums honoris causa zum Doctor der Theologie creirt; im April 1879 reichte er, körperlich geschwächt und der Ruhe bedürftig, seine Abbitte ein. Noch in einem der folgenden Semester las er vor einem auserwählten Auditorium, nämlich (außer den studentischen Zuhörern) vor einem Dutzend activer und ehemaliger Professoren und Docenten, ein Colleg über den heutigen Stand der europäischen Philosophie; in der Folgezeit war er nicht mehr zu bewegen, den Katheder zu betreten. Still hat er seither den Seinen (er war seit 1859 überaus glücklich verheirathet) und seiner Gedankenwelt gelebt, ohne indeß die Interessen der Universität aus den Augen zu verlieren. Noch in der allerletzten Zeit hat er sich eingehend mit der (durch den bevorstehenden Wegzug von Siebecks Nachfolger

entſtandenen) Frage der Neuordnung des philoſophiſchen Unterrichts beſchäftigt. Die einzigen öffentlichen Stellungen, die er außerhalb der Univerſität bekleidete, galten der Landeskirche; er gehörte bis zu ſeinem Tode der Synode, vom Juni 1874 bis zum Juni 1884 dem Kirchenrath an.

II.

Ueber Steffenſen als academiſchen Lehrer zu reden könnte überflüſſig erſcheinen; denn denen, die ſeinen Unterricht erlebt und genoſſen haben, wird jede Schilderung desſelben matt und dürftig vorkommen; allen Andern aber kann dadurch kein ausreichender Begriff von demſelben gegeben werden. Nichtsdeſtoweniger muß, da ſich ſein Leben hierin concentrierte, nothwendig und hauptſächlich davon die Rede ſein.

Steffenſen ging, auch in der zweiten Hälfte ſeiner hieſigen Wirkſamkeit, während deren er täglich nur eine Stunde las, abſolut und ganz im mündlichen Vortrag auf. Was voranging, war Vorbereitung; was folgte, war Abſpannung. Zum Bücherſchreiben hatte er daher in ſeinen Meiſterjahren ſo wenig als früher Zeit und Luſt. Einige Druckbogen über Sokrates, über Meiſter Eckhart, über Schleiermacher u. a., im Ganzen wenige hundert Seiten, das iſt alles, was er während ſeines langen Lebens veröffentlicht hat. „Sie werden mir zugeben müſſen", ſagte er einſt zu einem ihn beſuchenden frühern Schüler, „daß ich dem großen Publikum gegenüber wenig auf dem Gewiſſen habe," und als ihn ebenderſelbe einmal aufforderte, doch ſelber noch an einige ſeiner Manuſcripte Hand anzulegen, antwortete er mit großartiger Selbſtironie: „Hand anlegen? — ſoll ich ſie vielleicht ins Feuer werfen?" Drucken laſſen hat er beinahe nichts, — geſchrieben hat er fortwährend; wer immer ihn beſuchte, traf ihn ſchreibend; man könnte von ihm, wie von ſeinem erlauchten Vorbilde Plato, ſagen, er ſei ſchreibend ge-

ſtorben; denn die ſechs Tage ſeiner letzten Krankheit kommen dagegen nicht in Betracht. Was er alles geſchrieben, werden höchſtens ganz Wenige wiſſen; doch iſt zu vermuthen, daß alle Manuſcripte ſeiner activen Zeit mit dem jeweiligen Stoff ſeiner Collegien zuſammenhängen, wie ja auch die oben genannten Titel der paar in Gelzer's proteſtantiſchen Monatsheften gedruckten Aufſätze hierauf hinweiſen; der Aufſatz über Schleiermacher allerdings iſt eigentlich eine öffentliche Gedächtnißrede. Freilich hat Steffenſen im Sinne gehabt, ja, bei Anlaß der officiellen Gratulation zu ſeinem 25jährigen Jubiläum, es ſogar in der Aula öffentlich gleichſam verſprochen, die Muße ſeiner letzten Jahre auf ein ſeine Gedanken abſchließendes Werk (geſchichtsphiloſophiſchen Inhalts) zu verwenden. Er hat daran gearbeitet; aber alles formelhafte Abſchließen war in ſo hohem Grade wider ſeine immer und immer tiefer bohrende Denkart, daß er thatſächlich nicht zum Abſchluß gelangt iſt. „Es iſt mir nicht beſchieden," hat er noch im vorigen Jahre einmal ganz abrupt zum Verfaſſer dieſer Notizen geſagt, „es iſt mir nicht beſchieden, abzuſchließen: ich ſoll in dieſem Dickicht weiter wandern, bis ans Ende." Wenn es viele ſo machten, würde die litterariſche Arbeit freilich nicht weit kommen; aber es iſt dafür geſorgt, daß es nicht viele ſo machen. Welche Höhe von Selbſtkritik gehört zu ſolcher Demuth!

Dafür iſt nun aber Steffenſen im mündlichen Vortrag, von Angeſicht zu Angeſicht, ein unübertroffener Meiſter geweſen. Das kann auch der Fernſtehende leicht ermeſſen; denn wo käme es ſonſt heutzutage vor, daß ein Docent nur auf ſeine perſönliche Wirkung hin nach auswärts berufen würde, und Steffenſen iſt nicht nur von Kiel nach Baſel berufen worden, ſondern, wenn wir nicht ganz falſch berichtet ſind, wurde er einſt auch von hier aus nach Leipzig begehrt. Es iſt unmöglich, von dem Zauber ſeiner Rede ſich eine Vorſtellung zu machen, der durch den herr-

lichen Kopf (er glich, freilich ſehr ins Schöne, dem Abbé Liszt) mit den langen weißen, früher blonden Haaren und durch die wunderbare Baßſtimme weſentlich mitbedingt war. Es war eigentlich, wie es jeder freie Vortrag ſein ſoll, ein beſtändiger Dialog mit ſeinen zahlreichen Zuhöreren, meiſt aus allen Fakultäten, von denen er nicht einen auch nur einen Augenblick aus dem Geſicht verlor, ein Dialog, in dem das Auditorium der vielköpfige äußerlich ſtumme Theilnehmer war. Die Gedanken, die er entwickeln wollte, hatte er jedesmal vorher aufgezeichnet, wie er denn überhaupt ſeine Vorleſungen in jedem Semeſter neu ſchuf und durchlebte, und dieſe Aufzeichnungen hatte er zur Beruhigung in einer kleinen Mappe bei ſich, welche er, ohne ſie je zu öffnen, vor ſich hinlegte. Leiſe und zögernd hub er an; indem er jedoch nicht vorher Gedachtes einfach ſpielend reproducirte, ſondern alles vor den Zuhörern aus dem Innerſten neu produzierte und durch den Contact mit fremden Geiſtern unzweifelhaft erſt ſeiner beſten Gedanken entbunden wurde, ſteigerte er ſich ſelber, bis Gedanken und Rede völlig eins waren. Darum konnte er auch nicht wie andere auf den Stundenſchlag abbrechen, ſondern las regelmäßig fünf, ja zehn Minuten darüber hinaus. Die Grundſtimmung aller ſeiner Vorträge war großes Pathos, was ihm auch im gewöhnlichſten Geſpräche etwas nachging, ohne daß, wie es bei pathetiſchen Leuten ſo häufig der Fall iſt, der Humor dadurch ausgeſchloſſen geweſen wäre. Das wahre Pathos und der wahre Humor ſind eben beide nicht angeſtrichene, ſondern innerlichſte Eigenſchaften. Auch die großen Philoſophen, die er behandelte, vor allem die Griechen, und unter dieſen wieder in erſter Linie Plato, wollte er nicht zu nachteulenhaft, zu trocken, zu wortgetreu, zu ſcholaſtiſch oder, wie er ſich ſelber „etwann" ausdrückte, zu ordinär aufgefaßt wiſſen.

Dies führt uns zum Inhalt ſeiner Vorleſungen.

Steffenſens Vortrag hatte, wie ſeine Handſchrift, etwas Heroiſches an ſich, und das trat nicht nur im Ausdruck zu Tage — jedem ſeiner Zuhörer ſind ſeine Adverbien „ſchlechterdings“ und „durch und durch“ unvergeßlich, mit denen er, das R prachtvoll rollend, ſeine wichtigern Behauptungen auch äußerlich unterſtützte —, ſondern es zeigte ſich auch in der redneriſchen und dialectiſchen Behandlung der Gedanken. Schon die verehrliche Redaction der „Allg. Schw.-Ztg.“ hat die ſeiner Zeit unter den Studenten oft erörterte Frage der großen Anforderungen berührt, die Steffenſens Collegien beſonders an Anfänger ſtellten. Man darf allerdings nicht vergeſſen, daß die Mehrzahl der Menſchen und auch der Studirenden, und unter ihnen durchaus nicht nur die geringſten, in Gottes Namen nicht philoſophiſch begabt ſind, weshalb die Bläſſe abſtrakter Gedanken, auch wenn ſie in noch ſo mächtige Worte gekleidet werden, ihnen ganz eigentlich Schwindel erregt. Auch ſoll nicht geleugnet werden, daß der Verſtorbene, und zwar gewiß am meiſten in den ſyſtematiſchen Fächern, die er bis 1867 alle mit vertrat, die Kenntniß des in den Lehrbüchern Stehenden halb unbewußt als bereits vorhanden vorausſetzte und ähnlich wie Schelling ſich von dieſem feſten Boden ſofort mit idealem Schwung in alle Höhen erhob; nichts lag ihm ferner, als zu den Miſerabilitäten des Examens, dieſes nothwendigen Übels der chineſiſchen und unſerer Cultur, vorbereiten zu wollen. Jedoch lag unſeres Erachtens die Hauptſchwierigkeit anderswo, nämlich in dem angedeuteten Charakter des Vortrags, und vielen wäre das materielle Verſtändniß desſelben leichter geweſen, wären ſie ſich hierüber klar geworden. Wer vom Gymnaſialunterricht oder von irgend welchen poſitiven Fächern der Univerſitätswiſſenſchaften herkommt, iſt gewohnt, in jedem neuen Satze des vortragenden Lehrers auch einen neuen Inhalt zu finden, ſofern nämlich der Betreffende nicht die Sachen durch

Phraſen verdünnt. Erſteres iſt zwar auch bei einzelnen Philoſophen, z. B. bei Ariſtoteles, Spinoza, Kant, Lotze, im allerhöchſten Maß der Fall; aber gerade bei den berühmteſten Vertretern der philoſophiſchen Dialectik, bei Plato und bei Hegel, iſt es nicht ſo: ſtatt ein unendliches Material anzuhäufen, führen dieſe meiſtens nur einige große Gedanken nach allen Seiten ſpinnend aus. Gerade ſo machte es auch Steffenſen: er beſchränkte ſich in jeder Stunde auf drei oder höchſtens vier Geſichtspunkte, und dieſe Themata führte er nun contrapunktiſch durch. Die Detailfragen kümmerten ihn wenig, er operirte immer im Großen. Wer das nun nicht merkte — und die wenigſten merkten es im Anfang —, ſuchte unter ganz falſchen Vorausſetzungen den Fortgang der Unterſuchung zu verſtehen, d. h. er hielt das in jeder Periode ſich neu Anſetzende für ein ſtoffliche Hinzufügung in höchſt abſtractem Gewande, während es doch meiſtens nur eine logiſche Modification des bereits Geſagten war.

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß Steffenſens Hauptcolleg nicht irgend ein ſyſtematiſches Fach, ſondern die Geſchichte der Philoſophie war, die er, wenigſtens in den 70er Jahren, in einem dreiſemeſtrigen Curs zu je fünf Stunden zu leſen pflegte, und es iſt ſicherlich kein Zufall, daß er ſich 1867, bei der Creirung des zweiten Ordinariats, gerade und faſt allein dieſen Curs vorbehielt. Er war ſich wohl bewußt, daß in unſerm Jahrhundert, was die humaniſtiſchen Fächer anbelangt, der große Accent auf der Hiſtorie liegt, und daß die tiefe Ergründung der Geſchichte der Wiſſenſchaften und der Philoſophie, als eines der wichtigſten Beſtandtheile der menſchlichen Cultur, ſelbſt und im höchſten Sinne Philoſophie iſt. Sie iſt es, ſeit man ſich der cauſal bedingten Aufeinanderfolge alles Dageweſenen ſowie des innerlichſten Zuſammenhanges auch der diſparateſten Erſchein-

ungen jeder einzelnen Zeit bewußt geworden iſt und immer mehr bewußt wird. Und nun ſei ein für allemal feſtgenagelt — wir treten damit niemandem zu nahe — daß an keiner Univerſität deutſcher Zunge, ſelbſt die Inhaber der berühmteſten Namen nicht ausgenommen, die Geſchichte der Philoſophie auch nur von ferne ſo glänzend und ſo großartig geleſen wird, wie Steffenſen ſie geleſen hat. Damit ſoll nicht geſagt ſein, daß alle Zuhörer mit ſeiner Art und Weiſe einverſtanden geweſen ſeien; wenn die meiſten der Theologen ſich faſt bedingungslos dem einzigartigen Genuſſe hingaben, ſo war es mit den angehenden Philologen, Juriſten, Naturforſchern und Medizinern, die oft recht zahlreich vertreten waren, vielfach anders; das momentane Entzücken theilten auch ſie und kamen regelmäßig; nur konnten ſie in nachträglicher Kritik oft nicht recht begreifen, warum man ſich für großentheils veraltete Anſchauungen längſt verſtorbener Männer in ſo heiligen Eifer hineinreden könne, und warum dieſelbe Begeiſterung ſich der Reihenfolge nach bei allen Denkern wiederhole (daß dieß nicht ausnahmslos der Fall war, davon ſpäter); noch unlängſt hat uns einer der früheſten Schüler Steffenſens, und perſönlich ſein großer Verehrer, bekannt: man habe jedesmal wieder von Neuem den Eindruck gehabt: jetzt ſei man beim wahren Philoſophen angelangt. Darauf wäre etwa zu erwidern: freilich ſoll ein wiſſenſchaftlicher Menſch gar nie in verba magistri ſchwören, ſondern auch dem gefeiertſten Lehrer gegenüber ſich mit Kritik wappnen; in dieſem Falle aber ſchoß die letztere über das Ziel hinaus, indem ſie zwei Vorausſetzungen überſah, welche allen hiſtoriſchen Vorträgen Steffenſens zu Grunde lagen. Die eine kann man mit einem alten Terminus etwa als die Ueberzeugung von der perennis philosophia, mit anderen Worten: von der relativen Wahrheit und hiſtoriſchen Berechtigung aller großen Gedankenzuſammenhänge der Vergangenheit, bezeichnen; die andere

beruhte auf dieſer erſten und nahm für den redenden Philoſophen das Vorrecht in Anſpruch, kraft der Continuität der vorangegangenen Entwicklung an das Bleibende der frühern Syſteme ſeine perſönlichen Gedankenreihen anzuknüpfen. „Sehen Sie, ſo etwann würde Auguſtinus (oder irgend ein anderer Denker) ſprechen“, mit dieſen verba solemnia pflegte Steffenſen einen ſolchen Excurs abzuſchließen und damit dem aufmerkſamen Zuhörer zu verſtehn zu geben, daß er, der innerlich beſtändig Ringende, zwiſchen den Zeilen der Geſchichte, deren Objectivität er davon ſorgſam fernhielt, ſeine eigene ſtets werdende, nie fertige Philoſophie vortrage. Aehnlich hat es ja z. B. auch Lange in ſeiner berühmten Geſchichte des Materialismus gemacht. Und wie mit den beiſtimmenden Ausführungen, ſo verhielt es ſich auch mit der das Ueberwundene wegräumenden Kritik.

Auf die Glanzpartien dieſes geſchichtlichen Curſes auch nur flüchtig einzugehen, kann hier nicht unſere Aufgabe ſein. Wir brauchen nur die Namen Sokrates, Auguſtin, Kant, Fichte und vor allem Plato (Steffenſen ſagte „Platon“) zu nennen, ſo weiß jeder, der mit dabei geweſen, was in ſolchen Stunden ſich begab; bei der Erzählung aber von Sokrates' Tode, nach dem Kriton, wohl der herrlichſten von allen, da fror man bis in die Fußſpitzen hinunter. Das waren (wenn es ſich um Plato handelte) Dinge, die vielleicht ſeit Marſilio Ficino und der platoniſchen Akademie, jedenfalls aber ſeit Schleiermacher nicht mehr ſo dageweſen waren, und die ſich auch nicht allzu bald wiederholen dürften.

Ehe wir nun zu unſerer letzten Aufgabe übergehen, ſei noch eines ergreifenden und würdigen Gebrauches gedacht, der von der Auffaſſung, welche der Verſtorbene von ſeinem Lehramt hatte, von anderer Seite her, als den jetzt beſprochenen, Kunde giebt. Wir meinen ſeine Gedächtnißreden auf verſtorbene Collegen. Bei aller perſönlichen Beſcheidenheit faßte er doch mit vollem Bewußt-

ſein ſeinen Lehrſtuhl ſachlich als das Centrum der Universitas litteraria Basiliensis auf. Wenn nun irgend einer ſeiner Amtsgenoſſen, gleichviel von welcher Fakultät, dahinſchied, ſo hielt er auf denſelben jeweilen vor Beginn ſeiner nächſten Vorleſung eine meiſterhafte kurze Denkrede, in der er das Charakteriſtiſche des Verewigten aufs Prägnanteſte zuſammenfaßte. Keine Rede am offenen Grabe kann größern Eindruck machen.

III.

Den Inhalt von Steffenſen's Vorleſungen haben wir beſprochen, dagegen noch nicht den Inhalt ſeiner Lehre. Das werden wir aber auch jetzt nicht thun. Es wäre contra bonos mores, über dem kaum geſchloſſenen Grab die Weltauffaſſung eines Denkers formulieren zu wollen, welcher auf deren Abſchluß und maßgebende Darſtellung ſelber verzichtet hat. Wir müſſen uns begnügen, die hiſtoriſchen Ausgangspunkte und die Richtung ſeiner Philoſophie zu bezeichnen.

Wie ſchon aus unſerer ſo knappen Ueberſicht über das nunmehr abgeſchloſſene Leben hervorgeht, hat Steffenſen ſeine Philoſophie nicht auf Collegienbänken erſeſſen; vielmehr hat das Bewußtſein ſeines innerlichen Berufes erſt in einer Zeit ſchwerer Lebensgefahr ihm gedämmert. Auch iſt er dieſem Ruf nicht durch äußerlich aneignende Lektüre, ſondern durch das tiefe Studium der großen Philoſophen und durch die Einkehr in ſich ſelber nachgekommen. Seine grundlegenden Meditationen aber, in welchen ihm das geiſtige Licht aufging, haben nicht, wie die Kants, in der Dämmerſtunde auf der heimatlichen Ofenbank, ſondern, wie die Descartes', in der weiten Welt ſtattgefunden. Er war gleich Sokrates (welcher gewiß im Stillen auch mehr geleſen hat, als man ihm gewöhnlich zutraut), ein αὐτουργὸς τῆς φιλοσοφίας, d. h. ein ſelbſtändig wachſender Philoſoph. Jedoch hat auch in der

Geſchichte des menſchlichen Geiſtes, wie in der Entwicklung der Natur, alles, ſogar das unerwartet in die Wirklichkeit Eintretende, ſeine früheren Anſätze. Auf Steffenſen ſind, um von Kants beinahe ſelbſtverſtändlicher Einwirkung zu ſchweigen, vor allem Plato und die chriſtliche Gedankenwelt und aus der neueſten Zeit, neben andern, Schelling von maßgebendem Einfluß geweſen. Plato war für ihn, gerade wie für Schopenhauer, der abſolute Claſſiker der Philoſophie, die oberſte Inſtanz in Sachen der Erkenntniß, der Philoſoph an ſich. Das letzte Colleg, das er (für das Winterſemeſter 1880/81) angekündigt, aber nicht mehr geleſen hat, führt in dem damaligen Lektionskatalog den Titel: „Die Lehren Platons und ihre Wirkung bis in die Gegenwart", und von denen, welche ſich definitiv mit der Philoſophie einlaſſen wollten, verlangte er, daß ſie zuerſt Plato ſozuſagen auswendig lernten. So war für ihn, da er zugleich ein tiefgläubiger Chriſt war, wie für einige der großen Kirchenväter, zumal für Auguſtin, die Ineinsarbeitung des Chriſtenthums und des platoniſchen Idealismus ein Hauptproblem. Die Theologie im eigentlichſten Wortverſtand war ihm wie dem Ariſtoteles der Gipfel der Philoſophie; umgekehrt fand er ſich freilich nur wider Willen in die Thatſache (und das war ein Hauptgrund einer ſich in ihm zu wachſender Deutlichkeit herausarbeitenden Verſtimmung gegen unſere ſtets proſaiſcher werdende Zeit), daß die jüngern Theologen immer weniger Sinn für die Philoſophie mitbrachten. „Ich habe", konnte er etwa ſagen, „früher geglaubt, daß Theologie ohne Philoſophie ein Unding ſei; heute aber werden die Theologen in der That immer unphiloſophiſcher". Seine Collegien waren unleugbar meiſt theologiſch gefärbt, und daß, gemäß den Verhältniſſen unſerer Univerſität, die Studierenden der Theologie das große Hauptkontingent zu ſeiner Zuhörerſchaft lieferten, war hiefür freilich eine Gelegenheitsurſache, aber gewiß nicht der treibende Grund. Er hat ſchon durch den Charakter

ſeiner ganzen Denkart dem ihm verliehenen theologiſchen Doktorgrad alle Ehre gemacht.

Während der kurzen Zeit, da Schelling in Berlin ſeine Philoſophie der Mythologie und der Offenbarung dozierte, muß Steffenſen auf irgend einer Reiſe vorübergehend dieſen erſtaunlich genialen, aber wegen ſeiner Voreiligkeiten von meiſt viel geringern Köpfen in Bauſch und Bogen leichthin verurtheilten Philoſophen gehört haben. Jedenfalls aber hat er ihn daſelbſt perſönlich kennen gelernt. Von daher hat er, ſoweit geiſtiges Leben von außen geweckt werden kann, das geſchichtsphiloſophiſche Intereſſe empfangen, das ſeine ganze Weltauffaſſung durchdrungen hat. Aber auch die noch dem Ende des vorigen Jahrhunderts angehörende Naturphiloſophie deſſelben Denkers iſt auf Steffenſen nicht ohne Einfluß geblieben; wie hat er ſich doch, faſt kindlich, gefreut, als unſer Vertreter der phyſiologiſchen Chemie in ſeiner Antrittsvorleſung über „Vitalismus und Mechanismus“ ſo kühn eine verwandte Auffaſſung verfocht. „Wie freut es mich,“ ſagte er, als er ſich erhob, „wie freut es mich, daß ich es noch habe erleben dürfen, daß ein Phyſiologe dieſe Lehre vertritt!“ Daß übrigens Steffenſen gerade wie Schelling, mit dem Errungenen nie zufrieden, in immer neuer Anſtrengung ſeine Anſichten tiefer zu begründen ſich beſtrebt hat, dürfte ebenfalls eine mehr als nur zufällige Aehnlichkeit beider Philoſophen ſein.

Nach all dem Geſagten iſt es wohl niemandem mehr zweifelhaft, daß ein gewaltiger Idealismus die Philoſophie Steffenſens kennzeichnete, und zwar ein ethiſcher Idealismus, der ſich überall nach den von vielen für altmodiſch gehaltenen Idealen des Wahren, Guten und Schönen richtete und dieſelbe Richtung auch in der objektiven Welt anerkannte. Die heutzutage ſo zahlreichen Peſſimiſten, die gierig jeder neueſten Disharmonie auf den Gebieten des Wiſſens und der Kunſt entgegenſehen, fanden in

Steffenſens Vorträgen wenig Pikantes, das zu ihrer pathologiſch bedingten Magenſäure gepaßt hätte. Der Eine oder der Andere derſelben ging thatſächlich ſo weit, den Verſtorbenen für einen geiſtigen Schauſpieler zu erklären, und das nur aus völliger Unfähigkeit, mit einem durch das Modernſte verderbten Magen die kräftige Speiſe eines geſunden Pathos zu verdauen. Freilich war es, neben dem Materialismus der verſchiedenſten Zeiten, gerade der Peſſimismus des neunzehnten Jahrhunderts, den Steffenſen am wenigſten in ſeine geſchichtliche Auffaſſung einzurangieren wußte, indem er vielleicht beide Erſcheinungen zu wenig in Zuſammenhang mit der ganzen Zeitkultur brachte. Wie Schopenhauer den Optimismus, ſo fand Steffenſen den Peſſimismus ruchlos; „die Theodice", ſagte er, „iſt beſſer als die Anklage Gottes," und wie bei der Beſprechung etwa des Epicur, den er kaum für einen Philoſophen wollte gelten laſſen, ſo merkte man es, auch wenn er von Schopenhauer, „dieſem entarteten Sohne Fichte's", ſprach, ganz deutlich, daß man dießmal nach ſeiner Meinung nicht an den „wahren" Philoſophen gekommen ſei. (Im Stillen hatte er freilich gerade mit Schopenhauer mehr als eine der guten Seiten gemein.) Auch Herbarts ſcharfſinnige, aber „ſüffiſante" Philoſophie, überhaupt alles Fadenſcheinige und Schneidermäßige, verwand er nicht leicht; er meinte nicht, wie viele Archäologen, daß etwas durch das Alter eo ipso Werth bekomme.

An ſich iſt es nun freilich kein Verdienſt, ein Idealiſt zu ſein. Statiſtiker oder Kaminfeger kann man werden, wenn man es noch nicht iſt, Idealiſt aber iſt man, oder man iſt es nicht; ein Uebergang iſt unmöglich. Wenn irgendwo, ſo gilt in dieſen Dingen eine Art von Prädeſtination. Aber darin liegt, wenigſtens in der neueren und neueſten Zeit, ein großes Verdienſt: den theoretiſchen Idealismus auch im Praktiſchen zu bethätigen. Steffenſen iſt einer von den heutzutage ſehr wenigen Menſchen

geweſen, bei denen ſich mit den großen Idealen das Leben, mit der theoretiſchen Weltanſchauung die faktiſch bethätigte Lebensauffaſſung deckt; ſo ſehr er im Erkennen ſeine Unvollkommenheiten ſelbſt empfand, ſein Leben war das eines wahrhaft großen Philoſophen; im Punkte des βίος φιλοσοφικὸς war er ein antiker Menſch; das Leben ging in der Lehre, und die Lehre im Leben ohne Reſt auf, und wenn nicht alle ſolche Uebertragungen mißlich wären, man würde verſucht ſein, gewiſſe Worte, die Goethe von Plato und von Schiller geſagt hat, auf den Verſtorbenen anzuwenden.

Den Einſchlag nun zu dieſem Zettel bildete ein ungeheures Wiſſen.

Nicht durch Diplom, aber factiſch war Steffenſen quatuor facultatum doctor. Das merkte man allerdings weniger im Colleg, wo er mit ſeinen Kenntniſſen ſehr beſcheiden that, als im Geſpräch. Hatte man ein wiſſenſchaftliches Problem auf dem Herzen, und ging man mit demſelben zu ihm hin, ſofort begann er (um was es ſich handelte, war ganz gleichgültig), wie auf dem Katheder mächtig geſticulierend, über den betreffenden Gegenſtand ein großes Privatiſſimum. Gar mancher hat ſo unter vier Augen von dem ertemporierenden Profeſſor noch mehr gelernt, als von dem ſorgfältig präparierten im Colleg. Alles zu wiſſen, iſt freilich ſeit Leibnizens und Hallers Zeiten längſt unmöglich geworden; nennt man aber einen Univerſaliſten denjenigen, welchem man die Fähigkeit zutraut, jedes wenn auch noch ſo ſpezielle, wirklich wiſſenſchaftliche Buch verſtehen zu können, dann iſt Steffenſen ein Univerſaliſt geweſen. Dieſelbe Weitherzigkeit aber zeigte er, wie den Dingen, ſo auch den Menſchen gegenüber; er war, wie religiös, ſo auch philoſophiſch höchſt tolerant, hierin Leibniz ähnlich, der einmal geſagt hat: „Ich billige eigentlich jedes Buch, das ich leſe.“ Letzteres hat nun Steffenſen nicht gethan; mit dem zunehmenden Alter reizten ihn,

wie er ſelber geſtand, alle Bücher zum Widerſpruch: er las kaum eines mehr zu Ende. Aber er traute allen Parteien zu, das Beſte zu erſtreben, und ſo kam es (wie namentlich ſein letztes Colleg zeigte), daß er auch ganz fremden Standpunkten, wie z. B. der zeitgenöſſiſchen engliſchen und franzöſiſchen Philoſophie, die ihm doch gewiß nicht congenial war, durchaus gerecht werden konnte. Daß er, wie ſoeben ausgeführt, gewiſſe Philoſophen, die ihm gar zu ſehr wider den Strich gingen, nicht leiden konnte, war mehr Sache des Temperaments als der Reflexion.

Schließen wir unſere Charakteriſtik mit einem typiſchen Zuge ab. Gleich ſeinem großen Meiſter Plato war Steffenſen ein ariſtokratiſcher und vornehmer Menſch. Das horaziſche „odi profanum volgus“ gilt, trotz aller Chriſtlichkeit Steffenſens, für beide. Es gibt ja gewiſſe, hochbedeutende Menſchen, die zu allen ihren Mitpilgern in geiſtiger Beziehung können gedacht werden; ſo von dem Philoſophen erſten Ranges Sokrates, ſo von unſern hieſigen Profeſſoren etwa Schönbein. Dieſe ſind Demokraten von Gottes Gnaden geweſen. Aber es gibt auch Ariſtokraten, die nicht weniger werth ſind. Zu dieſen gehören Plato und Steffenſen. Man kann ſich den letztern mit dem beſten Willen mit gewiſſen Menſchenſorten nicht im Geſpräche denken oder — mag er es vielleicht in früherer Zeit auch einmal gethan haben — ſich vorſtellen, daß er in eine Zeitung was immer, über oder unter den Strich, geſchrieben habe. „Haussez vos chaires“, hat einmal Vinet geſagt; Steffenſen hat ſein ganzes Leben wie auf einer erhabenen Kanzel oder, wie Bacon von Plato ſagt, auf einem hohen Felſen zugebracht.

Ueber die geſchichtliche Stellung des Verewigten nur ein Wort. Werden wir ihn deshalb geringer ſchätzen, weil er in ſeiner Demuth, die mit wahrem Stolze ſo gut zuſammengeht, ſo wenig hat drucken laſſen und nicht zum Abſchluß gekommen iſt?

Iſt er nicht mit ſeinem Munde ein mindeſtens ebenſo großer Säemann geweſen, als die meiſten anderen mit ihrer Feder? Es will uns ſcheinen, als gelte von ihm, was er ſelber von Plotin geſagt hat: „wäre er in die rechte Zeit gefallen, er würde ein Platon geworden ſein.“ Steffenſen war ein großer Epigone einer großen Zeit, der zu uns nüchternen Langweilern wenig gepaßt hat. Wäre ſeine Manneskraft in die Wende des vorigen zu dieſem Jahrhundert gefallen, wer weiß, vielleicht hätte er mit Fichte und Schelling, von dem Impetus des Zeitalters erfüllt, auf dieſes ſelber allmächtig eingewirkt. Wir zählen es gerade zu ſeinen Vorzügen, daß er die Discrepanz zwiſchen ſich und dem Geiſt der Jahrzehnte, in denen er lebte, gründlich durchſchaute und im litterariſchen Auftreten ſo zurückhaltend war. Philoſophie und Dichtung im großen Stile ſtammen nicht aus der Willkür der Menſchen, ſondern ſie gehen aus dem fruchtbaren Schooß der Zeit ſelber hervor, und die einzelnen menſchlichen Gehirne ſind nur ihre Werkzeuge. Unſere Zeit aber bedeutet eine *Pauſe* in der großen, weltgeſchichtlichen, ſchaffenden Dichtung ſowohl als Philoſophie; wer das bei Zeiten einſieht, wird ſich nicht ſpäter über mangelndes Verſtändniß bitter zu beklagen haben. Steffenſen *hat* es eingeſehen.

In ſolchen Zeiten bleibt außer der hiſtoriſchen Forſchung und der Bearbeitung der einzelnen Disciplinen nur die ſtill und individuell arbeitende Philoſophie, die perſönlich mehr in *Fragen* als in Antworten, und in der tranſitiven Leiſtung mehr in der *Anregung* als im dogmatiſchen Docieren beſteht. Welche Art des Philoſophierens aber paßte beſſer zu einer Univerſität wie der unſrigen, an der es ſich viel weniger darum handelt, ſogenannte Fachphiloſophen heranzuziehen, als in den dazu befähigten Angehörigen der verſchiedenen Facultäten für die höchſten Dinge das *Verſtändniß* zu wecken?

Jetzt ist er begraben, der rastlose Kämpfer. Er ist in seinem christlichen Glauben und als echter Platoniker mit Sehnsucht gestorben. Bei der Leichenfeier vernahm man nach seinem ausdrücklichen Wunsche, außer wenigen bescheidenen Notizen über seinen Lebensgang, nur Gottes Wort, eine Anzahl großentheils noch von ihm selber ausgesuchter Bibelsprüche. Zum letzten Mal stellte er sich vor seinen ehemaligen Zuhörern unter die species aeterni, wie er sie verstand. Nur das Schlußgebet in der Kirche und die Rede des Rector Magnificus an dem Grabe deuteten an, was er gewesen. Unsere Alma Mater weiß es; unsere Vaterstadt aber wird es sich immer als eine ihrer ganz großen Ehren anrechnen, diesen guten Fremdling beherbergt und an sich gefesselt zu haben. Zum Schlusse aber wissen wir kein besseres Wort, als dasjenige, welches (jedenfalls nicht von ihm selbst gewählt) das letzte der im Münster verlesenen Bibelworte war, und welches auch auf Fichte's Grabmal in Berlin steht: das Wort aus dem Propheten Daniel: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne ewiglich."

Basler Grund und Boden und was darauf wächst.

Von Hermann Chriſt.

Es iſt vielleicht ein Wagniß, in einem Jahrbuch, das bisher ausſchließlich hiſtoriſche Arbeiten oder ſchöne Litteratur geboten und ſich nach dieſem Stoff auch ſeinen Leſerkreis ausgewählt hat, einige Seiten mit Naturgeſchichte zu füllen. Immerhin rechnet der Verfaſſer auf zwei Momente, mit welchen er ſich den „geneigten" Leſer auch wirklich geneigt machen möchte. Einmal wird das Stück Natur, das zu ſchildern ihm anliegt, unſere nächſte Heimat betreffen und ſomit den Schauplatz uns näher bringen, auf dem die Geſchichte unſerer kleinen Basler Menſchheit ſich entwickelt. Und dann beſchränkt ſich ja auch die Naturgeſchichte ſchon längſt nicht mehr auf bloße Schilderung der Erſcheinungen in ihrer heutigen Geſtalt; ſie macht vielmehr ihrem Namen Ehre

und folgt nicht bloß mit Vorliebe, ſondern mit heißem Bemühen den Spuren des Vergehens und Werdens, ſo daß die Parallele zwiſchen der Geſchichte der Menſchheit und des einzelnen Menſchen mit der Geſchichte der Erde und ihrer einzelnen Glieder immer klarer hervortritt.

Vor mehr als dreißig Jahren hat Peter Merian in kurzen meiſterlichen Zügen [1]) den Basler Boden, deſſen Geſtaltung und Bearbeitung durch die großen Naturkräfte geſchildert, und wir werden gut thun, ſeinen Spuren zu folgen, denn einen Führer von gleicher Sicherheit würden wir unter dem lebenden Geſchlechte nicht finden.

Baſels Lage iſt eine mit Recht geprieſene. Wo der Rhein, nachdem er faſt noch als Alpenſtrom den Bodenſee verlaſſen und durch die Engpäße und Stromſchnellen am Südrand des Schwarzwaldes ſich durchgewunden, in freierem Gelände ſeinen großen Umſchwung nach Norden vollzieht; wo die drei Gebirge: Jura, Schwarzwald und Vogeſen zurücktreten und in milden Hügeln gegen das Strombett ausklingen: da liegt unſere Stadt, und gerade da haben die erſten Anſiedler ſich hingebaut, wo die Ufer des Stromes hinreichend eingeengt ſind, damit die Gewäſſer alle Geſchiebe, die von oben anbringen, weiter nach unten mit ſich fortführen, wo daher die Ufer eine große Beſtändigkeit beibehalten. Ganz anders verhält ſich's gleich unterhalb Baſel, wo das Strombett ſich ausbreitet, wo die Geſchiebmaſſen ſich ablagern und wo nur mühſam und allmälig durch Verbauungen einige Ruhe und Stetigkeit in die fortwährend ſich verändernden Fluß- und Uferlinien zu bringen iſt.

---

[1]) Eröffnungsrede bei der 41. Jahresverſammlung der ſchweizeriſchen naturforſchenden Geſellſchaft am 25. Auguſt 1856. (In den Verhandlungen der Basler naturforſchenden Geſellſchaft dieſes Jahres.)

1. Alluvium.

Die Stätte, auf welcher unſer kleines Gebiet ſich ausbreitet, heißt in ihren oberſten Schichten mit vollem Recht aufgeſchwemmtes, in Geſtalt von Geröll abgelagertes Land, und Rhein, Wieſe und Birs nahmen an deſſen Anſchwemmung Antheil.

Eine wunderbare Muſterkarte, oder beſſer: ein durch des Herrn Hand ſelbſt zuſammengebrachtes, großartiges Kabinet geologiſcher — freilich hie und da etwas unhandlicher — Handſtücke ſtellt dieſe Gerölllmaſſe dar. Alle erdenklichen Urgeſteinsarten der innern Alpen und des Schwarzwaldes ſind hier den Kalkgebirgen der Voralpen und des Jura beigemengt, und wer ſucht, kann ſich daraus die ſchönſten Seltenheiten zuſammentragen. Alle Arten von Granit, Kieſel- und Hornblendegeſteinen in den bunteſten Farben bieten ſich dar, etwa auch ein Serpentin aus dem obern Werathal, und in weißes Quarz eingeſprengt ſind ſogar ſchon Spuren von Gold geſehen worden. Mehrfach, namentlich an der Oberfläche der Lager, backen die Gerölllmaſſen zu einer neu und unter unſern Augen ſich bildenden Nagelfluh zuſammen, indem das Regenwaſſer die Kalkbeſtandtheile auflöst und dieſe durch Tuffbildung als Bindemitttel für die Rollſteine dienen.

In dieſen Gerölllſchichten ſind Ueberreſte unſerer jetzigen Schöpfung natürlich nicht ſelten. Die Tuffbildungen zeigen Abdrücke von Buchenblättern und Schalen unſerer gewöhnlichen Schnecken. Zuweilen ſetzen auch ganz wunderbare Fünde unſere Gelehrten in gerechtes Erſtaunen. So wurden bei Nachgrabungen im Biſchofshof merkwürdig große Fangzähne des Ebers zu Tage gefördert, deren Urſprung jedoch Peter Merian einfach in die Küche des Biſchofs verweiſt, wo es einſt hoch herging und man ausgiebig für derartige Foſſilien ſorgte; Walfiſchknochen, die bei Neudorf ausgegraben wurden, erklärt er aus einer früher am Rhein

herrschenden Sitte der Flößer, solche Trophäen auf der Rückreise aus Holland mitzubringen. In die neueste Zeit fällt der Fund eines wohlkonservierten Rochen, der die Gelehrten der Gemeinde Kleinhüningen in bedeutende Aufregung versetzte, bis er von Feinschmeckern aus der Stadt als Küchenreliquie eines Fischhändlers erkannt wurde, der sich im wohlverstandenen Interesse seiner Kunden des nicht mehr allzufrischen Nordseebewohners entledigt hatte. In sehr alte Zeiten jedenfalls reichen dagegen Hirschgeweihe hinauf, die in Begleitung von plattgedrückten Baumstämmen im Innern der Stadt im St. Albanthal gefunden wurden, und noch früher müssen die mächtigen Schlammlager abgesetzt worden sein, die man in und über dem Niveau der Birsfelder Eisenbahnbrücke durchschnitten hat, und in denen Landschnecken der heutigen Arten sich fanden. Sie liegen etwa 50 Fuß über der Birs, also hoch über der jetzigen obersten Fluthmarke dieses Flußes. Der Fruchtbarkeit unserer Ebene thut die häufig zu Tage tretende Geröllschicht namhaften Abbruch, besonders hindert sie die gute Entfaltung der Bäume. Sobald dieselben mit ihrer Pfahlwurzel auf die Gerölle stoßen, machen sie in ihrem Wachsthum Halt. Die abgestorbenen Wipfel aller ältern Eichen, die auf der Fläche unseres Hardtwaldes stehen, geben hiefür Zeugniß.

2. Glacialbildungen.

Unter diesem obersten aufgeschwemmten Land treffen wir eine zweite Trümmer- und Geröllbildung von theilweise ganz ähnlicher Entstehungsweise und Zusammensetzung. Es sind aber zwei Punkte, in denen sie sich von der obersten Schicht unterscheidet: einmal treten die Ablagerungen in weit größerem Maßstabe auf, so daß sie die heutigen Gewässer nicht abzusetzen vermochten, und die darin erhaltenen organischen Reste sind nicht mehr mit den

lebenden völlig identiſch. In unſerm Rheinthal bilden dieſe Schichten eine Reihe ſcharf bezeichneter, ſehr regelmäßig längs des Fluſſes ſich hinziehender, flußabwärts allmälig abnehmender und zuletzt in der Ebene des Rheinthales ſich verlierender Terraſſen. Sie ſind es, welche mit dem Einſchnitt des Birſigbettes zu der hügeligen Unebenheit unſerer Stadt zunächſt beitragen. Die oberſte dieſer Terraſſen iſt aus einem gelben, ſandigen Lehm gebildet, den wir Löß nennen und der in neueſter Zeit, ſeit Richthofen's chineſiſcher Reiſe, ein Gegenſtand beſonderer Aufmerkſamkeit geworden iſt.

Unſer Löß iſt jedem Basler bekannt, den ein Spaziergang je einmal auf die Höhe des Bruderholzes führte, welches ganz aus dieſer Lehmmaſſe beſteht. Er erhebt ſich in einer Dicke bis 100 Fuß, gegen 400 Fuß über den Rhein und zieht ſich ſtromabwärts an den Flanken der Hügel bis gegen Mülhauſen. Noch weiter unten: am Kaiſerſtuhl, zieht ſich ein großartiger Mantel von Löß um die iſolierte, mitten im Rheinthal ſich erhebende Baſaltmaſſe jenes kleinen Vulkans herum bis zu deſſen Höhe.

Aber was will unſere Lößbildung trotz ihrer Mächtigkeit ſagen gegen die Bedeutung, welche dieſe Lehmſchicht im mittleren China, im obern Flußgebiet des Gelben Flußes bis hinauf zu den Höhen des weſttibetaniſchen Hochlandes erlangt! Hier erreicht er bis 2000 Fuß ſenkrechter Ausdehnung, geht am Rande der Gebirge bis in Höhen von 2400 Meter und höher hinan, und bedeckt einzig im Becken des Hoang-Ho ein Gebiet, anderthalbmal ſo groß als das deutſche Reich. Hier giebt er der ganzen Landſchaft und dem ganzen Leben ſein Gepräge. Millionen von Menſchen wohnen in den Höhlen, die ſie in die Wände der Lößabhänge graben; bei der äußerſten Trockenheit jener Gegenden iſt derſelbe Löß, der unter unſerm regenreichen Himmel ſo fruchtbar iſt, eine ſtets trockene Maſſe von größter Unfruchtbarkeit,

die nur in langen Zwiſchenräumen von furchtbaren Regengüſſen und Ueberſchwemmungen zerriſſen wird, und wenn man näher zuſieht, ſo zeigt es ſich, daß eine ganze Welt von Ruinen einſt blühender Städte vom Löß mehr oder weniger bedeckt iſt, denn er ſchreitet, unter dem Einfluß der Weſtwinde vom centralaſiatiſchen Plateau her, ſtetig nach Oſten fort, bedeckt als tiefer Staub das Land und verwandelt es in eine Einöde. Die Stadt, welche einſt Reſidenz des Kaiſers war, und in welcher Marko Polo ſo freundlich aufgenommen wurde, iſt längſt vom Löß erreicht, und liegt in Ruinen; tauſende von Kaufleuten ernähren ſich heute mit dem Verkauf der Alterthümer, die ſie aus dem Löß herausgraben, und die bis in eine Zeit von 2000 Jahren vor Chriſti Geburt hinaufreichen. Wir ſehen: es liegt hier eine Erſcheinung weittragender Bedeutung vor uns, die wir bei uns nur in kleinen Anfängen kennen, und es iſt kein Wunder, wenn die Frage der Entſtehungsart des Löß die Geologen beſchäftigt.

Peter Merian hält dafür, daß der Löß nur von fließendem Waſſer abgeſetzt ſein kann; wäre er der Niederſchlag eines Sees, ſo müßte er nicht bloß Schalen von Landſchnecken — deren er eine große Menge in ſehr guter Erhaltung einſchließt — ſondern auch ſolche von Süßwaſſerſchnecken enthalten, die ihm aber fehlen. Eine dritte Entſtehungsart kommt unſerm großen Geologen noch nicht in Frage. Es war erſt Herrn v. Richthofen vorbehalten auf dieſe dritte zu kommen. Angeſichts der ungeheuern, einheitlichen Bewegung, welche der Gebirgswind der Lößmaſſe Chinas mittheilt, wo eine allmählig fortſchreitende „Verlößung“ ganze Provinzen bedroht, nimmt er eine nicht wäſſrige, ſondern luftige (aeriſche) Entſtehungsweiſe dieſes Lehmes an. Nach ihm iſt es der Wind, welcher das Trümmergeſtein am Fuß der Hochgebirge Tibets trifft, deſſen kleinſte Theile unabläſſig mitführt und ſie als Löß in den Thälern abſetzt. Damit ſtimmt manches in der Structur des

Löß auch trefflich überein. Er zeigt keine entſchiedene Schichtung, nur eine feine Blätterung, die füglich den Perioden in der Stärke des Windes entſprechen kann; auch erklärt die feine, allmählige Windwirkung die gute Erhaltung der dünnen Schneckenſchalen in der dichten Lehmmaſſe. Unſere Schweizer Geologen, wie auch der Süddeutſche Sandberger, der die Frage beſonders verfolgt, haben dieſe Theorie nicht acceptiert, ſondern treten noch immer für die Ablagerung des Löß aus Waſſer ein. Der Löß muß — ſagen ſie — ſtets mit Raſen bewachſen geweſen ſein, denn ſonſt wäre die dichte Beimengung von pflanzenfreſſenden Landſchnecken durch ſeine ganze Maſſe hindurch gar nicht erklärbar; er muß ſich allmälig durch Waſſerüberrieſelung erhöht haben, welche dem Raſen ſeine Nahrung gab. Der Streit iſt noch im Fluß: am Ende hat Richthofen für China und Merian für unſern rheiniſchen Löß, jeder bis zu einem gewiſſen Punkte Recht!

Doch welcher Natur ſind nun die Einſchlüſſe dieſes Lehmgebirges? Neben einer Maſſe von harten, ſeltſam geformten Lehmknollen, die bei uns „Lößmännchen", bei den nach Gewürzen lüſternen Chineſen aber „Steiningwer" heißen, ſind es zahlloſe Landſchnecken, und ſie ſind es, die uns die Altersſtufe der ganzen Bildung als glaciale, der Gletſcherzeit angehörige enthüllen. Denn es fehlen darin gänzlich die Schnecken unſerer wärmeren Standorte, beſonders die Weinbergs- und Gartenſchnecke [1]), und es ſind nur Arten der kühlern Gegenden nebſt zwei entſchieden alpin-nordiſchen vorhanden, von denen eine heute die höhern Gebirge [2]) und die andere [3]) nur den hohen Norden bewohnt. Dies ſetzt das Klima der Gletſcherzeit voraus, deſſen Temperatur um mehrere Grade tiefer war als das heutige. Damit ſtimmen aber auch die im Löß gefundenen Knochen von Säugethieren überein.

[1]) Helix pomatia, H. hortensis.

[2]) Helix arbustorum alpestris. [3]) Pupa Columella.

Vor allem war es eine Stelle hinter dem Iſteiner-Klotz, die eine reiche Ernte ſolcher Ueberreſte lieferte; denn ſchon in jener frühen Zeit bildete der Jura-Felſen von Iſtein den Riegel, hinter dem als in einer ruhigen Bucht die Leichname der Thiere anländeten, wie dies heutigen Tages noch bei den Leichen der Menſchen beobachtet wird, die in Baſel dem Rheine zum Opfer fallen. Jetzt iſt durch den Bau der badiſchen Eiſenbahn dieſe Fundſtelle unzugänglich. Die Reſte gehören meiſt dem behaarten Elephanten[1]) der Gletſcherzeit an, deſſen rieſige Stoßzähne in unſerm Löß ziemlich häufig ſind. Seltener ſind Zähne des demſelben Klima angehörenden Rhinoceros[2]), des Diluvialpferdes[3]), und die Geweihe und Knochen des ausgeſtorbenen Urochſen[4]), des Schelch[5]), der Höhlenhyäne[6]) und des Höhlenbären[7]). Peter Merian führt an, daß unſer Muſeum von letzterm Raubthier einen Zahn beſitzt, der bereits 1565 aufgehoben worden iſt, ein Beweis, daß in Baſel das Intereſſe für die Geologie nicht erſt von heute datiert, ſondern bis zur Reformationszeit zurückreicht.

Unter dem Löß treffen wir auf Sand und Geröllmaſſen, die oft nur ſehr ſchwer vom neueren aufgeſchwemmten Land zu unterſcheiden ſind. Unzweifelhaft ſind ſie von mächtigen Waſſerläufen abgeſetzt.

3. Tertiärbildungen.

Was unter dieſen zwei Niveaux: dem neu aufgeſchwemmten und dem Glacial- oder Diluviallande folgt, gehört einer weſentlich andern, frühern Periode an: der Tertiärzeit, in welcher ein wärmeres Klima und eine ſüdlichere Schöpfungswelt herrſchte als heute.

---

[1]) Elephas primigenius.
[2]) Rhinoceros tichorrhinus.
[3]) Equus adamiticus.
[4]) Bos priscus.
[5]) Cervus euryceros.
[6]) Hyaena spelaea.
[7]) Ursus spelaeus.

Dieſe Bildung, ſoweit ſie unſer Stadtgebiet berührt, gehört einem Meerbuſen an, der ſich rheinaufwärts bis in unſere Gegend erſtreckte und deſſen obere Ränder — gebildet durch die Felſen des Jura von Lörrach her über Dornach und Ettingen, bis Rodersdorf und weiter — durch Ablagerungen von Meermuſcheln und ſehr großen Haifiſchzähnen, ja an einer Stelle durch eine förmliche Auſternbank bezeichnet ſind. Im Stadtareal ſtoßen wir, nach Durchbohrung des Gerölls, auf dieſe Etage in Geſtalt eines feinen Sandſteins, hauptſächlich aber eines ausgedehnten Lagers blauer Thonmergel, ohne Zweifel des feinen Schlammes und Sandes, der ſich in der Tiefe des Meerbuſens, fern von ſeinen Ufern abgeſetzt hat. Dieſe Mergelſchicht iſt es, welche uns unſere ſämmtlichen alten, tiefgelegenen Stadtbrunnen, die ſogenannten Lochbrunnen (Poſtbrunnen, Gerberbrunnen ꝛc.) lieferte; ſie iſt undurchdringlich für das Waſſer, das durch das Geröll durchſickert und auf der Sohle der Mergelſchicht dem Rhein zufließt; ihre Mächtigkeit überſteigt 192 Fuß. Nur ganz ſelten tritt dieſe Tertiärſchicht zu Tag: ſo in frühern Jahren im Einſchnitt des Birſigs bei Binningen; meiſt iſt ſie tief zugedeckt von den Geröllen der neuern Bildungen. Sie zeigt die erwähnten Meermuſcheln, namentlich die Leitmuſchel[1]), aber nicht ſo häufig, als ſie am Rande des Meerbuſens ſich angeſetzt haben.

Ueber dieſem marinen Mergel lagert ſtellenweiſe ein grünlichgrauer Sandſtein (Molaſſe), der an gleicher Stelle bei Binningen in den 50er Jahren gut zu Tage trat. Er verdankt nicht dem Meerwaſſer, ſondern einem Süßwaſſerſee ſeinen Urſprung, denn es finden ſich in ihm keine Meerconchylien, ſondern einzelne Landſchnecken, und beſonders viele und wohl erhaltene Pflanzenreſte, beſonders Baumblätter, unter denen ſich eine hübſche Lorbeerart aus der Gruppe der

[1]) Ostrea plicata.

Zimmtbäume und Spuren von Fächerpalmen mehrfach bemerklich machten, entſprechend dem ſubtropiſchen Klima dieſer Epoche.

Ueber dieſer Tertiärbildung kommt hie und da ein weiteres Glied derſelben, namentlich an der ſüdlichen Ecke des Tüllinger Berges, zum Vorſchein. Merian nennt ihn den Süßwaſſerkalk, weil er in Fülle Spuren von Süßwaſſerſchnecken enthält, alſo den Niederſchlag aus einem Landſee darſtellt. Was dieſe ziemlich feſte, dichte und weiße Tertiärſeekreide auszeichnet, ſind die gleich Korianderkörnern in ihr zerſtreuten, trefflich erhaltenen, in ſchiefer Spirale aufgewickelten Früchte einer Waſſerpflanze, der Chara, welche freilich ungefähr zehnmal größer geweſen ſein muß, als die heute bei Neudorf lebenden Arten.

Das oberſte Glied der Tertiärformation ſtreift vom Sundgau her bis gegen Baſel und wiederholt ſich auf dem Plateau von Baſelland: es iſt eine Geröllſchicht, die Vogeſengeſteine enthält, ein Beweis, daß damals die Waſſer nicht immer in der Richtung der jetzigen floſſen. Dieſe Schicht wies ſich durch den Fund des Zahnes eines der großen tertiären Vierfüßler [1]) ſicher als tertiär aus, obſchon ſie ſich nur ſehr ſchwer von den ähnlichen diluvialen Geröllmaſſen unterſcheiden läßt.

So ergiebt ſich denn an der Hand unſeres Meiſters die Geſchichte des Basler Bodens in folgenden Epochen:

Das Thal zwiſchen Jura, Vogeſen und Schwarzwald, das heutige Rheinthal, hatte ſchon frühe im allgemeinen die gegenwärtige Geſtalt. Zur Tertiärzeit reichte ein Meeresarm vom Elſaß aufwärts bis ins vordere Wieſenthal und quer hinüber am Jurarand hin, in deſſen Tiefe unſer heutiges Stadtareal ſich barg. Der Niederſchlag dieſes Meeres bildet die bekannte blaue Lettſchicht unſeres Untergrundes. Nachdem das Meer, ohne Zweifel durch allmälige Hebung des Landes, zurückgewichen, füllte

[1]) Dinotherium.

ein großer Süßwaſſerſee unſere Gegend aus, in deſſen ſandigem Depot die Blätter des Tertiärwaldes ſich erhielten, der ſeine Ufer beſchattete. Dieſer See verſchwand und es erhielten ſich einzelne kleinere Becken, deren eines den Süßwaſſerkalk von Tüllingen abſetzte, der allerdings ſeither durch Hebung in bedeutende Höhe gerückt iſt. Nach Abfluß oder Verdunſtung dieſer Becken blieb feſtes Land mit dem heutigen, freilich noch ſehr vergrößerten Waſſerlauf des Rheines und ſeiner Nebenflüſſe, und in dieſe Zeit fällt auch die Abkühlung des Klimas, welche man mit dem Namen der Eiszeit bezeichnet. Dieſe Waſſer haben den Löß und die Gerölle angeführt, die Terraſſen unſeres Thales angelegt und unſer heutiges Niveau hergeſtellt. Die höchſten Waſſermaſſen mußten auch die höchſten Ablagerungen, alſo den Löß anlegen; die tiefern Geröll- und Nagelfluhſchichten verdanken den ſpätern niedrigeren Waſſerſtänden, die nicht mehr zum höchſten Niveau des Löß hinaufreichten, ihren Urſprung. Die Hauptablagerung dieſer Schichten fand während der Glacialzeit ſtatt, deren Dauer, nach ihrer großen Mächtigkeit zu urtheilen (bei uns gegen 100 Fuß), eine ganz ungemein lange geweſen iſt. Die geologiſche Neuzeit hat freilich auch ſchon eine Geröll- und Schlammſchicht von über 50 Fuß zu Stande gebracht.

4. Die Gebirge unſeres Horizontes.

Um dieſen engſten Schauplatz unſerer Erdgeſchichte zieht ſich nun in großartigem Bogen die Gebirgswelt hin: im Norden die beiden uralten Urgebirge Schwarzwald und Vogeſen, im Süden das reine Kalkgebirge des Jura. Die beiden erſtern ſind geologiſch *ein* breites Gebirge; hüben und drüben entſprechen ſich die Geſteine, namentlich auch der Mantel von rothem Sandſtein und der nach einwärts folgende ältere der Grauwacken, vollſtändig, und ſie beſtanden ſchon lange, bevor durch ihre Mitte die Spalte

entſtand, welche ſpäter zum Rheinthal ſich erweiterte. Unſer Stadtgebiet tritt in Berührung mit dieſem Urgebirg durch das klare Waſſer der Wieſe und den in unſern Haushaltungen ſo geſchätzten Quarzſand, welchen ſie herabführt aus dem Granitgebiet, deſſen Flora in einzelnen Vertretern im Sand des Flußes bis zu unſerer Wieſenbrücke herabkommt[1]). Eine beſondere Spende des Wieſenquellgebiets an die Stadt beſteht in dem herrlichen, unterirdiſchen Reſervoir reinſten, kalkfreien Waſſers, welches ſich in der Ebene um die Ausmündung der Wieſe findet, und aus welchem ein großes Pumprad unſerer ſtädtiſchen Waſſerleitung den qualitativ beſten Theil ihres Inhalts zuführt und das harte, übermäßig kalkführende Grellingerwaſſer verbeſſert. Der Mantel der Triasformation, welcher den Schwarzwald umgiebt, tritt am Grenzacherhorn und bei Inzlingen ganz nahe an den Rhein und liefert uns die ſchweren, hygroſcopiſchen Bauſteine aus Muſchelkalk, die wir als „Hornſteine" verwenden, ſowie die rothen Sandſteine, welche unſerm Münſter ſeine Farbe verleihen. In dieſer Formation iſt es auch, wo das Steinſalz, freilich erſt in großer Tiefe, ſich findet. Durch tiefe Schächte wird Waſſer eingeleitet, welches das Salz auslaugt und dann als geſättigte Sohle empor gepumpt wird. Dieſe Sohle wird bekanntlich in mehrern benachbarten Salinen geſotten, deren leider keine auf unſerm ſtädtiſchen Boden liegt. Bohrungen haben nur Ausſicht auf Erfolg, wenn ſie an der tiefſten Stelle der Thalſole ausgeführt werden können, ſo daß weiter abliegende und höhere Stellen ſtets nur Täuſchungen bereiteten. Auch die unter der Trias auftretende Kohlenformation iſt uns unerreichbar, und dadurch auch unſre Induſtrie vor jenem Aufſchwung bewahrt, deſſen Kehrſeite ſtets auch ſociale Uebel ernſteſter Art ſind: eine Erwägnng, die uns Basler

[1]) Silene alpestris. Corrigiola littoralis. Teesdalia nudicaulis. Galeopsis ochroleuca etc.

und Schweizer mit unſerer beſcheidenen induſtriellen Lage vollſtändig ausſöhnen ſollte.

Etwas weiter zurück, auf dem Plateau des Schwarzwaldes, das gegen den Rhein ſich abdacht, beginnt über zuſammenhängendem Tannenwald voll hoher Farrenkräuter bereits eine eigenartige, uns fremde Welt: die Hochmoore von Jungholz und Ottenhöfen, wo die ganze Flora des Torfmoors ſich entfaltet. In einer Höhe von 1000 Meter breiten ſich hier kalte Moore aus, deren Mitte von mächtigen Polſtern des Torfmooſes erfüllt iſt, aus dem die knorrige Moosbirke und einzeln auch die Bergkiefer ſich erheben. Vier Heidelbeerarten bilden mit der reizenden Andromeda ein tiefgrünes, niedriges Unterholz, und über dem dunkeln Grund wiegt ſich der citrongelbe Falter der alpinen Hochmoore. Hier wachſen in Fülle die niedlichen Sonnenthauarten, die als „fleiſchfreſſende Pflanzen" plötzlich berüchtigt geworden ſind.[1])

Der Jura tritt im Wartenberg und den Bergen, die den Eingang des Birsthals bilden, bis in nächſte Nähe unſeres Stadtgebiets heran und liefert dem Städter die erſten und nächſten Bilder von Wald, Felſen und urſprünglicher Natur. Scharf contraſtiert der im Ganzen wagrecht ſtreichende Jura mit ſeinen deutlichen Schichten und plötzlich eingeſchnittenen Cluſen und Flühen gegen die abgerundeten Kuppeln und Dome des Schwarzwaldes und der Vogeſen, von denen uns in der edeln Linie des Blauen ein ſo ſchönes Beiſpiel täglich vor Augen ſteht. Auf dem harten, weißlichen, in ſcharfe, kantige Trümmer zerfallenden Kalk des Jura herrſcht der Niederwald der Buche, welche hier dicht und üppig wächst; nur ſelten trifft man kleinere Einſprengungen von Weißtannen und einzelne Rothtannen. Da wachſen nicht die

[1]) Sphagnum. Betula pubescens. Pinus montana. Vaccinium Myrtillus, Vitis idaea, uliginosum und Oxycoccos. Andromeda polifolia. Colias Palaeno. Drosera rotundifolia und longifolia.

hohen Stauden und Farren des Schwarzwaldes: alles ist mager und sparsam auf dem steinigen Waldboden, aber um so schöner leuchten auf den Wiesen die zahlreichen Orchideen, und manche reizende Felsenpflanze des höhern Jura steigt hinab bis auf die Höhen zunächst der Stadt, namentlich an der herrlichen Schartenfluh, die als felsige Hochwarte eine tiefe schattige Waldschlucht und darüber das ganze weite Rheinthal so malerisch beherrscht.[1])

5. Die Basler Pflanzenwelt.

So gestaltet sich nun, wenn wir den Umkreis etwas weiter nehmen, und den Beginn der beiden Bergregionen in Jura und Urgebirg hereinziehen, die heutige Flora unseres Gebietes ungemein mannigfaltig.

Maßgebend für die Physiognomie der Pflanzenwelt ist die mächtige Depression der Rheinfläche, die in einer Ausdehnung von über zwei Breitegraden von Basel bis Bingen in streng südnördlicher Richtung sich hinzieht, in so allmäliger Steigung, daß die Meereshöhe von Basel (248 M.) bis an die Grenze des untern Elsaß (104 M.) nur um 144 M. fällt. Dieses Thal zeigt in Folge der durch Geschiebmassen vielfach getheilten Wasser des Rheins und der Stauung seiner Nebenflüsse, eine ausgedehnte Kette von Sümpfen, reich ausgestattet mit einer Sumpfflora, welche die innere Schweiz nicht erreicht hat, sondern durch den Jura von ihr abgeschnitten blieb. Mit den Sümpfen wechseln sandige und kiesige Flächen ab, die mit Trockenheit liebenden Stauden und Sträuchern bestanden sind, und die Hügel, welche das Rheinthal selbst einrahmen, bieten vermöge ihrer sonnigen Lage eine sehr bemerkenswerthe Vegetation südlicher Pflanzen. Diese rheinische Flora rückt nun in ihren Sumpfbestandtheilen

[1]) Saxifraga Aizoon. Hieracium scorzonerifolium. Coronilla vaginalis. Globularia cordifolia. Thlaspi montanum etc.

hinauf bis eine Stunde von der Stadt, wo bei Neudorf und am Hüninger Kanal zwar nicht mehr die reiche Anzahl ſchöner Arten vorhanden iſt, die ich noch in den 40er Jahren beobachtete, aber immerhin noch ſtattliche Reſte einer einſt glänzenden Geſellſchaft von Waſſerpflanzen erhalten ſind. Da iſt mit der weißen Seerose die herrliche Blumenſimſe, das Pfeilkraut, der Froſchbiß und die edle Hottonie[1]) neben einer Menge unſcheinbarer Formen; etwas weiter unten auch die ſibiriſche Schwertlilie, Lachenals Weinbolde, Neſtlers Wieſenraute und als Flüchtling aus den Alpen der ſchlauchige Enzian.[2])

Der trockene Alluvialboden zeigt das flockige Wollkraut, die gefleckte Flockblume, Gérads Wolfsmilch, die wohlriechende Scabioſe, den Mäuſeſchwanz, die Falcarie, das galliſche Fadenkraut, die röthliche Craſſula, das dodonäiſche Weidenröschen, und in den Reben bei Riehen die gelbe Winterblume.[3]) An den weißen Corallen-Kalkfelſen des Iſteiner Klotzes und zum Theil an dem Muſchelkalk des Grenzacher Horns[4]) ſtehen die Schwertlilie, die edle Schafgarbe, das Federgras, die Anemone, der Diptam, das Leinkraut, die Riemenzunge, das graue Fingerkraut, die Mahalebpflaume, ja ſelbſt die durchaus ſüdliche Wicke von Narbonne und die bodenblüthige Segge; der Buchs bildet bei Lieſtal und Grenzach Maſſen, und die gelbe Kronwicke iſt ein gemeiner Strauch unſrer Hügel; auch die flaumige Eiche[5]) gehört zu dieſer Gruppe. Es

---

[1]) Nymphaea alba. Butomus umbellatus. Sagittaria sagittifolia. Hydrocharis morsus Ranae. Hottonia palustris.

[2]) Iris sibirica. Oenanthe Lachenalii. Thalictrum galioides. Gentiana utriculosa.

[3]) Verbascum floccosum. Centaurea maculosa. Euphorbia Gerardiana. Scabiosa suaveolens. Myosurus minimus. Falcaria Rivini. Filago gallica. Crassula rubens. Epilobium Dodonaei. Eranthis hyemalis.

[4]) Iris germanica. Achillea nobilis. Stipa pennata. Dictamnus albus. Chrysocoma Linosyris. Himantoglossum hircinum. Potentilla cinerea. Prunus Mahaleb. Anemone silvestris. Carex gynobasis. Vicia Narbonensis.

[5]) Quercus pubescens.

iſt das in ihrer Geſammtheit eine Flora, wie die nördliche Schweiz ſie nirgends in dieſer Zuſammenſetzung bietet, und in welcher einzelne auffallend ſüdliche Formen auftreten, die theils längs des Jura, theils von Weſten her eingedrungen ſind.

Baſels Klima iſt auch eines der mildeſten unſeres ſchweizeriſchen Gebiets auf der Nordſeite der Alpen, und übertrifft nicht nur alle Stationen des ſchweizeriſchen Plateau, ſondern auch die des ganzen oberhalb Baſel gelegenen Rheinthales, ſelbſt des ſo bevorzugten Chur. Das Mittel von 1851 bis 1880 ergiebt als mittlere Jahrestemperatur in Graden Celſius 9.6, und für die Monate:

Januar	Februar	März	April	Mai	Juni
0.4	2.1	4.8	9.7	13.4	17.2
Juli	Auguſt	September	Oktober	November	Dezember
19.2	18.5	15.0	10.0	4.1	0.5

während Baſel etwas regenreicher iſt als die Schaffhauſer Gegend (87 Centimeter; Schaffhauſen 83) und auch in ſeiner mittleren Bewölkung größere Trübung zeigt: für die Zeit von 1864 bis 1883 6.4 (64 % der Himmelsfläche). Es iſt hier deutlich der Einfluß der großen und breiten Waſſerflächen des Rheinthals, aber auch der Wälder zu ſpüren, die in großer Ausdehnung hüben im Schwarzwald wie drüben im Jura ſich ausbreiten. Iſt doch Baſelland mit 35 % Waldbeſtand einer der beſtbewaldeten Kantone der Schweiz.

Es verſteht ſich, daß mit der Annäherung an die Berge dieſe klimatiſchen Werthe raſch herabſinken. Eine klimatiſche Grenze eigenthümlicher Art wird durch die Verbreitung des Maikäfers bezeichnet, deſſen Entwicklungsjahre im Rheinthal von Baſel mit denen im Jura nicht zuſammenfallen; während es von der „Hülftenſchanze“ aufwärts von Maikäfern ſchwärmt, verharren die ſtadtbaſleriſchen Maikäfer noch als Engerlinge in den Tiefen der Erde und umgekehrt: während die Basler unter Aufſicht ihrer

hohen Polizei die obrigkeitlich vorgeſchriebenen Liter Maikäfer einzuſammeln ſich mühen, ruhen in Baſelland die lieben Thierchen noch friedlich in der Erde Schooß. Die Gelehrten beider Halbkantone ſind darüber noch nicht einig, ob dieſe tiefe Differenz im Heerlager der Maikäfer ſchon vor dem Jahre 1833 beſtand oder erſt in Folge dieſes Jahres ſich vollzog. —

An die campeſtre Flora unſerer Ebene und Hügel ſchließt ſich nun als zweites Glied unſerer Flora an: die unſerer Wieſen am Fuß des Jura und des Buchenwaldes, in welche von oben einzelne Vertreter der eigentlichen, ſubalpinen Bergregion eindringen, alles Arten der Kalkflora des Jura, wie denn auch ſelbſt der Apollo des hohen Jura vereinzelt bis in unſere Gegenden hinabſteigt.

Grundverſchieden iſt das dritte Glied: Die nordiſche Torfflora der nächſten Hochmoore des Schwarzwaldes. Das Sumpfveilchen, zwei Sonnenthaue, die niedrige Polygala, die drei Heidelbeeren, die Andromeda, die ſchon angeführten kleinen Sumpfbäume, mannigfache Torfſeggen [1]) bezeugen dies: es iſt ein Verein von Arten, der mit den ihnen als Unterlage dienenden Torfmooſen nur im eigentlichen Norden und auf den Höhen der granitiſchen Gebirge heimiſch iſt.

Hier ſind die Waſſer abſolut rein. Das Torfmoos mit ſeinen unzähligen löffelförmigen Blättchen wirkt durch Aufnahme und Verdunſtung des Regenwaſſers als ein Desinfektionsapparat vollkommenſter Art; dieſe große Verdunſtung drückt auch die Temperatur dieſer Hochmoore ſo ſehr herab, daß noch im Juni und Juli Nachtfröſte daſelbſt häufig ſind. Von unſern Kalkpflanzen iſt auch nicht eine zu finden, während die geringſte Spur von Kalk ſofort den Tod des Torfmooſes und damit jener ganzen Flora zur Folge hat.

Dehnen wir unſern Geſichtskreis noch weiter aus, bis zu

[1]) Viola palustris. Polygala depressa. Carex pauciflora etc.

den erſten Rücken der Vogeſen, ſo treffen wir im Ganzen auf dieſelben Verhältniſſe, wie im Schwarzwald, aber doch mit gewiſſen Unterſchieden. Am Fuß des Gebirges zeigen ſich, auf den gegen Morgen exponierten Hügeln bei Ruffach, einige Pflanzen von ganz ſüdlichem Charakter, die nicht bis Baſel hinaufgehen: der Blaſenſtrauch, der Kleinfuß, die Herbſtſcilla, umſchwirrt von einigen Inſekten, [1]) die wir erſt wieder in der eigentlichen Mittelmeergegend oder an der milden Küſte des Oceans ſüdlich von Bordeaux treffen. Höher, auf dem rothen Sandſtein, breitet ſich eine echte Sandflora aus: Maſſen gelben Ginſters, mehrere Gräſer, und am Waldſaum der rothe Fingerhut [2]) in erſtaunlicher Fülle. Ein beſonders ergreifendes Landſchaftsbild bieten aber die Höhen mit ihrem weiten Plateau, auf welchem ganz niedrige Buchenbeſtände ein eigentliches Krummholz bilden, während das Hauptareal mit einem kurzen Hochalpenraſen bedeckt iſt, wo das Nadelgras, der Alpenbärlapp, das Alpenveilchen [3]) ſich finden. Am ſchönſten aber ſind die ſteilen Abſtürze, überragt von Granitnadeln und Gräten, und abfallend in tiefe Trichter, deren Grund jeweilen ein blauer Alpenſee ſchmückt. Hier iſt an den quellreichen, ſelbſt im Auguſt noch einzelne Schneeflecke zeigenden Gehängen eine wahre Alpenflora ausgebreitet, und man kann ſich verſetzt glauben in unſere Walliſer Thäler in einer Höhe über 2000 Meter. Die weiße Alpenanemone bedeckt ganze Strecken; Eiſenhut, Steinbrech, Alpenlattich, ja ſelbſt das blaſſe Habichtskraut und die Roſenwurz [4]) unſrer höchſten Granitalpen drängen ſich in Fülle um die ſpringenden Quellbäche. Von beſonderm Intereſſe aber iſt,

[1]) Colutea arborescens. Micropus erectus. Scilla autumnalis. Heterogynis penuella.

[2]) Sarothamnus scoparius. Nardurus Lachenalii. Vulpia bromoides. Digitalis purpurea.

[3]) Nardus stricta. Lycopodium alpinum. Viola lutea.

[4]) Aconitum Napellus. Saxifraga stellaris. Mulgedium Plumieri. Hieracium albidum, Rhodiola rosea.

daß dieſe Alpenflora nicht unſern Schweizer Alpen entſtammt, von denen ſie durch die lange Linie des Jura völlig abgeſchnitten wird, ſondern einem ganz andern Gebiet. Dies wird offenbar durch mehrere Arten, welche in den Vogeſen vorkommen, aber unſern Alpen fehlen, während ſie ſich wieder finden in den Pyrenäen und in dem zwiſchenliegenden Hochland der Auvergne. Dahin gehört die ſchöne Androſace des Ballon, die pyrenäiſche Engelwurz, die ausdauernde Jaſione, das Waſſer-Pfriemenkraut; [1]) aber auch ein Schmetterling aus der Gruppe der Bräunlinge. [2]) Es iſt bedeutſam, daß die Verbreitungslinie dieſer Pflanzen in der Richtung des herrſchenden Windes: des Weſtwindes liegt, der mit furchtbarer Gewalt und aus erſter Hand die Vogeſen trifft, ſo daß er die Buchen zu jenem niedrigen Wuchſe zwingt, der wie ein großes dicht verfilztes Polſter ſich darſtellt, während ſchon im Schwarzwald die Buche in großer Höhe des Gebirgs aufrecht und ſtattlich daſteht, wie unſre Wettertannen.

An dieſe Flora knüpfen ſich nun die Erinnerungen aus verſchiedenen Weltaltern. Die Torfflora von Jungholz kommt der Flora der Eiszeit jedenfalls ſehr nahe; eine ähnliche Vegetation muß auf dem Löß zur Zeit ſeiner Bildung geſtanden haben. Die Flora des rheiniſchen Tieflandes und gar die warmen Typen der Hügel konnten erſt nach Beendigung der Eiszeit einwandern: theils aus dem Becken des Mittelmeeres, wo einige dieſer Pflanzen ihr Centrum haben, und woher ſie wohl nicht direkt, ſondern auf dem Umweg längs der atlantiſchen Küſte Frankreichs und durch dieſes Land nordoſtwärts zu uns gelangt ſind, was uns namentlich die Verbreitungslinie des Buchſes zu lehren ſcheint. Theils aber ſtammen unſre Ebenenpflanzen aus Oſten, aus dem gemäßigten Aſien, wo-

[1]) Androsace carnea var. Angelica pyrenaea. Iasione perennis. Subularia aquatica.

[2]) Erebia Cassiope v. Pyrenaica.

her unſre Sumpfpflanzen kommen. In dieſer modernen Zeit der Einwanderung und des allmähligen Ausgleichs und Austauſches ſtehen wir jetzt und es iſt zweifellos, daß wir damit noch nicht zum Abſchluß gelangt ſind.

Überhaupt mag ſchon aus unſerer kurzen bisherigen Darſtellung deutlich erhellen, daß auch für die Naturformen unſer Boden keine bleibende Stätte bietet. Welche Veränderungen lehrt uns nur ſchon das verſchwindend kleine Gebiet, von welchem wir ſprechen! Eine ganze reiche Generation lebender Weſen, die an Schwung und Macht den Formen des Waldgebiets Louiſiana's oder Südjapans nichts nachgab, iſt durch die Eiszeit ſpurlos verdrängt und hat der dürftigen Haide der Länder an der Hudſonsbai oder des nördlichen Ural weichen müſſen, bis wieder allmählig die freundlichere Natur ihren Einzug hielt, in der wir heute leben und die uns erlaubt, unſere Hügel mit dem edeln Gewächs des Weinſtocks, unſre Gärten mit den Obſtſorten des milden Südens und Weſtens zu ſchmücken. Nicht genug! Innerhalb derſelben Epoche, unter unſern Augen eilen und fliehen die Generationen der Weſen dahin, wie Schatten vor der Sonne. Wo vor wenig Menſchenaltern noch Nadelwald ſtand, iſt durch ſtille, aber gewaltige Einflüſſe heute der Buchenwald herrſchend, und auch das Kleid unſrer Wieſen wechſelt oft mit augenfälliger Raſchheit. Auch unſre heimiſche Natur trägt den Stempel der Flüchtigkeit.

Nur *eines* iſt ewig und tröſtet uns ob der geringen Lebensdauer alles Geſchaffenen: es iſt die *Liebe*, welche die Geſchöpfe führt und geleitet auf ihrem kurzen irdiſchen Wege, und welche uns als Erſatz ein ewiges Ziel geſteckt und eine ewige Freude vorbehalten hat droben im Licht.

Der Durchmarsch der Kaiserlichen im Jahre 1633.

Von Dr. Franz Fäh.

Als eine der bedeutendsten Begebenheiten, welche die Geschichte Basels im 4. Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts zu verzeichnen hat, stellt sich ohne Zweifel der über baslerischen Boden nach dem Elsaß hin stattgefundene Vorstoß kaiserlicher und spanischer Truppen dar. Das interessante Ereigniß, in der historischen Litteratur kurz, aber nicht vollkommen genau, unter der Bezeichnung „Durchmarsch der Kaiserlichen" aufgeführt, ist bis heute nur spärlich Gegenstand ein-

läßlicher, hiſtoriſcher Erörterung geworden. Zum erſtenmale hat ſich darüber unſeres Wiſſens ein basleriſcher Rechtsgelehrter des vorigen Jahrhunderts, Dr. Joh. Rud. Iſelin, gründlich ausgeſprochen. Er beleuchtet die Begebenheit in einer auf Anſuchen eines vertrauten Freundes im Jahre 1732 publicirten Schrift. Der hiſtoriſche und politiſche Verſuch, wie Iſelin ſeine Darſtellung ſelber nennt, ſoll nun allerdings nicht in erſter Linie dem Zwecke objektiv-hiſtoriſcher Belehrung dienen; vielmehr will der rechtskundige Verfaſſer dem Leſer zeigen, daß der oft erhobene Vorwurf, als habe eine löbliche Stadt Baſel durch ihr Verhalten aus Anlaß des Durchmarſches das Geſetz der Neutralität verletzt, weiter nichts als eine unbegründete, unglimpfliche Zulage ſei. Immerhin darf geſagt werden, daß das erſte Kapitel der Schrift, d. h. die gedrängte „Erzehlung deſſen, was ſich bey dem Durchzug über der Stadt Baſel Bottmäßigkeit und Boden zugetragen" ſich auch vom hiſtoriſch-kritiſchen Geſichtspunkte aus in der Hauptſache als zutreffend erweiſt. Dies hat denn auch ein jeder Darſteller empfunden, der nach Iſelin in den Fall gekommen iſt, ſich über den Gegenſtand auszuſprechen. Iſelin wird kaum irgendwo, wo vom Durchmarſche auch nur einigermaßen umſtändlich die Rede iſt, gänzlich ignorirt; ja, einzelne urkundliche Zeugniſſe über das Ereigniß ſind überhaupt nur durch ſeine Schrift weiter geboten worden. Monographieen über den Gegenſtand exiſtieren freilich nicht; wohl aber wird in hiſtoriſchen und kultur-hiſtoriſchen Erörterungen, welche in weitergeſtellten Rahmen gehalten ſind, das Ereigniß gelegentlich mit einiger Aufmerkſamkeit verfolgt. Von einem nähern Hinweiſe auf dieſe Litteratur wird hier abgeſehen; deutlich aber und mit Dank ſei es geſagt, daß für die vorliegende Arbeit nicht nur die Iſelin'ſche Schrift, ſondern auch andere Darſtellungen, die ſich weniger einläßlich mit dem Gegenſtande befaſſen, benützt worden ſind. Freilich nicht in erſter Linie; denn vor allem

ſind für die Arbeit direkte Quellen zu Rate gezogen worden, die, zu einem Theile auf der vaterländiſchen Bibliothek, zum größern Theile aber auf unſerem Staatsarchive ſich vorfindend, dank der ſtets freundlichen Bereitwilligkeit der verehrlichen Vorſtände jedwedem zu Gebote ſtehen, der Luſt verſpürt, den Gegenſtand ſich aus der Nähe zu beſehen.[1])

Und ſicherlich, man muß die unverfälſchten Zeugen zu ſich reden laſſen, um annähernd richtig zu empfinden, in welch' fieberhafter Aufregung in jenen kampfbewegten Tagen die Menſchen in- und außerhalb der Eidgenoſſenſchaft ihr Leben führten; kein gedeihliches Daſein, keine ruhige Arbeit, kein richtiger Wandel noch Verkehr, kein ſorgenloſer Genuß, alles unſtät, fraglich, von heute auf morgen gewaltſamer Veränderung anheimgegeben. Das war nun freilich nicht vom einen Tag zum andern ſo gekommen, war ja doch ein ganzes Geſchlecht im Aufwachſen begriffen, dem nur eine Welt in Waffen vertraut und verſtändlich war. Seit langen Jahren herrſchten die Schrecken eines wilden Krieges, der in ſeinem Verlaufe ſozuſagen alle Völker des europäiſchen Kontinents umfaßte. Wohl wurde von Zeitgenoſſen gelegentlich darauf hingewieſen, daß inmitten der kriegeriſchen Mächte ein kleines, freies Land ſich finde, deſſen glückliche Bewohner die reichen Gaben eines

---

[1]) Es ſind die im Nachſtehenden angegebenen Quellen:

a) Auf der vaterländiſchen Bibliothek: Die zeitgenöſſiſchen handſchriftlichen Aufzeichnungen von Rud. Hotz, Bd. O. 84, und Nikol. Brombach, Bd. O. 88; ferner Basleriſche Geſchichten, Manuſcr.-Bd. O. 6; Einzelnes zur Basleriſchen Geſchichte, Bd. I. O. 8.

b) Im Staatsarchiv: Raths-Protocoll, Bd. 25; Miſſiven, Bd. 130 und 131; Thesaurus diplomaticus Wetstenianus, Bd. I; verſchiedene Schriften und Schreiben von 1628—1643 über die kriegeriſchen Bewegungen an den Gränzen, Eydsgenöſſiſchen Zuzug und gemachten Anſtalten, St. 91. Nr. 34; Kriegsweſen von 1633, St. 91. Nr. 12; Kriegsſachen von 1634—1636, St. 91. Nr. 14.

immerwährenden Friedens genießen dürfen; wohl war vollkommen richtig, daß innerhalb der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft mit Eifer und Erfolg darnach getrachtet wurde, den fremden Händeln gegenüber wenigſtens offiziell Frieden und Neutralität zu halten; allein ein Friede, dem man trauen mochte, war es nicht. Die Fragen des Glaubens und der Macht, die jenſeits der Grenzen den großen Krieg bewegten, ſie trennten auch die Eidgenoſſen. Hand an der Waffe, ſtanden ſich die Anhänger des alten und des neuen Glaubens gegenüber. Dazu kam, daß der Klang der fremden Waffen, der eine gute Zeit nur aus der Ferne war vernommen worden, ſich nachgerade bedenklich näherte. Zu Ende der zwanziger Jahre des 17. Jahrhunderts treffen wir hart an der nördlichen Grenze ein kaiſerliches Heer, während zufolge der Diverſion der Kaiſerlichen im Mantuaner Kriege die Bewohner im ſüdöſtlichen Theile unſeres Vaterlandes in eben dieſen Tagen das volle Elend feindlicher Invaſion erleben mußten. Und es folgte, zumal für die eidgenöſſiſchen Grenzgebiete im Norden, eine weitere Reihe böſer Tage. Als nach dem Tode Guſtav Adolfs die Schweden ihre Stellungen im mittleren und ſüdlichen Theile Deutſchlands innehielten, ſuchten auch die Kaiſerlichen mit neuer Thatenluſt die verzweigten Kräfte zu ſammeln und zu konzentriren. Die Spanier ſollten aus dem Mailändiſchen herangezogen werden, um gemeinſam mit den Ligiſten gegen die Schweden zu operiren. Die Stadt Konſtanz aber, ſo hieß es, müſſe die Hauptbaſis für die Unternehmungen der Kaiſerlichen werden. Die Schweden ſuchten, was ſie befürchteten, zu hindern. Am 26. Auguſt des Jahres 1633 rückte der Generalfeldmarſchall Horn mit „etlich tauſend Mann mit anderer Bereitſchaft" durch Stein a. Rh. auf thurgauiſchen Boden und dem Unterſee und Rhein entlang direkt an die Mauern von Konſtanz vor. Damit war eine flagrante Grenzverletzung vollzogen worden, die im gemeineidgenöſſiſchen Leben gewaltige Wellen

warf. Konſtanz erfuhr eine regelrechte Belagerung; ſie wurde indeſſen aufgegeben, als der Gegner ſich näherte. Der Herzog von Feria rückte in der That an der Spitze ſeiner Spanier aus Italien heran, und es gelang ihm, ſich mit dem Grafen von Altringen, der mit den Ligiſten im ſüdlichen Bayern ſtand, zu vereinigen. Gemeinſam rückten ſie — indeſſen nicht allzuraſch — vor, um „in den Teutſchen Krieg ein Loch zu machen.“ Ihr Vorhaben war, zunächſt rheinabwärts bis ins Elſaß die durch die Schweden okkupirten Punkte zu gewinnen.

Als durch das „gemeine Landtgeſchrei“ die Abſicht der Kaiſerlichen auch in unſerem Vaterlande herumgeboten und beſprochen wurde, war wohl nirgends mehr Grund vorhanden, die böſe Zeitung ſchmerzlich zu empfinden, als gerade in Baſel. Denn reichlich ohnehin hatte ſeit Jahren ſchon die durch öſterreichiſches Gebiet eingezwängte Grenzſtadt der fremden Händel wegen Noth und Plage erfahren müſſen. Vollends das Jahr 1633 hatte gleich von Beginn an ſchwere Sorgen mitgeführt. Grenzenloſes Elend in nächſter Nähe: in den unmittelbar angrenzenden Gebieten bewegten ſich die rheinaufwärts vorgedrungenen Schweden mit den Kaiſerlichen, die ihnen auf dieſem Kriegsſchauplatz entgegenſtanden, in unaufhörlichem Gepläukel; bei Großhüningen hatten dieſe, bei Kleinhüningen jene je eine Schanze aufgeworfen. Traurige Berichte über wilde Thaten drangen in die Stadt. Ein großer Theil der Dörfer Kleinhüningen, Weil, Oberwyl, Leimen, Blotzheim war in Flammen aufgegangen. In Kleinhüningen waren durch Kaiſerliche 7, in Weil 20 Soldaten, bei Blotzheim durch Harff'ſche 500 Bauern niedergemacht und bedeutend mehr gefangen genommen worden. Die aufgebrachte Bevölkerung hinwiederum rächte ſich ſchrecklich. Die Oberwyler ſchlugen die Soldaten in ihren Quartieren tot; zu Pfirt wurde die ſchwediſche Beſatzung durch die Bauern auf ſchändliche Weiſe vernichtet. In dem wilden Rache-

kampfe, der deßwegen gegen die Bevölkerung erfolgte, ſollen an die 8000 Menſchen zu Grunde gegangen ſein. Aber Baſel hatte auch direkt zu leiden. Wer ſich vor die Mauern der Stadt wagte, war ſeiner Habe und ſeines Lebens nicht mehr ſicher. Roſſe wurden von den Wagen geſpannt und ohne weiteres hinweggeführt. Basleriſche Kaufleute, die von Straßburg kamen, wurden durch ſchwediſche Reiter angefallen und ihrer Güter beraubt. Vor dem Riehenthor fiel ein Spitalknecht der Streitſucht eines Kaiſerlichen zum Opfer. Und innerhalb der Mauern Baſels wimmelte es von flüchtigem Volk und Geſindel, das ſich ſelber und ſein mühſam entführtes Gut zu bergen ſuchte. Durch einen zeitgenöſſiſchen Bericht wird mitgetheilt, daß ſich im Verlaufe des Jahres 1633 von beiden Seiten des Rheins nach Baſel flüchteten 1528 Männer, 1789 Weiber, 1939 Kinder, in ſumma 5256 Menſchen; dieſe, oder ein Teil derſelben, führten mit ſich an lebender Habe 623 Pferde, 432 Stück Rindvieh, 462 Schafe, 28 Geißen, 211 Schweine und 20 Eſel, zuſammen 1766 Thiere, dazu Hausrath, Früchte, Waffen und weitere Gegenſtände. Wie viel von dieſer beweglichen Habe den Flüchtlingen eigenthümlich zugehörte, wie viel durch Diebſtahl, durch Raub oder durch Beute war erworben worden, bleibt unentſchieden. Daß indeſſen unrechtmäßig erhaſchtes Gut nach der Stadt gebracht und, fügen wir bei, zum Theil durch gewinnſüchtige Einwohner zu Schleuderpreiſen angekauft worden, erfahren wir deutlich genug aus ſcharfen Verfügungen, welche der Rath in eben dieſen Tagen zu erlaſſen ſich genöthigt ſah. In einem Mittwochs, den 10 Juli, publicirten Mandate wird unter Hinweis darauf, daß ein früher ergangenes Verbot, geſtohlene oder geraubte Sachen käuflich zu erwerben, immer wieder ſchmählich hintangeſetzt werde, vor dieſem böſen Unfuge energiſch und unter Androhung empfindlicher Strafe gewarnt. „Dann wurde," ſo heißt es am Schluſſe des Mandates, „einer oder der andere hier-

wider zu handeln ſich geluſten laſſen, ſolle demſelbigen nicht allein das erkauffte Gut als verwürckt und konfiscirt, abgenommen, ſondern noch darzu die muthwilligen Verbrechere jhrer ungehorſame halben mit Gelt- und Thurnſtraff dem verſchulden gemäß ernſtlich angeſehen und des orts niemanden verſchonet werden. Darnach wiſſe ſich ein jeder zu richten und vor ſchaden zu bewahren." Wir ſehen, hier liegen deutliche Beweiſe vor — und wir werden ſie anderwärts wieder wahrnehmen müſſen —, daß der Krieg vor den Mauern und die durch ihn nach der Stadt geſchleppten Leidenſchaften das Gemeinweſen nicht nur äußerlich bedrohten, ſondern viele Glieder deſſelben auch moraliſch ſchädigten. Kurz, den ehrſamen Bürger einer löblichen Stadt Baſel mußte es in jenen Tagen der Turbulenz bedünken, daß die Hand Gottes ſchwer auf der ſündigen Menſchheit laſte und daß zu leben ein Leid, nicht eine Luſt ſei. Iſt es verwunderlich, daß die Noth der Zeit auch in der Natur, am Himmel in unheilvollen Zügen zu leſen ſtand? Ein wohlachtenswerther basleriſcher Zeitgenoſſe, der die ihm naheſtehenden und die allgemeinen Begebniſſe mit Aufmerkſamkeit verfolgte, weiß in ſeiner während langer Jahre mit zähem Fleiße ausgeführten Chronik u. a. zu erzählen, daß es gleich zu Anfang des Jahres 1633 eines Abends in Baſel und auf der Landſchaft „donneret und mechtig geblitzget, als wenn es mitten im Sommer geweſen, war ſonſt dunckhel und gantz warm." Die auffallende Naturerſcheinung iſt ihm „ein Vorbeutung geweſen der Bauren Uffruhr und niderlag im Suntgauw." Und aus dem Reiche wird dem Manne zugetragen, daß hier Schwefelregen gefallen, dort eine Blutquelle mit böſem Geſtank ſich plötzlich aufgethan und daß anderwärts gar blutige Schwerter am Himmel ſeien geſehen worden.

Richtig war es freilich, daß gerade aus der Gegend, wo das unzweideutige Himmelszeichen wollte beachtet worden ſein, nun-

mehr — es war in den erſten Tagen des Weinmonats — nicht nur durch das „Landtgeſchrei", ſondern auch aus vollkommen zuverläßiger Quelle unheimliche Berichte nach Baſel getragen und hier von Mund zu Mund geboten wurden. Altringer und Feria waren mit ihrem Volke an die Grenze des Schaffhauſen'ſchen Gebietes herangerückt. Nicht nur ſchlugen ſie dort ihre Quartiere auf, ſondern ſie ſtreiften ohne Scheu herüber und erfüllten die anliegenden Höfe und Flecken, zum Theil auch in der zürcheriſchen Herrſchaft Egliſau, mit Plünderung, Mord und Brand. Die Stadt Schaffhauſen befürchtete eine Belagerung. Zu Troſt und Rettung eilten indeſſen auf dringendes Anſuchen fünf zürcheriſche Fähnlein aus der Nachbarſchaft herbei. Was hier eben mitgetheilt worden, iſt einem Schreiben entnommen, das der Rath von Schaffhauſen am 4. Oktober, Mittags 11 Uhr, durch einen Eilboten nach Baſel befördern ließ. Und dieſes Schreiben enthielt die weitere Nachricht, daß aller Wahrſcheinlichkeit nach die Generale ihren Weg nicht über den Wald, ſondern durch die Waldſtädte am Rhein und weiterhin über basleriſchen Boden nehmen werden. Dieſer erſten offiziellen Mittheilung folgte auf dem Fuße eine zweite, welche geeignet war, die ohnehin ſchwache Hoffnung auf Abwendung der Gefahr noch mehr zu reduziren. Sie ſtammte aus direkteſter Quelle, aus dem Hauptquartiere der Kaiſerlichen. Von Laufenburg aus, wohin inzwiſchen ein großer Theil der fremden Truppen vorgerückt war, richtet am 5. Oktober Altringer ein Schreiben an den Rath zu Baſel. Der General theilt mit, daß, nachdem durch Verleihung von Gottes Segen der Herzog von Feria und er ſelber bereits über den Rhein paſſirt, der kaiſerlichen Majeſtät Dienſt es erfordere, „mit den Armaden weiters fortzugehen, deroſelben widerwärtigen und Feinden zu begegnen." Hierbei könne, ſo gern es auch geſchehen wäre, nicht vermieden werden, der Herren Gebiet und Botmäßigkeit zu be-

rühren. Dieſe möchten daher, der Majeſtät zu unterthänigſten Ehren, darein verwilligen, daß die beiden Heere nicht nur ungehindert ihren Weg durch das genannte Gebiet nehmen können, „ſondern auf dieſelben auch die Nothdurft an Proviant gegen baare Bezahlung unverweigerlich und ohne Aufzug ausgefolget werde.“ Daneben verſpricht Altringer mit freigebigen Worten alle Schonung. „So wird man ſich auch angelegen ſeyn laſſen, als viel menſchlich und möglich ſeyn wird, alle gute Ordnung und Kriegs-Disciplin zu halten, Inmaſſen dann allbereits allem Volck zu Roß und Fuß bey Vermeidung Leibs- und Lebens-Straf befohlen worden, ſich in der Herren Gebiet und Bottmäßigkeit, auch an ihren Unterthanen nicht zu vergreifen, ſondern dieſelben als Freunde zu halten und zu tractiren, dabey ich mich dann auch wohlmeynend anerbotten haben will, diejenige Orte, ſo nicht etwan nothwendig berührt werden müſſen, mit Salva Gardien zu verſehen, im Fall die Herren ſich nur gefallen laſſen wollten, durch Abordnung jemanden aus ihrem Mittel mir ſolche Oerter zeitlich und alſobalden namhaft zu machen, damit denſelben, ſo viel ſichs wird thun laſſen, gedienet werden könne, Sie auch zu verſpühren haben mögen, daß man anderer Geſtalten nicht als ihre gute Freunde ſich zu erweiſen und zu verhalten begehrt. Mache mir die gewiſſe Hofnung, die Herren werden ſich alſo willfährig erklären, wie es Ihro Kayſ. Majeſt. Dienſt und die Nothdurft erfordert, auch mein Vertrauen zu denſelben geſtellt, thue benebens uns allerſeits Gott befehlen.“

Die Unruhe, die im Verlaufe der bereits zurückgelegten Monate des ereignißvollen Jahres in ſumma war verſpürt worden, ſtand in keinem Verhältniſſe zu der peinlichen Aufregung, welche bei dieſen direkten Nachrichten vom Anmarſche der Fremden alle Gemüther erfaßte. Schaffhauſens Schreiben war am 5., dasjenige Altringers am 6. Oktober, gegen Abend, dem Rathe ein-

gehändigt worden. In dieſer Behörde entwickelte ſich, zumal vom letztgenannten Augenblicke an, eine fieberhafte Thätigkeit. In alltäglich wiederkehrenden Sitzungen, die ſich gelegentlich mit geringen Unterbrechungen vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein erſtreckten, beriethen die Herren das Wohl ihrer Untergebenen zu Stadt und Land. Vor allem galt es, gegenüber der Anforderung der Kaiſerlichen Stellung zu nehmen, beziehentlich dem General mit einer prompten Antwort zu begegnen. Es wurde beſchloſſen, unverweilt zwei Geſandte, mit Kreditiv und einläßlicher Inſtruktion verſehen, nach dem Hauptquartiere der Kaiſerlichen abzuordnen. Es waren die Herren Johann Kaſpar Fries und Johann Rudolf Wettſtein, die den Auftrag auszuführen hatten. Wettſtein, damals Landvogt zu Riehen, der eben Tags zuvor von einer auf dem Lande vorgenommenen Muſterung ſich nach Baſel und, nachdem er dem Rathe Rechenſchaft erſtattet, unmittelbar nach ſeiner Vogtei zurückbegeben hatte, wurde ſchriftlich aufgefordert, ſich „wegen zuenahenden Keyſeriſchen Kriegsvolckhs“ unverzüglich nach der Stadt zu verfügen. Zugleich wurde ihm eingeſchärft, in Riehen ſelbſt Anordnung zu treffen, daß durch die Amtsangehörigen gute Wacht gehalten werde. Sodann wurden die Befehle für die Geſandten ſorgfältig durchberathen und in Schrift geſetzt. Es ſei an dieſer Stelle darauf aufmerkſam gemacht, daß, was Peter Ochs im 6. Bande ſeiner Geſchichte der Stadt und Landſchaft Baſel über den Befehl an die Geſandten mittheilt, zum Theil der Berichtigung bedarf. Ochs weist zunächſt darauf hin, daß der Auftrag im Rathsbuche nicht ſei aufgezeichnet worden und fügt bei, es ſei indeſſen aus Handſchriften erſichtlich, daß die Geſandten angewieſen worden, die geheimen Abſichten des Feldmarſchalls auszuforſchen und ihm ſodann folgendes zu eröffnen: „Man wäre ſo viel als entſchloſſen, die Hülfstruppen der Kantone, die auf den Grenzen in ſtündlicher Bereitſchaft ſtünden, in die Stadt einzunehmen, nicht aus einigem

Mißtrauen gegen ſeine Armee, ſondern nur, damit man der Stadt den Vorwurf nicht machen könne, als wenn ſie ſich ganz ſorgenlos einer ſo großen Gefahr bloßgeſtellt hätte.“ Nach andern Meldungen — ſagt Ochs — ſei den Abgeordneten die Vollmacht ertheilt worden, nicht in die Lieferung von Brot, aber eventuell in den Durchmarſch zu verwilligen, unter der Bedingniß, daß die Dörfer der Landſchaft verſchont bleiben und der Weg durch Augſt genommen werde. Es iſt ja vollkommen richtig, daß der Inhalt des an die Geſandten ertheilten Auftrages im Rathsbuche nicht aufgeführt iſt, wie denn auch beiſpielsweiſe der Inhalt des Altringerſchen Schreibens nicht näher angegeben wird. Immerhin enthält das Protokoll der Sitzung vom 7. Oktober einen Hinweis — daß er lakoniſch gehalten, iſt weiter nicht auffallend — auf das angedeutete Traktandum. Und fernerhin liefert eben daſſelbe Protokoll den deutlichen Beweis, daß, den eidgenöſſiſchen Zuzug betreffend, nicht eben jetzt, ſondern in einem ſpäteren Zeitpunkte und in ganz anderem Zuſammenhange beſchloſſen wurde, mit Altringer annähernd ſo zu ſprechen, wie Ochs uns meldet. Wir halten uns an dasjenige Aktenſtück, das allein vollkommen zuverläßige Auskunft geben kann, an die ſchriftliche Inſtruktion, die erfreulicherweiſe noch im Original und in einer gleichzeitigen Kopie vorhanden iſt. Die Inſtruktion, welche in der Nacht vom Sonntag den 6. auf Montag den 7. Oktober, Morgens um 1 Uhr, abgeſchloſſen worden, weiſt die beiden Geſandten an, ſich mit dem Ueberbringer des Altringer'ſchen Schreibens, einem Jakob Herr aus Unterwalden und dem kaiſerlichen Trompeter, der dieſen begleitet, zum General zu verfügen; dieſer werde wahrſcheinlich vor Rheinfelden im Kapuzinerhauſe anzutreffen ſein. „Ihr werdet,“ ſagt der Befehl weiter, „der Excellenz unſere bereitwilligen Dienſte vermelden und ihr anzeigen, wie wir herzlich gern ſehen und leiden möchten, derumben auch Ihre Excell. dienſt-freundlich er-

ſuecht und gebetten haben wolten, daß mit begehrter Paßbewilligung über und durch unſere Landtſchafft und gebiet uns verſchohnet wurde.' Sollte aber Altringers Entſchluß unabänderlich ſein, ſo werdet Ihr zwar in ſein Begehren einwilligen, doch ſo, daß unſern Unterthanen kein Schaden zugefügt und der Paß ‚deſto ſchleuniger' genommen werde. Daneben habt Ihr Euch bei der Excellenz nach der Richtung des Marſches zu erkundigen, und ſo viel an Euch liegt, dahin zu wirken, daß der Weg durch Augſt eingeſchlagen werde, ‚als durch welchen Sie am bäldeſten ab unſerer Jurisdiction auf frömbden Boden kämen.' Ferner ſollt Ihr anbringen, daß wir die Lieferung von Proviant betreffend, ‚des Orths zue gratificieren' wohl geneigt wären, daß aber der vielen vorangegangenen Mißjahre und anderer Ungelegenheiten wegen die Erfüllung des Begehrens nicht möglich ſei. Und endlich werdet Ihr in Erfahrung zu bringen ſuchen, wie ſtark die Zahl des kaiſerlichen Volkes ſei, was für grobe Geſchütze es mit ſich führe, wie bald der Marſch ſtattfinde und ob er mit der ganzen Macht auf einmal oder aber truppenweiſe vorgenommen werden ſolle. All' das ſollt Ihr uns ſobald als möglich berichten, ‚geſtalten wür uns darauf verlaſſen und uns damit in ſchutz des allerhöchſten befohlen haben wollen.'"

Wir werden uns der Ueberzeugung nicht verſchließen können, daß die ihrem weſentlichen Inhalte nach hier eben mitgetheilte Inſtruktion außerordentlich vorſichtig gehalten iſt. Ohne zum vorneherein darauf zu verzichten, die Kaiſerlichen auf das rechte Rheinufer zu verweiſen, iſt ſich der Rath doch vollkommen klar darüber, daß angeſichts der unverhältnißmäßig großen Differenz zwiſchen der Macht des Gegners und der eigenen Kraft eine völlig abweiſende Haltung nur zu ſchlimmen Konſequenzen führen müßte. Jedenfalls aber — das wird aus der Inſtruktion ohne weiteres klar — war die Miſſion der Geſandten ſchwierig, und nur Männern,

die, wie Fries und Wettſtein, volles Vertrauen genoſſen, konnte ſie übertragen werden.

Die Geſandten waren abgefertigt. Die Wahrſcheinlichkeit aber, daß ſie mit entſchieden günſtigem Beſcheide vom kaiſerlichen Lager wiederkehren werden, war ſo gering, daß es als höchſte Pflicht erſchien, inzwiſchen die Hände nicht müſſig in den Schooß zu legen, ſondern mit ganzer Kraft die Sicherung der Stadt und Landſchaft zu betreiben. Da wurde denn vor allem ein nächſtes Mittel nicht außer Acht gelaſſen, das in den gefährlichen Zeitläuften des dreißigjährigen Krieges leider oft, und oft unter ſo eigenthümlichen Verhältniſſen, ergriffen werden mußte, daß deſſen prompte Wirkung gelegentlich recht ſtark bezweifelt wurde: man erſuchte die Miteidgenoſſen um getreues Aufſehen. Baſel wendete ſich in erſter Linie an die ihm naheſtehenden Bundesglieder, an die evangeliſchen Städte, ſodann auch an die katholiſchen Orte, beziehentlich deren Vorort Luzern, und erſuchte wegen „angedeuter diſer gegne zue nähernden, großen Kriegsmacht“ nicht nur um freundeidgenöſſiſches Aufſehen, ſondern um thatſächliche Bereithaltung der Hülfe. Die Mahnung Baſels, ſofern ſie die Evangeliſchen betraf, war übrigens nur die Erneuerung eines frühern Geſuches, das anläßlich der ſich mehrenden Unruhen des Jahres 1633 war geſtellt worden. Damals hatten ſich Bern und Zürich zur Hilfeleiſtung ohne weiteres bereit erklärt. „Solte aber,“ hatte Bern geſchrieben, „ye gegen üch etwas feindtſeliges vorgenommen werden, darüber ir unſer hilff und Byſprungs begeren wurden, haben ir uns jederzeit derſelben wol gewogen und verſicheret.“ Und Zürich: „— Verſicherend üch . . ., das woſehr üch desnaher etwas wyterer gfahr zuſtahn, oder fyentlichs zugeſuecht werden ſolte, das wir üch unſer g. l. E. vff jeden zutragenden, jedoch unverhoffenden Nothfahl keins wegs laſſen, ſonndern, wie es redlichen Eidtgenoſſen wol gezimbt, luth der Pünten, troſtlichen Byſprung und erforder-

liche Hilff beſt unſeres vermögens zuerzeigen ſo ſchuldig als erbietig ſind."

Daß Baſel angeſichts der eben mitgetheilten, tröſtlichen Zuſicherungen nunmehr in dieſem Momente dringender Gefahr nicht wenigſtens von Bern und Zürich wirklichen und unverzögerten Zuzug verlangte, mag vielleicht auffallen. Es fehlen denn auch direkte Anhaltspunkte, welche es ermöglichten, die Haltung des Rathes in dieſer Frage vollkommen ſicher darzulegen. Selbſt die Thatſache, daß das Protokoll einer nur wenig ſpäter abgehaltenen Sitzung an einer Stelle unmuthig äußert, es ſei auf eidgenöſſiſche Hilfe doch kein Verlaß, kann kaum mit dem Inhalte der erneuerten Geſuche in Zuſammenhang geſtellt werden. Vielmehr wird anzunehmen ſein, es habe ſich Baſel, abgeſehen von der Einſicht, daß die Intervention an ſich ihre Unannehmlichkeiten mit ſich bringe, von der Erwägung leiten laſſen, es müßte ein ſozuſagen im Angeſicht des fremden Heeres erfolgender Zuzug durch die Generale nur übel vermerkt und es müßten ihre Abſichten dadurch im ungünſtigen Sinne beeinflußt werden. Erſt bei unzweifelhaft feindſeliger Geſinnung ſollte der Zuzug angeſprochen werden; inzwiſchen mochte es als zweckmäßig erſcheinen, die hohen Kriegsherren manierlich zu erhalten und, ſo lang es immer thunlich war, nicht vor den Kopf zu ſtoßen.

Die Mahnung Baſels blieb auch dießmal nicht unbeachtet. Zunächſt lief von Bern die Meldung ein, daß etliche tauſend Mann auf Füßen und zu getreuem Beiſprung jeden Augenblick gerüſtet ſeien. Weniger tröſtlich klang die Antwort Zürichs. Es ſollte, hieß es, womöglich an Hilfe nicht fehlen; immerhin aber ſei die Nothwendigkeit vorhanden, die Sicherung der eigenen Grenzen nicht außer Acht zu laſſen. Mit Intereſſe muß wahrgenommen werden, daß in dem zürcheriſchen Schreiben als Urſache dieſer Nothwendigkeit nicht etwa der Progreß der fremden Truppen, ſon-

dern die Haltung der katholiſchen Eidgenoſſen angegeben wird. Dieſe Erſcheinung wird ſofort verſtändlich, wenn wir darauf hinweiſen, daß zufolge des Einfalls der Schwediſchen bei Stein der Gegenſatz zwiſchen den katholiſchen und proteſtantiſchen Eidgenoſſen ſich auf's neue ungemein verſchärft hatte. Zürich war von den Katholiſchen geradezu des Einverſtändniſſes mit Horn beſchuldigt worden; katholiſche Orte hatten Truppen nach dem Thurgau verlegt, und der Abt von St. Gallen hatte in ſeinem Gebiete je den dritten Mann zu den Waffen beordert. Und eben dieſe Aufgebote waren auch in dem Momente noch nicht zurückgenommen, da Zürich den erneuerten Nothruf Baſels vernahm. Es iſt ſehr begreiflich, daß unter den erwähnten Umſtänden die Antwort, welche auf das durch Baſel geſtellte Begehren Luzern im Namen der katholiſchen Orte zu geben hatte, mit großer Spannung erwartet und zunächſt unter dem Geſichtspunkte der gemeineidgenöſſiſchen Verhältniſſe beurtheilt wurde. Vornehmlich Zürich intereſſirte ſich in hohem Grade für den Inhalt dieſer Antwort, umſomehr, da es kein Geheimniß war, daß Luzern auf ein gleiches, durch Schaffhauſen nur wenige Tage früher erfolgtes Anſuchen ſich äußerſt ſpröde hatte vernehmen laſſen. Das Rückſchreiben der Katholiſchen erſchien: es konnte befriedigen. Zwar war es nicht richtig, wenn Luzern behauptete, es hätte ſchon Schaffhauſen gegenüber verſprochen, zu erſtatten, was es nach Inhalt der Bünde zur Konſervation des allgemeinen, geliebten Vaterlandes zu erſtatten pflichtig ſei. Von Zuſicherung des Beiſprungs war in jenem Schreiben mit keinem Worte die Rede geweſen. „Wir möchtend," ſo war dort unter Hinweis auf die durch die Kaiſerlichen verurſachten Schädigungen geſagt worden, „nützit liebers wünſchen, dann das dis alles auch dergeſtalten vermieten were worden; wir wellend aber darfür halten und verhoffen, das diſer(e) Soldatesca (als die villichter ſolches nur paſſando underſtanden) ſich Inn kurtzem werde wenden." Baſel

aber wurde in aller Form zugeſichert, daß, falls es wider Billigkeit ſollte attaquirt werden, die Katholiſchen als redliche Eidgenoſſen allen Beiſtand zu erzeigen gewillt ſeien.

Noch mag angefügt werden, daß auch Genf — nach einer Mittheilung an Zürich — 300 Mann zum Aufbruch bereit hielt. Schaffhauſen war angeſichts ſeiner eigenen traurigen Lage durch Baſel nicht gemahnt worden. Ja, es wirkt faſt rührend, wahrzunehmen, daß Baſel in dem Momente, da es alle andern Orte zu eidgenöſſiſchem Aufſehen mahnte, noch ein Wort des Troſtes für die Schweſterſtadt am Rhein hatte. Der Rath ſtellte Hilfe in Ausſicht für den Fall, daß Baſel nicht in gleicher oder größerer Gefahr und ſeines Volkes ſelber bedürftig ſein werde.

Gleichzeitig mit der Aufbietung der in der Miteidgenoſſenſchaft vorhandenen Hilfsmittel wurden indeſſen zu Baſel auch alle eigenen Kräfte angeſpannt, welche zur Abwälzung oder doch Milderung der fremden Plage verwerthet werden konnten. Schon am 4. Oktober erging an die Angehörigen der dem Kriegsvolk zunächſt liegenden Gebiete auf der Landſchaft der Befehl „ordenliche Späch“ und fleißige Wacht zu halten und Wichtiges bei Tag oder Nacht unverweilt kund zu thun. Des folgenden Tages wurde den Obervögten zugeſchrieben, es ſei in den Aemtern die Anordnung zu treffen, daß ein jeglicher Unterthan innerhalb der nächſten acht Tage mit 1 Pfund Pulvers, 24 gerechter Kugeln, mit Wehrgehenk, guten Scheiden und anderer Nothwendigkeit ſich verſehe und damit ſtündlich ſich bereit halte. Zugleich wurde die militäriſch bedeutendſte Perſönlichkeit Baſels, der Oberſtlieutenant Joh. Jak. Zörnlein, Obervogt auf Homburg, beauftragt, die nöthigen Anordnungen zum Schutze der Landſchaft zu treffen. Beſondere Aufmerkſamkeit ſollte der Beſtellung der Wachten zugewendet werden. Wie dies im Detail durch militäriſche Fachleute etwa angeordnet wurde, erfahren wir aus einem zwar nicht genau gleichzeitig, aber nur wenig

früher ausgefertigten Berichte, der aus der Feder des unter Zörnlein ſtehenden Obriſtwachtmeiſters Jonas Graſſer ſtammt. Er meldet dem Rathe, daß zu Augſt bei dem „Brücklin“ ein Gründel, auf dem dabei befindlichen Nebenwege und bei der innern Scheune je 4 Pfoſten mit durchgehenden Stangen anzubringen ſeien. Unterhalb der Scheune ſei ein ſtarker „beſchlüſſiger Gatter“ nötig; im naheliegenden „Buchheuslin“ ſolle die alte Stube geſäubert und als Wachtſtube eingerichtet werden. Die Wacht ſoll, ſtatt wie bisher durch 10, in Zukunft durch 22 Mann, 2 Rottmeiſter inbegriffen, verſehen und durch regelmäßige Ronden kontrollirt werden. Sodann gibt Graſſer Auskunft über die Anordnungen zu Gibenach, Winterſingen, Maiſprach, Buus und endlich über die unerfreulichen Reſultate der Inſpektion auf Farnsburg. Hier, ſagt er, fehle es an einer Tonne Pulvers, an Musketen, Kugeln, Pechringen, Handgranaten und Schrotſtücken. Ferner ſei nötig, daß wegen der eingefallenen Mauern allnächtlich 6 Mann die Wache beziehen, daß innerhalb der Fallbrücke ein neues Thor angebracht werde u. a. m.

Noch war, was die Herren von Baſel der getreuen Unterthanen wegen anbefohlen, kaum allerorten in der Landſchaft bekannt, geſchweige denn in's Werk geſetzt worden, als auch ſchon die Noth hereinbrach. Am 5. Oktober war, wie angedeutet worden, Laufenburg bereits in den Händen der Kaiſerlichen. Demſelben Schickſale fiel Säckingen anheim; es wurde mühelos eingenommen. Zu gleicher Zeit aber — es war Samſtags gegen Abend — erſchienen zum hellen Schrecken der Bewohner Abtheilungen des Kriegsvolkes bereits auch an den öſtlichen Grenzen der Landſchaft. Die einbrechende Dunkelheit vermehrte die allgemeine Verwirrung; in vielen Dörfern ertönten die Sturmglocken. Der Homburger Vogt ſammelte in aller Eile die waffenfähigen Leute, die zum Theil im eigenen Amte, zum andern Theil in der Farnsburger Vogtei aufzutreiben waren. Bis um Mitternacht hatte er zu

Gelterkinden an die 600 Mann zuſammengebracht, die entſchloſſen waren, Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Es kam indeſſen nicht zu einem Zuſammenſtoß. „Indem die Armada," ſo ſagt der handſchriftliche Bericht eines während jener Schreckenstage in der Landſchaft wohnenden Baslers, „ihren weg gegen Rheinfelden, welches von Schwebiſchen inngehalten, genommen, und nichts feindlichs tentirt, auſſert daß ettliche theils Ortthen uß Hunger gebeutet, ſind die landtleuth des anderen tags, welches der XVI. Sonntag nach Trinitatis geweſen, widerumben heimgezogen." Wohl hatten ſich, wie eben geſagt worden, die zu Gelterkinden verſammelten 600 Mann am Sonntag Morgen zerſtreut und, ſoweit ſie nicht zum Wachtdienſt angehalten worden, in ihre Dörfer zurückbegeben. Aber die peinliche Ungewißheit darüber, was das fremde Kriegsgeſindel nunmehr beginnen werde, ließ die Gemüther nicht einen Augenblick zur Ruhe kommen. Man verlegte ſich daher allenthalben auf ein „mechtiges Flechten". Weiber, Kinder, Roſſe, Rindvieh, Hausrath und was ſonſt des Rettens werth erſcheinen mochte, brachte man in Sicherheit. Und unſonntäglich wie in den Herzen der Menſchen, ſah es auch in der Natur aus. Es wird gemeldet, daß das erwähnte, traurige Tagewerk bei unfreundlicher Witterung und unter Anweſenheit eines „unſäglichen Sturmwindes" ſei vollzogen worden.

Wir haben aus der vorhin zitirten, handſchriftlichen Notiz vernommen, daß die Heerhaufen ſich vor Rheinfelden konzentrirten. Hier ſchickten ſich die Schweden — zum erſten Male von Schaffhauſen rheinabwärts — zu einem ernſtlichen Widerſtande an. Allein bei der numeriſchen Ueberlegenheit des Feindes war eine längere Belagerung nicht auszuhalten. Montags, den 7. Oktober, noch vor Tagesanbruch nahm die Beſchießung der Stadt ihren Anfang; nach wenigen Stunden war die völlige Eroberung gelungen. Der Sieger kannte keine Schonung; alles, was ſich

ſchwediſch nannte, wurde niedergemetzelt. Unter den Gefallenen befand ſich der Kommandant der Stadt, Hans Chriſtoph von Cronegk. Er hatte ehrlichen Tod der leichten Uebergabe vorgezogen. Wir können uns nicht enthalten, theilzunehmen an dem Schickſale dieſes Mannes, wenn wir das Schreiben durchgehen, das er in der Kraft des Lebens zwei Monate zuvor anläßlich der Okkupation Rheinfeldens durch die Schwediſchen an den Basler Rath gerichtet hatte. „Denen Herren", ſo hatte er geſchrieben, „iſt unverborgen, welcher maſſen durch Hülff und Beiſtand des Allerhöchſten unlengſt die Kön. Schwed. und Margg. Badiſche Armee in Dero abgenöthigten Defenſion die da herumgelegene Pläz aus Ihres wolbekannten Feindts Handen geriſſen." Und dieſen einleitenden Worten hatte Cornegk neben der Mittheilung, daß ihm das Kommando der Stadt übertragen ſei und neben der Verſicherung aufrechter Affektion den Wunſch angefügt, es möchte auf gute Korreſpondenz zwiſchen den beiderſeitigen Bürgerſchaften und Unterthanen gehalten werden.

Mit der Reokkupation Rheinfeldens durch die Kaiſerlichen hatte eine neue Umgeſtaltung der unheimlich raſchem Wechſel unterworfenen Verhältniſſe der Waldſtädte ihren Abſchluß gefunden. Die Generale aber hatten im Intereſſe ihres kaiſerlichen Herrn ein anſehnliches Werk vollendet. Größere Arbeit wartete ihrer indeſſen im Elſaß, wohin nun ohne weitere Etappen vorgeſchritten werden ſollte. Wir haben uns an dieſer Stelle daran zu erinnern, daß in der Nacht vom 6. zum 7. Oktober, alſo vom Sonntag auf den Montag, Fries und Wettſtein ſich auf den Weg zu Altringer begeben hatten. Wenige Stunden ſpäter — es war um halb 4 Uhr morgens — wurde durch den Rath den beiden Abgeordneten bereits ein „Einſpänniger" mit weiteren Inſtruktionen auf dem Wege nach Gelterkinden und Rheinfelden nachgeſchickt. Allein es war ja möglich, daß die beiden das Hauptquartier der Kaiſerlichen

erreichten, vielleicht ſchon auf dem Heimwege ſich befanden, bevor es dem Boten gelang, ſie einzuholen. Deßhalb wurden Befehl und Kreditiv zum zweiten Mal gefertigt und zugleich mit einem Begleitſchreiben durch einen Läufer auf dem kürzeſten Wege nach Augſt befördert, damit die Geſandten, wenn ſie, ohne den erſten Boten zu treffen, auf ihrem Rückwege auf den zweiten ſtießen, ſich unverweilt zu Altringer zurückverfügen konnten. Wir haben nicht Kenntniß vom vollen Inhalte der zweiten Inſtruktion. Beſtimmt wiſſen wir nur, daß ſie u. a. die Weiſung enthielt, bereits ſtattgehabte Ausſchreitungen der Soldaten zu ahnden und die Abſchaffung weiteren Ungemachs energiſch nachzuſuchen. Und ferner wiſſen wir, daß noch im Verlaufe des 7. Oktober Altringer thatſächlich Kenntniß von alledem erhielt, was ihm der Basler Rath an's Herz zu legen wünſchte. Die Geſandten wurden durch den General — wie dieß nach der freundlich gehaltenen Kundgebung an Baſel nicht anders zu erwarten ſtand — mit ausgeſuchter Höflichkeit behandelt. Damit hatte Altringer aber auch alles gethan, was er zu leiſten willig war. Denn das Anſuchen, vom Durchmarſche abzuſehen, wurde unter dem Hinweiſe, daß der Weg jenſeits des Rheins wegen des ſchwediſchen Widerſtandes zu große Schwierigkeiten biete, rundweg abgelehnt. Auch an der wichtigen Forderung, daß Proviant zu liefern ſei, wurde feſtgehalten, befanden ſich doch, wie eine Quelle mitleidig ſagt, die armen Spanier und Italiener, die den größten Theil dieſer Armada ausmachten, ohne Brot und ohne Feuer den Unbilden des Winters und eines rauhen Klimas preisgegeben. Wir wiſſen, daß die Inſtruktion den Geſandten keine Vollmacht gab, in das letztgenannte Begehren zu verwilligen. Sie verſprachen daher, dieſe Angelegenheit ihrer Obrigkeit nochmals zur Erwägung vorzulegen und zugleich auf das durch Altringer geäußerte Bedenken, daß eine ſo große, durch den Hunger geplagte Armee von Ausſchreitungen nicht leicht ab-

zuhalten ſei, ebenmäßig hinzuweiſen. Dagegen verpflichtete ſich Altringer, nach dem Wunſche des Raths über Augſt vorzubringen und zugleich, ſo viel es ihm immer möglich ſei, dafür zu ſorgen, daß ſeine Soldateska ſich fernerhin aller Unzukömmlichkeiten enthalten. Die bereits vorgekommenen Exzeſſe, fügte er bei, müſſe er lebhaft bedauern; ſie ſeien ohne ſeinen Willen und ſein Wiſſen geſchehen. Uebrigens möchte es gut ſein, wenn die Herren ſich dazu entſchließen wollten, jemanden aus ihrer Mitte für die nächſten Tage zu ihm abzuordnen; es könnte auf dieſe Weiſe am eheſten widrigen Begebniſſen begegnet werden. Wir fügen gleich hier bei, daß der Rath dem Vorſchlage des Generals ohne Zögern entgegenkam. Er ertheilte dem vielbeſchäftigten Oberſtlieutenant Zörnlein, zum Theil in Wiederholung des bereits gegebenen Befehls, die Weiſung, den Schultheißen von Lieſtal von den bisherigen Unterhandlungen mit dem Befehlshaber der Kaiſerlichen in Kenntniß zu ſetzen, allerorten die Grenzen zu beſichtigen und hernach Altringer aufzuſuchen, um Remedirung alles Schadens auszuwirken, auch „etwas Zeitt“ bei ihm ſich aufzuhalten.

Es iſt darauf hingewieſen worden, daß in den Unterhandlungen zwiſchen Altringer und den Geſandten Baſels von Exzeſſen die Rede war. Und in der That, die armen Unterthanen auf der Landſchaft hatten in dieſen Tagen alle große Angſt und viele ſchweres Uebel zu ertragen. Wir dürfen zwar, ſoweit aus den Quellen zu erſehen iſt, den Truppenführern das Zeugniß nicht verſagen, daß ſie aufrichtigen Willens waren, zu ſchonen, ſo viel nur immer in ihren Kräften ſtand. Allein die fremde Mannſchaft litt — daran iſt nicht zu zweifeln — argen Hunger. Und es war kein hohles Wort, wenn Altringer ſagte, daß der Hunger die Soldateska zu widrigem Beginnen treibe, dem auch durch die Führung nur ſchwer Einhalt geboten werden könne. In der That ſcheinen denn gerade in dieſen Oktobertagen die Bande des

Gehorſams bei den Kaiſerlichen ſich merklich gelockert zu haben, ſo daß auch die Drohung, Uebelthäter exemplariter abzuſtrafen, nur ſchlechtlich wirkte. So kam es, daß die naheliegenden Dörfer und Gehöfte der Landſchaft durch Streifbanden, die ſich von der Armada zu kleinern und größern Exkurſen ablösten, aufgeſucht und geſchädigt wurden. Zu Augſt hatten ſich, ſchon am Abend vor der Einnahme Reinfeldens, Kaiſerliche einlogirt. Sie begaben ſich, nachdem ſie ſich ſchon hier höchſt ungeberdig aufgeführt, nach dem nahe gelegenen Gibenach. Das von armen Leuten bewohnte Dörfchen wurde umzingelt und, nachdem die Einwohner herausgetrieben worden, gänzlich ausgeplündert und zum Theil niedergebrannt. Zu gleicher Zeit — in der Nacht vom Sonntag auf den Montag — wurden zu Hemmikon 4 Firſten durch Feuer verzehrt, darunter die Behauſung eines Mannes, dem der Herbſt eine Ernte von über vierthalbtauſend Garben Frucht gebracht. Von der Farnsburg aus wurde in derſelben Nacht beobachtet, daß bei Wegenſtetten „ein mechtig Feuer uffgangen", daß ein Haus in Maiſprach in Brand geſteckt worden. Kurz nach 10 Uhr Abends erſchienen auf dem Farnsburger Schloſſe etliche Unterthanen aus Winterſingen, um ſich Rath und Beiſtand zu erbitten. Sie meldeten, daß bei 200 Reiter in ihrem Dorfe Quartier begehren, daß aber die Einwohner („da mans guet befunden") ſich wohl zutrauen, ſie mit Gewalt abzutreiben. „Denen hat man aber befohlen, anſtatt der gefehrlichen Thätligkeit guette Wortt zuegeben mit Anzeyg, man hette noch keiner Parthey uff Basleriſchem Boden Quartier geben, undt haben auch deſſen für dismahlen khein Beſelch . . ." Sollten aber, ſo wurde den Männern von Winterſingen weiter geſagt, die Reiter Lebensmittel fordern, ſo mögen ſolche nach Möglichkeit „umbs Geltt" verabreicht werden. Aus Maiſprach wurde nach der Farnsburg gemeldet, daß ſich daſelbſt 12 Reiter aufhalten, „thuigen dergleychen, als wehre Ihnen leydt, daß dortten

ein Hus angeſteckt worden, mit erbieten, da der Thäter möchte erkhundigt werden, Jhne ſelbſten vor dem Generaln zu verklagen.“ „Der allguetige Gott wolle alles fernere Unheil von unſerem geliebten Vatterlandt gnädig abwenden“, ſo ſchließt der am 6. Oktober, Morgens um 4 Uhr von Farnsburg aus nach Baſel überſendete Bericht, dem die eben mitgetheilten Einzelnheiten entnommen ſind.

Es iſt in den Quellen gelegentlich die Rede von kaiſerlichen Salvegarden, die ſich in dieſen Tagen in den Dörfern eingefunden. Sie tauchen auf zu Augſt, Buus, Siſſach und an andern Orten. Wir wiſſen, daß ſich Altringer anerboten, durch derlei Detachemente zur Sicherung der Orte beizutragen. Es muß indeſſen angenommen werden, daß die Herren vom Rathe keine, oder doch nur höchſt beſcheidene Luſt verſpürten, von dieſem Anerbieten Gebrauch zu machen. Dagegen ſcheinen die Einwohner einzelner Dörfer auf der Landſchaft aus eigener Initiative ſolche Sicherheitsmannſchaften herbeigerufen und von dem zweifelhaften Werthe ihres Schutzes ſich überzeugt zu haben. An andern Orten freilich drängten ſich dieſe Helfer in der Noth den Leuten ohne weiteres auf. So wiſſen wir, daß in Buus ohne irgendwelche Aufforderung durch die Bewohner eine kaiſerliche Salvegarde ſich etablirte und zugleich anerbot, noch 4 oder 5 Reiter herbeizuziehen.

Es mußte in dem öſtlichen Theile der Landſchaft als eine wahre Gottesgnade empfunden werden, als nach vielen bang durchlebten Stunden der wilde Schwarm ſich endlich zum Vormarſch fertig machte. Am Dienſtag Morgen, den 8. Oktober, rückte zunächſt Altringer — nicht Feria, wie Iſelin irrthümlich berichtet — mit einem Theil des Heeres gegen die Stadt vor. Unterdeſſen verſammelten ſich zu Baſel, wie in den letzten Tagen regelmäßig, ſo auch heute, und heute ſchon vor Tagesgrauen, die wohlehrſamen Häupter, um das Wohl ihrer Stadt vertraulich zu beſprechen. Aus dem Protokoll der Berathung muß indeſſen geſchloſſen wer-

den, daß man für dieſen Tag die Kaiſerlichen kaum erwartete. Um 10 Uhr wurde die Sitzung abgebrochen, und eben war der auf dieſe Stunde einberufene Große Rath im Begriffe, ſeine Verhandlungen aufzunehmen, als die Schreckensnachricht eintraf, das Kriegsvolk ſei im vollen Anmarſche begriffen; die Reiterei ſei bereits auf dem Birsfelde angekommen. „Der allmächtige Gott wölle eine Stadt Baſel vor allem feindſeeligen Gewalt gnädig bewahren, Amen", ſo ſchrieb der Gerichtsherr Zäslin wenige Tage nach dieſer Begebenheit unter dem nachhaltigen Eindrucke des erſten Schreckens in ſein Familienbuch. Und dieſen Schrecken muß er wohl voll empfunden haben, „dann", ſagt er, „ich's ſelbſten geſehen, und uf St. Alban Thor zur aller oberſt uf dem Dach geſtanden, darmit ich uf das Birsfeld hinaus die Armada überſehen können."

Freilich haben ſich in jenen Tagen auch andere Aeußerungen in handſchriftliche Aufzeichnungen eingeſchlichen, ſolche, welche darauf ſchließen laſſen, es ſei angeſichts der unwillkommenen Gäſte mit Unmuth empfunden worden, daß die liebe Vaterſtadt nur ſchlechtlich behütet ſei. Wir haben im Verlaufe unſerer Darſtellung die Anſtrengungen des Rathes zur Gewinnung eidgenöſſiſcher Hilfe und zum Schutze der Landſchaft beſprochen. Es iſt hier der Ort, des Nähern darauf hinzuweiſen, daß man auch in der Stadt ſelber auf obrigkeitliche Verfügung ſich vorſah, ſoweit die zu Gebote ſtehenden Mittel es geſtatteten. Wir konſtatiren zunächſt, daß ſchon im Jahre 1632 anderer Gefahren wegen das oft ergangene Verbot, in fremder Herren Dienſt ſich zu begeben, war erneuert worden. Das Mandat vom 12. Auguſt erinnert die Bürger an den jüngſt gethanen Jahreseid und befiehlt, daß „niemand ſich in außländiſcher Herren Kriegsdienſt eynlaſſen, ſondern bey gegenwertigen, je lenger, je mehr fürbrechenden ſorg- und gefährlichen Leuffen ein jeder anheimbſch verbleiben und mit

ſeinem Seidten- und aufferlegten Ubergewehr ſampt dazu gehöriger Bereidtſchafft gebeurlich verfaßt, auffs gemeinen Vatterlands defenſion und beſchützung gehorſamlich warten und alſo im notfahl (darvor uns doch Gottes Güte lang bewahren wölle) ſich wie einem dapferen redlichen Mann gebeurt und anſtändig iſt, trew und hertzhafft halten und erzeigen ſolle. Darumb wiſſe ſich meniglich zu betragen und vor ſchaden ſelbs zu bewahren." Ein Mandat, das ähnlichen Inhalt, wie das eben mitgetheilte, aufweist, war zu Anfang des Jahres 1633 ausgegeben worden. Unmittelbar nach dem Eintreffen der erſten Nachricht von der Annäherung der Kaiſerlichen verfügte der Rath, daß alle Stadtthore, welche „hiebevor" geſchloſſen geweſen, wiederum zu ſchließen ſeien. Zugleich wurde beſchloſſen, förderlich die Wachten zu beſtellen und inzwiſchen die Bürgerſchaft auf allen Ehren-Zünften zu ermahnen, daß ein jeder „mit ſeinem ſelbs Leib wachen ſolle." Am 7. Oktober erhielt der Zeugherr den Auftrag, das Geſchütz auf die Wälle und vor die „Porten" der Stadt ſchaffen zu laſſen. Am nämlichen Tage wurde verfügt, daß auf den öſterreichiſchen Adel, der ſich im Verlaufe der vorangegangenen Wochen um mehrerer Sicherheit willen nach der Stadt geflüchtet, ein wachſames Auge gerichtet und an den Thoren befohlen werden ſolle, keinen Oeſterreicher hinauszulaſſen, er habe denn Bewilligung von den regierenden Häuptern. In den Eiſenläden wurde angezeigt, daß bis auf ferneren Beſcheid an den beſagten Adel weder Pulver, noch Munition, noch Fauſthämmer verkauft werden dürfen. Dem Münzmeiſter hatte der Rathsknecht mitzutheilen, daß die Arbeit im Hammer bis auf weiteres zu unterbleiben habe. Und endlich geſchah die Anordnung, daß auf der Landſchaft Soldaten angeworben und in die Stadt eingenommen werden ſollen. Auch weiß das Rathsmanual zu berichten, daß ſchon an dieſem Tage 6 kaiſerliche Reiter mit Aufweiſung eines durch ihren Oberſt ausgeſtellten

Paßzettels „nothwendiger Geſchäfte wegen“ Einlaß in die Stadt begehrten. Der Rath entſprach, verfügte aber zugleich, daß ihre Namen aufgeſchrieben, ſie ſelber durch Soldaten in ihr Quartier geführt und angewieſen werden ſollen, nach Verrichtung ihrer Geſchäfte zum Quartier zurückzukehren und ſich „gleitlich“ zu verhalten. Der folgende Tag brachte neue Maßnahmen. Der Lohnherr Falkeiſen relatirte im Rathe über die Beſchaffenheit des Weges vom „Steinenbrückli“ nach Allſchwyl, den die Armee benützen ſollte und erhielt den weiteren Befehl, neben zwei Herren vom Geſcheid die nöthigen Verbeſſerungen zu veranlaſſen. Ferner wurde beſchloſſen, es ſolle unverweilt die Bürgerſchaft zuſammenberufen, zur Einigkeit vermahnt und aufgefordert werden, ſich aller unguten Worte zu enthalten. Und um den Eindruck, der bei den getreuen Bürgern hervorgerufen werden ſollte, zu erhöhen, wurden die Herren Deputaten erſucht, dafür zu ſorgen, daß die Geiſtlichen in ihren Dienſtagspredigten auf das Tagesereigniß ſich beziehen. Ob der Lohnherr und die Herren Prädikanten dazu kamen, die Aufträge des Rathes wirklich auszuführen, wiſſen wir nicht. Jedenfalls hatte es damit große Eile. Denn eine Stunde, nachdem ſie waren übermittelt worden, ſtand die Avantgarde der Kaiſerlichen auf dem Birsfelde.

Von hier aus rückten die Altringer'ſchen, ohne irgend eine feindliche Abſicht zu zeigen, gegen das St. Albanthor vor. Dann bewegte ſich der Zug hart an dem Stadtgraben vorbei und ſchlug weiterhin den Weg nach Häſingen ein. Indeſſen ging die Reiſe nicht eben raſch von ſtatten. Es ſcheint — die Angaben lauten verſchieden — am 8. Oktober nur ein geringer Theil des Heeres über den Bereich der Stadt ſich hinausbegeben zu haben. Auch während der Nacht waren einzelne Abtheilungen in Bewegung. Inzwiſchen rückte Feria nach. Zu Augſt hielt er in der Nacht vom Dienſtag auf den Mittwoch ſein Quartier. Größere Schwärme

ſeines Volkes treffen wir indeſſen in derſelben Nacht in von Augſt ziemlich weit abgelegenen Gebieten. Von Gelterkinden aus wurde an den Schultheißen von Lieſtal zu Handen Baſels berichtet, daß an der Grenze gegen Wegenſtetten zahlreiche Wachtfeuer ſich ſehen und die Trommeln, Heerpauken und Trompeten des Kriegsvolkes ſich fortwährend deutlich vernehmen laſſen; auch ſeien die beiderſeitigen Wachten feindlich aneinander gerathen. Im Verlaufe des folgenden Vormittags brach Feria in Augſt auf und bewegte ſich auf demſelben Wege weiter, den Altringer eingeſchlagen. Einem Dornacher, den die Spanier aus unbekanntem Grunde „an einer Zwecheln“ gefangen mit ſich führten, gelang es bei dieſer Gelegenheit, durch einen Sprung in den Stadtgraben ſich zu retten. Donnerſtags, den 10. Oktober, annähernd um die Mittagsſtunde war der Reſt des Heeres vom baslerischen Boden abgetreten.

Die Mittheilungen über die Stärke der Armee weichen bedeutend von einander ab. Sie ſchwanken zwiſchen 22000 und 30000 Mann. Eine Quelle ſpricht ſogar von 45000 Mann. Wir werden uns angeſichts dieſer Unſicherheit am beſten an die Angaben Altringers halten, der ſich während dieſer Tage einmal dem Rathe gegenüber äußerte, daß er das Heer auf 25000 ſtreitbare Krieger ſchätze. Dabei iſt ja wohl anzunehmen, daß der Effektivbeſtand der Mannſchaft im Zeitpunkt der Vereinigung der beiden Generale bedeutend höhere Ziffern aufgewieſen habe. Nach einer Angabe im Theatrum Europaeum, die ſich an andern Orten mit geringen Abweichungen wiederholt, führte die Armee mit ſich 36 kleine und große Stück Geſchütze, 4 Feuermörſer, über die 70 Wagen mit Kraut und Lot, Feuerkugeln, Granaten und andern Kugeln, dazu des Troſſes eine große Menge.

Ohne gegen die Stadt feindſelige Gewalt zu brauchen, war der kriegeriſche Zug vorbeigegangen. Wir würden uns indeſſen täuſchen, wollten wir annehmen, es wäre den Bewohnern Baſels

das an ſich großartige Kriegsſchauſpiel zu Theil geworden, ohne daß ſie dafür weitere Opfer als ein gut Theil Angſt und Schrecken hätten ſpenden müſſen. Verſetzen wir uns zurück in jene Stunden, in denen das Kriegsvolk nicht etwa ſäuberlich nur die vom Lohnherrn angewieſenen Pfade innehielt, ſondern, wie ein Zeitgenoſſe ſagt, „umb die Statt herum, uffm Feld, in den Räben bis an die Stattgräben wie die Ameyſen Häufen und Heuſchreckhen“ ſich verbreitete. Unter dem Eindrucke der ebenerwähnten Thatſache verſammelte ſich der Rath am 8. Oktober. Das Protokoll gibt Zeugniß von einer außerordentlich bewegten Sitzung. „Iſt ein Umbfrag beſchehen wie den Sachen zuthun, damit das Kayſ. vor der Stadt ligende Volck fortkommen thüege.“ In den Vordergrund trat die Frage der Proviantlieferung. Es wurde beſchloſſen, auf das durch Altringer energiſch wiederholte Begehren einzugehen und dadurch „dem frömbden Kriegsvolck ein guldene Bruck zue machen.“ Fünf Deputierte, darunter der Kornmeiſter Joſef Sozin, hatten ſich zu Benedikt Buſer, dem Proviantmeiſter der Kaiſerlichen zu verfügen, um mit demſelben über den Preis der Früchte zu traktieren. Dieſe ſollten für den Augenblick aus den obrigkeitlichen Käſten genommen, hernach aber aus dem nach der Stadt geflüchteten Vorrat der Oeſterreichiſchen und ein allfälliger Reſt aus den Früchten derjenigen Bürger erſetzt werden, die über große Vorräthe verfügten, alles gegen die nämliche Entſchädigung, die der Proviantmeiſter den Herren ſelber zu entrichten hatte. Vor allem wurde nun das friedliche Volk der Bäcker und Müller in Bewegung geſetzt; denn das Kriegsvolk vor den Mauern hatte Hunger und ſeinen Generalen, und nicht weniger der baslériſchen Obrigkeit, war viel daran gelegen, daß die 25000 Laibe raſch verabfolgt werden konnten. Die Herren vom Handwerk erklärten denn auch, daß ſie das Werk „nach müglichen Dingen befürderen welten.“ Durch den Oberſt Vitzthum von Eyſtetten ließ Altringer am

Nachmittage des 9. Oktober dem Rathe das freundliche Entgegenkommen verdanken und zugleich darum erſuchen, es möchten gegen bare Bezahlung noch weitere 1500 Malter in Brot, Mehl und Früchten, dazu ein erkleckliches Quantum Salz geliefert, oder doch wenigſtens geſtattet werden, daß der anweſende, öſterreichiſche Adel den Bedarf decke. Es wurde geantwortet, daß die Stadt von ſich aus ein Mehreres nicht thun könne; doch ſolle der Adel, wenn er ſich zur Lieferung verſtehe, daran nicht gehindert werden.

Noch war die hier ebenerwähnte Frage nicht völlig erörtert, als eine Nachricht einlief, welche die Aufregung die der Tag gebracht, auf ihren Höhepunkt führte. Es hieß, Feria, der die Geſchütze mit ſich führe, mache keine Anſtalt, vorbeizuziehen; er gedenke vielmehr die Nacht auf dem Birsfelde zuzubringen. Dieſe Möglichkeit wurde als eine äußerſt große Gefahr empfunden; ohne Zweifel befürchtete man das Schlimmſte, einen Ueberfall. In ſämmtliche Quartiere wurden je 5 Herren abgeordnet, welche wenigſtens nach Möglichkeit die Anſtalten zur Abwehr treffen ſollten. Bezeichnend iſt, daß gerade in dieſem Augenblicke nunmehr die Frage wiederum erhoben wird, ob nicht der eidgenöſſiſche Zuzug zu verlangen ſei. Und eben hier tritt nun jene Erwägung auf, der Ochs irrthümlich in der erſten Inſtruktion der Geſandten einen Platz anweist. Es wird beſchloſſen, es ſolle zuvor mit Altringer geſprochen werden, „ob er nicht wol leiden möchte, ds ein Statt Baſell zu Ihrer Defenſion etwas volck noch einnemmen möchte, nicht ds er der Statt Baſell des Orths vorzuſchreiben, ſondern allein zu erforſchen, wie ſie gegen der Statt Baſell geſinnet und was für Gedanken ſie uff ſolchen Fahl ſchöpfen möchten, zu erkundigen.“ Ob das Vorhaben wirklich ausgeführt worden, und welche Antwort Altringer eventuell gegeben, darüber verrathen die Quellen auch nicht ein einziges Wort. Genug, die rauhe und

ſtürmiſche Herbſtnacht ging vorüber, ohne daß die Befürchtungen ſich erfüllten. Das Hilfsbegehren wurde zurückgeſtellt.

Und die draußen vor den Mauern der Unbill der Witterung anheimgegeben waren, halfen ſich ſo gut es gehen mochte. Sie ſuchten ſich in die Gartenhäuschen, wohl auch in die nächſt gelegenen Wohnungen einzuniſten, oder doch wenigſtens an irgend einem im Freien angefachten Feuer nothdürftig ſich zu ſchützen. „Weilen es khüel Rägenwetter geweſen, haben die Räbſteckhen und andere höltzerne materialen umb die Statt härhalten müeßen", ſo berichtet recht ruhig eine Chronik, deren Autor keinen Rebberg vor der Stadt beſaß. Allerdings hatte es dabei nicht ſein völliges Bewenden. Das Schützenhaus wurde geplündert und zum Theil zerſtört; zu St. Margarethen wurde eingebrochen, der betreffende Uebelthäter indeſſen auf Befehl ſeines Oberſten „in continenti" aufgehängt. Der Pfleger zu St. Jakob klagte, daß die Soldateska in ſeinem Hauſe alles zerſchlagen und Eſſen und Trinken „über eins" begehrten. Und lautes Leben entfaltete ſich, wie vor den Mauern, ſo auch innerhalb der Stadt. Die anweſenden Schwediſchen freilich hielten ſich in ihren Quartieren beſcheidentlich zurück. Deſto aufgeräumter zeigte ſich der öſterreichiſche Adel. „Der verflucht Adel", ſo ſchreibt ein Basler im hellen Unmut nieder, „hat ſich mächtig aufgelaſſen." Geräuſchvoll ritten die Herren durch die Straßen, viele auch hinaus vor die Thore, um ſich mit dem Kriegsvolk zu unterhalten, oder in der Nachbarſchaft herumzuſtreifen. Eben damit mag es vielleicht in Zuſammenhang zu bringen ſein, daß in dieſen Tagen von Laufen aus die Klage vernommen wurde, es hätten dort Etliche, die zum Aeſchenthor hinausgeritten, auf freiem Felde zwei Pferde ausgeſpannt und dafür die ihrigen zurückgelaſſen „als ein klein Breunlein und fahle Stueten." Die Wacht an den Thoren konnte denn überhaupt in dem Gewirre nicht verhindern, daß zugleich mit Berechtigten auch noch

manch einer, der keinen Paßzettel vorzuweiſen hatte, ſich durch die Thore nach innen und nach außen drückte. Vornehmlich auch nach innen. Der Autor der vorhin zitierten Aeußerung über den Adel meldet weiter, es habe ſich hungriges Volk eingeſchlichen, das auf eindringliches Bitten mit Commisbrot, Wein, mit Roßeiſen, Roßnägeln und dergleichen Nothwendigkeiten ſei für gutes Geld verſehen worden. Auch Kranke ſuchten und fanden für den Augenblick Zuflucht innerhalb der Mauern der Stadt. Und das Theatrum Europaeum weiß zu melden, daß ein Herr Budiani, der Führer eines Kroatenregimentes „todt in Baſel gebracht und daſelbſt balſamiret worden.“ Wir bemerken, daß dieſe Mittheilung durch keine andere Quelle beſtätigt wird und fügen gleich bei, daß dieſelbe Chronik, wenn ſie im nämlichen Zuſammenhang berichtet, es ſeien vor der Stadt „alle Straßen voll todter Roß, Menſchen, Viehe und Gewehre“ geweſen, entſchieden hyperboliſiert.

Auf die Ehre, die beiden Generale innerhalb der Mauern zu begrüßen, mußte die Stadt verzichten. Durch den Generalkommiſſär Oſſa und den Generalmajor Rheinach ließ Altringer am Morgen des 10. Oktober dem Rathe in ſeinem eigenen und in Feria's Namen für die Verwilligung des Paſſes gebührlichen Dank und die Verſicherung anbringen, daß er die durch ſeine Untergebenen verübten Ungehörigkeiten höchlich bedaure. Sodann ließ er das Anſuchen ſtellen, es möchte in allen Straßen mit offenem Trommelſchlage ausgerufen werden, daß alle Kaiſerlichen, Reiter und Fußvolk, die ſich in der Stadt befinden, ſich hinaus zur Armee verfügen ſollen, da dieſelbe „anziehen welle.“ Und zugleich wurde der Rath aufgefordert, Anſtalt zu treffen, daß beim Abmarſche die Thore gut geſchloſſen und nicht geduldet werde, daß dem Fußvolk von der Stadt aus „etwas Leids“ geſchehe. Es müßten ſonſt, wurde angefügt, zur Beſchützung deſſelben etliche tauſend Reiter zurückgelaſſen werden. — Der Rath verſprach, nach Ge-

bühr zu handeln, und zur Bezeigung seines guten Willens übermittelte er hierauf an Altringer als Präsent 2 Vierling Wein und 12 Säcke Haber, „so derselbe mit vielen Danckbezeugungen angenommen und Gott seye Dank unserem lieben Vaterland weiters keinen Schaden zugefüget.“ Ein gleiches Geschenk wurde auch an Feria abgegeben.

Der offizielle Verkehr mit den Kaiserlichen war indessen noch nicht völlig abgethan. Das Heer mußte abziehen, ohne daß dem Soldaten aus dem von der Stadt versprochenen Proviante sein kümmerlich Betreffniß konnte ausgehändigt werden. Am 12. Oktober wurden indessen annähernd 10000 Laibe nachgeliefert. Freilich beklagte sich der Diener des Proviantmeisters vor dem Rathe, daß die Bäcker darauf bestünden, sie hätten 10800 Laibe abgegeben, während es deren doch nur **10002** gewesen, „dannenhero sich ein großer Underscheid befinden thüege.“ Weitere 12000 Brote wurden 2 Tage später, diesmal unter der Aufsicht einiger Rathsherren, eingezählt und ausgehändigt. Der Rest der Auflage, 3000 Stück, wurde durch den Proviantmeister nicht mehr abgeholt. Vom 28. Oktober an wurde ein Theil des Brotes — es mochte inzwischen etwas spröde geworden sein — an die Soldaten in der Stadt verkauft. — Und auch sonst war dafür gesorgt, daß das Andenken an die Kaiserlichen nicht so schnell erlosch. In der auf den Vormarsch unmittelbar folgenden Zeit hatte sich der Rath fast in jeder Sitzung mit Anordnungen abzugeben, die der Kranken, der Nachzügler und der zahlreichen Ausreißer wegen getroffen werden mußten.

Eines darf hier nicht verschwiegen werden: Ja nicht etwa ausschließlich zum Schutze der eigenen Leute hatte der Rath in diesen Tagen Maßnahmen zu treffen, er kam in den weit unangenehmeren Fall, sich mit gerechtfertigten Klagen zu befassen, die auch seitens der Fremden wiederholentlich gegen einzelne baslerische

Angehörige erhoben wurden. Schon während des Durchmarſches, ſozuſagen unmittelbar unter den Augen Altringers, ließen ſich aufgeregte Bauern zu einer böſen That hinreißen. Zu Häfelfingen hielten ſie drei ſpaniſche Ausreißer an, die ihren Weg von Rünenberg gegen den untern Hauenſtein verfolgen wollten. Mit bedauernswerthem Eifer wurden die Unglücklichen gefeſſelt, mit verbundenen Augen vor das Dorf hinausgeführt, „an ein Oepffelbäumlin zuſammen angebunden“ und erſchoſſen. Die Uebelthäter entgingen indeſſen der Strafe nicht; ſie wurden nachwärts gefangen nach Baſel geführt und auf zwei Jahre des Landes verwieſen. Noch andere Ungehörigkeiten fielen auf der Landſchaft vor. Es wurde zumal darüber geklagt, daß man harmloſe Nachzügler des Heeres nicht ruhig ihres Weges ziehen laſſe. Es liegen mehrere Schreiben vor — u. a. ein Schreiben aus der Hand des kaiſerlichen Rittmeiſters Gottlieb von und zu Berlichingen, der „Leibs-Indispoſition halber“ zu Rheinfelden zurückgeblieben war —, in welchen der Basler Rath dringend um ſchriftliche Paßbewilligung und im weitern um Gewährung obrigkeitlichen Schutzes gebeten wird. Mit Aengſtlichkeit, zum Theil mit Entrüſtung, wird in dieſen Schreiben vornehmlich auf die unbotmäßige Haltung der an der Augſter Brücke aufgeſtellten Wacht hingewieſen. Wir erfahren denn auch aus authentiſcher Quelle — aus einem Berichte des Farnsburger Vogtes an den Rath —, daß in der That nicht ſowohl durch die Wacht ſelbſt als durch Bauern im Dorfe Augſt Ausſchreitungen begangen worden. Es ſeien, wird berichtet, kaiſerliche Soldaten ausgeplündert, andere totgeſchlagen und ihre Kleider unter die Bauern vertheilt worden. Auch gegen Einwohner der Stadt wurden Klagen laut. Nicht eben ſehr tragiſch klingt es zwar, wenn von kaiſerlicher Seite Proteſt dagegen erhoben wird, daß Einwohner von Rheinfelden, die irgend welchen Grundes wegen genöthigt ſeien, nach Baſel zu kommen, auf offener Straße

„rebelliſche Schölmen“ geheißen werden. Aber ſehr ernſt berührt es uns, wenn wir aus Verhandlungen des Rathes erfahren, daß ſelbſt Bürgern, die angeſehenen Geſchlechtern angehörten, ein „gueter Filtz“ geleſen werden mußte, weil ſie ſpaniſche Reiter plündern helfen und den Mitſpolianten Unterſchlauf in den eigenen Wohnungen gegeben hatten.

Ungleich tiefer als all' die eben erwähnten Unannehmlichkeiten mußte indeſſen Eines empfunden werden: daß nach dem Abmarſche der Kaiſerlichen die Schwediſchen und ihre Verbündeten ſchwierig wurden. Sie warfen dem Rathe vor, daß er die Kaiſerlichen begünſtigt, die Neutralität verletzt habe; ſie gingen ſogar ſo weit, die Thatſache, daß die Feſtung Breiſach dem Andringen der Schweden dauernden Widerſtand entgegenzuſetzen fähig war, im weſentlichen aus der Haltung Baſels abzuleiten. In dieſem Sinne ließ ſich von Zürich aus zunächſt in zwei voluminöſen Schreiben der ſchwediſche Oberſt Peblis vrenehmen. „Ich will,“ ſo ſchloß der Oberſt ſein erſtes Schreiben vom 3. November ab, „die Herren dienſtlich daran erinnert haben, ‚ſie wellen ihnen ſelbſt, der ganzen Eidgenoſſchaft und allem evangeliſchen Weſen nicht ferner ſchaden mit Speiſung desienigen Feindts, welcher, wan er, da Gott für ſei, in Dentſchland fertig währe, ihrer ſo wenig ſchonen wirt, als der Wolf der gezeichneten Schaf, wie gut Wort er auch iezund gibet.‘“ Nicht weniger eindringlich redeten der Rheingraf Otto Ludwig und der Kanzler Arel Orenſtierna der baslerſchen Obrigkeit zu Gemüthe. Die Herren vom Rathe verloren indeſſen die Faſſung nicht. Mit Würde und Energie wieſen ſie die ſchimpflichen Zulagen zurück. In der ſehr einläßlichen Antwort an den Rheingrafen wird, nachdem zunächſt über die Verhandlungen mit Altringer objektiv referirt worden, darauf hingewieſen, es wäre ja wohl für Baſel ſehr angenehm und erwünſcht geweſen, wenn die Schwediſchen die Kaiſerlichen „oberhalb jenſeith Rheins“ aufge-

halten und nicht in der Herren offene Landschaft „also ohnversehens und eylenz“ hätten vorbringen lassen. Nicht minder deutlich und zutreffend werden die Vorwürfe, Breisach betreffend, nach der richtigen Seite redressiert. Es sei ja möglich, sagt das Schreiben, daß durch einzelne eigennützige und gewinnsüchtige Einwohner Basels Viktualien nach Breisach verabfolgt worden seien. Es erscheine indessen vollkommen ungerechtfertigt, die baslerische Obrigkeit für derlei Vorkommnisse, die sie ihrerseits scharf geahndet habe, verantwortlich machen zu wollen. Der Fehler sei vielmehr auf der Seite der Belagerer zu suchen, für die es zufolge ihrer günstigen Position ein Leichtes hätte sein können, nicht nur diese kleinen Zuschübe von Basel her, sondern ungleich größere Lieferungen, die von andern Stellen aus nach Breisach Zugang gefunden, zu verhindern. „Es wird“, so heißt es am Schlusse des Schreibens, „wol handgreiflich zu verspüren sein, ‚daß ohne üppigen Ruhm zu melden, uns biß dahin mit und neben übrigen Ortten wohllob. Eydtgnosschafft jeweils die von Ihr Kay. May. in Schweden allerglorwürdigsten Angedenkens selbsten vorgeschlagene Neutralität aufrichtig zu halten und wider selbige, so viel immer möglich, nichts fürzunemmen, höchlich angelegen gewesen, wie dann auch fürbas vermittelst göttlicher Gnaden, wir dieselbige in steiffe Obacht zunemmen bestendig intentionirt und gemeint sein verbleyben.‘“

Erst zu Anfang des Jahres 1634 schwinden endlich aus den Traktanden des Rates die letzten Erörterungen, die mit dem Durchmarsche der Kaiserlichen in Zusammenhang zu setzen sind. Unruhe und Not waren freilich damit nicht abgeschafft. Die Rathsbücher der folgenden Jahre wissen noch von manchen bösen Verlegenheiten zu erzählen, die durch kaiserliches und schwedisches Kriegsgesindel den Bewohnern Basels sind bereitet worden. Den 16 Jahren der Verwüstung, des Raubes und des Elends folgte ein weiteres Jahrzehnt, in dem die halbe europäische Welt statt

friedlichen Gewerbes das kriegeriſche Handwerk übte. Dann aber hörte endlich, wie der Dichter ſagt, der Krieg im Kriege auf. In Weſtfahlen traten die Vertreter der europäiſchen Mächte zum Friedenscongreß zuſammen.

Es war an einem kalten, winterlichen Morgen des Jahres 1646, als an der Schifflände zu Baſel ein bedecktes Schiff mit weiß und ſchwarzer Farbe, das mit Sitzen und mit Hausrath gar fein und wohnlich zur bequemen Stube war eingerichtet worden, der Abfahrt harrte. Eine muntere Reiſegeſellſchaft beſtieg das Fahrzeug, an ihrer Spitze eine hochanſehnliche Geſtalt, der Bürgermeiſter der Stadt Baſel. Rheinabwärts ging die Fahrt. Der Bürgermeiſter hatte auf dem großen Friedenscongreße die Intereſſen ſeiner Vaterſtadt und ſeines Vaterlandes zu vertreten. Es war derſelbe Mann, der im Oktober des Jahres 1633 aus Anlaß des Durchmarſches ins Hauptquartier der Kaiſerlichen war abgeordnet worden.

Baſels Concertweſen 1804—1875

Von Dr. Paul Meyer.

Es iſt die Geſchichte des basleriſchen Concertweſens ſchon mehrfach Gegenſtand hiſtoriſcher Behandlung geweſen; die älteſte Periode von 1708 bis zum Anfang dieſes Jahrhunderts hat Dr. Ed. Wölflin im 7. Band der Beiträge der hiſtoriſchen Geſellſchaft geſchildert; im Basler Jahrbuch für 1884 habe ich einen Vortrag über dieſelbe, ſowie die „Reiſe nach dem Concert“ veröffentlicht, während die Entwicklung, die unſer Concertweſen in dieſem Jahrhundert genommen, bisher noch keine zuſammenhängende Bearbeitung gefunden hat. Und doch dürfte es jetzt wohl an der Zeit ſein, auch die muſikaliſche Entwicklung Baſels im 19. Jahrhundert, ſoweit ſie hinter uns liegt und der Geſchichte angehört, d. h. bis zum Tode Ernſt Reiters, im Zuſammenhang darzuſtellen. Wir theilen ſie am eheſten in der Weiſe ein, daß wir jeder Perſönlichkeit, die mit der Leitung der Concerte betraut war und ihrer Periode eine beſtimmte Phyſiognomie gab, auch einen beſondern Abſchnitt widmen. Zur Erklärung ſei ferner vorausgeſchickt, daß von den muſikaliſchen Anſtalten, die für unſern Zweck in Betracht fallen, drei zu nennen ſind, von denen

zwei, nämlich der Geſangverein und die Liedertafel, bereits ihre publizirte Vereinsgeſchichte beſitzen, während bei der dritten, der Concertgeſellſchaft, dies nicht der Fall iſt. Und doch iſt ſie dasjenige Inſtitut, das für die geſammte muſikaliſche Bedeutung unſerer Stadt die ausſchlaggebendſte Stellung einnimmt, weil ihr zur Verbreitung der reichhaltigſten und z. T. bedeutendſten Litteratur, nämlich der geſammten Inſtrumentalmuſik, eine ausgebreitete und weitgreifende Aufgabe zufällt. Die Männer nun, an deren Namen ſich die ſchrittweiſe Entwicklung des hieſigen Concertweſens knüpft, ſind:

Joh. Tollmann	(war Direktor	1804—1829)
H. Joſ. Waſſermann	(„ „	1829—1836)
Ferd. Laur	(„ „	1836—1839)
Ernſt Reiter	(„ „	1839—1875).

Johann Tollmann,

Violiniſt des Mannheimer Hoforcheſters, wurde 1804 zur Direktion der Concerte nach Baſel berufen. Er war ein talentvoller Schüler des berühmten Violiniſten Ignaz Fränzl und hatte ſchon mit acht Jahren durch ſein Violinſpiel die Aufmerkſamkeit des Kurfürſten von der Pfalz auf ſich gelenkt. Er wurde, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, als Concertmeiſter angeſtellt und entwickelte bald in den Concerten die zweifache Fähigkeit eines erſten Geigers und eines Direktors, indem er während des Spielens mit den Bewegungen ſeiner Geige zugleich den Takt angab. Tollmann iſt unbedenklich als der erſte Direktor zu bezeichnen, der die Concerte zu einigermaßen künſtleriſchen Leiſtungen umzugeſtalten beſtrebt war, mochte auch in Wirklichkeit der Abſtand zwiſchen den vorhandenen Mitteln und dem Ideal, das er ſich geſteckt hatte, ein noch ſo großer ſein. Gleichzeitig mit ihm brachten auch ſeine Geſchwiſter, ein 1819 verſtorbener Bruder

Namens Joſeph und beſonders eine Schweſter, die nachherige Madame Hoffmann, welche 1805—1812 faſt alljährlich die Stelle einer Concertſängerin verſah, friſches Leben in die hieſigen Concerte. Fügen wir der Vollſtändigkeit halber noch bei, daß im Jahr 1803 der Verſuch, den bekannten Konradin Kreutzer, der als Klavierſpieler in Baſel ſich bekannt gemacht hatte, zu gewinnen, ohne Reſultat verlaufen war. Genug daß Tollmann, der früher in Mannheim an der dortigen Oper in einem der vorzüglichſten damaligen Orcheſter gewirkt hatte, eifrig darauf aus war, Baſels Leiſtungen zu heben und zu verbeſſern. Daß viel zu thun war, iſt unzweifelhaft; denn auf der einen Seite betrachtete ein großer Theil des Publikums den Concertſaal als Converſationsſaal, auf der andern mochten daran die mangelhaften Leiſtungen eines in ſeiner großen Mehrzahl aus Dilettanten zuſammengeſetzten Orcheſters die Schuld tragen. Sollte eine Beſſerung eintreten, ſo war es nur auf dem Wege möglich, daß die Leiſtungen des Orcheſters in der Weiſe an Trefflichkeit gewannen, daß für die ſchwierigern Inſtrumente Muſiker an Stelle der Dilettanten traten, daß eine vollſtändige Beſetzung der Inſtrumente erſtrebt wurde, ſowie daß bei den Dilettanten das Pflichtgefühl, jederzeit am Poſten zu ſein, geweckt wurde. Sehen wir uns nun daraufhin die damaligen Verhältniſſe an. 1805 wird, wie früher ſchon und ſpäter noch, über „unanſtändiges Geſchwätz und Lärmen“ im Concert Klage geführt; dem Protokoll der Concertdirektion zufolge drang Tollmann ſchon bald auf Vergrößerung des Orcheſters, reſp. Vervollſtändigung der Bläſer; um ohne allzu großes finanzielles Riſiko in dieſer Hinſicht etwas thun zu können, wurde unter dem Druck der kriegeriſchen Lage 1813 der Stadtrath unter Hinweiſung auf das rühmliche Beiſpiel von Zürich und Bern um Unterſtützung der Concerte angegangen. Als die Nothlage länger anhielt, mußte die Direktion 1814/15

ſogar von der ſonſt gebräuchlichen Anſtellung einer Sängerin für die ganze Saiſon abſehen und ſich mit angeſehenen Dilettantinnen wie Jgfr. Haas und Kath. Bernoulli begnügen. Gelegentlich lieferte auch der Theaterdirektor gegen paſſende Entſchädigung Geſangskräfte für die Concerte. 1808 fand die bis jetzt nicht mehr umgeſtoßene Verlegung der Concerte auf den Sonntag ſtatt. Um eben dieſe Zeit nahm das geſammte Muſik- und insbeſondere auch das Geſangswesen der Schweiz einen mächtigen Aufſchwung, indem 1808 in Luzern die Gründung der ſchweizeriſchen Muſikgeſellſchaft erfolgte. Auch Baſel wurde durch Staatsſchreiber Landolt aus Zürich zum Beitritt aufgefordert. Zwar war es in Baſel vorderhand noch ſchwierig, die Kräfte zu einem größeren gemiſchten Chor zu ſammeln, obſchon es an Verſuchen hiezu nicht fehlte, wie die 1806 zu Ehren der eidgenöſſiſchen Tagſatzung erfolgte Aufführung von Haydns Schöpfung in der franzöſiſchen Kirche am Totentanz, oder die des „Vaterunſers" von F. H. Himmel 1811, oder das 1812 wiederum zu Ehren der Tagſatzung im Münſter abgehaltene Concert darthun. Ebenſo war es ein erfreulicher Vorſtoß, als am 4. September 1815 bei dem von Baſels Regierung dem Erzherzog Johann von Oeſterreich, dem Bezwinger der Feſtung Hüningen, zu Ehren veranſtalteten Feſt auf dem Petersplatz Direktor Tollmann einen Damenchor ins Feld führte. Ueber den muſikaliſchen Theil dieſer Feier berichtet der Feſtchroniſt Folgendes:

„Er (der Erzherzog) trat, ſtill und ernſt, im glänzendſten Gefolge der Edelſten ſeiner Krieger und der erſten Behörden unſeres Staates und Militärs, zu dem Ihm angewieſenen Platze hin, und Jungfrau Pauline Streckeiſen, die Tochter eines angeſehenen Bürgers von Baſel, trat aus den Reihen der Sängerinnen hervor, um mit Anſtand und Würde dem Fürſten einen Lorbeerkranz — den der Erlauchte Sieger um die Stadt nur allzu-

wohl verdient hatte — und die, auf weißem Atlas gedruckte Cantate, die nun zu seiner Ehre von dem liebenswürdigen Chore sollte abgesungen werden, zu überreichen."

„Der Fürst durchlas sie mit Aufmerksamkeit, und vor seinem Stuhle stehend. Tiefe Stille schauerte durch den ganzen Saal hin — und als Er sie gelesen hatte, und freundlich wie ein Engel um sich sah, so begann in sanfter, begeisterter Harmonie der melodische Gesang, unter der Leitung des viel verdienten Baslerischen Concert-Direktors Herrn Tollmanns, des ältern."

„Mit Würde und dem ihr eigenen schönen, reinen Tone, entwickelte nun in einem Solo und Recitativ Jungfrau Henriette Haas (die Tochter des Künstlers und Mitgliedes der Direktions-Commission, unter dessen Leitung die zu diesem Feste errichteten Gebäude aufgeführt wurden), die sanftesten Gefühle der Liebe und des Dankes gegen den allverehrten Prinzen; und ihre herrliche Stimme gleitete aus den heiligen Chören der Harmonie an die tiefbewegten Herzen des Fürsten und der ganzen stillhorchenden Versammlung leise und schauernd hinüber. Terzett und Chorgesänge der übrigen Sängerinnen ließen dieser in ihrer Ausführung nichts nach — und man genoß da mit der Fülle der Seele das höchste Vergnügen, das die Göttin der Tonkunst ihren Verehrern nur immer zu gewähren im Stande ist. Ihr heiliger Athem schwebte laut und vernehmbar über den Sängerinnen und dem ganzen von ihr ergriffenen Vereine!"

Die Solopartieen der erwähnten Cantate waren auf die Musik von Winters „Macht der Töne", der Chor auf die Musik einer Messe von Abbé Vogler gesetzt; dann kam noch eine Hymne „an das schweizerische Militär" von Pfarrer Leucht in Diegten nach der Melodie „Gott erhalte Franz den Kaiser". Nachher folgte Tanz, „bei dessen reizender Musik die Künstler des K. K.

Oeſterreichiſchen Regiments Collowrath ihren weit erſchollenen Ruhm auf die herrlichſte, angenehmſte Weiſe beurkundeten."

An der Gründung der ſchweizeriſchen Muſikgeſellſchaft war Baſel nicht betheiligt; doch kam es durch ſeinen Direktor Tollmann, dem in der Folge die Direktion mehrerer Muſikfeſte: 1810 in Luzern, 1813 in Bern, 1816 in Freiburg überwieſen wurde, bald in Fühlung mit derſelben. Als ſodann 1811 durch die Gemeinnützige Geſellſchaft, 1815 durch Direktor Tollmann Schritte zur Gründung von Chorſchulen gethan wurden, ebnete ſich allmählig der Boden für eine allgemeine Kunſtpflege, ſo daß Baſels Concertdirektion 1820 die Abhaltung des ſchweizeriſchen Muſikfeſtes übernehmen konnte. (S. Basler Jahrb. 1884, S. 234.) Der günſtige Erfolg dieſes Feſtes trug für Baſel die ſegensreichſten Folgen. Tollmanns eifrigſtes Beſtreben war es, die einmal geſammelten Kräfte nun auch zuſammenzuhalten. Darum gründete er 1821 den „muſikaliſchen Uebungsverein", der indeſſen bald von dem 1824 unter der geſangskundigen Leitung Ferdinand Laurs, von dem ſpäter die Rede ſein wird, ins Leben gerufenen „Geſangverein" überflügelt wurde, während Tollmann ſich mehr und mehr auf ſeine Fähigkeit als Orcheſterdirigent beſchränkte. Die weitere Entwicklungsgeſchichte des Geſangvereins gehört nicht zu unſerer Aufgabe und iſt an anderm Ort (Feſtſchrift zum fünfzigjährigen Jubiläum des Geſangvereins — von G. Eglinger) nachzuleſen. Unter den Muſikern von einiger Bedeutung begegnen wir dem durch ſeine Selbſtbiographie (vergl. Basler Jahrbuch 1884) bekannten Martin Vogt, welcher neben ſeiner Stellung als Organiſt in Arlesheim von 1820 an auch die eines Celliſten im Basler Orcheſter verſah. Fremde Künſtler von Bedeutung gaben etwa auf einer Durchreiſe ein Concert oder ließen ſich im Abonnementsconcert hören. So brachte 1811 Carl Maria v. Weber einige Tage in Baſel zu. Sein Sohn

ſchreibt darüber in C. M. von Webers Biographie (I. 302): „Ein beſſeres Reſultat (als anderswo) hatte ein ſiebentägiger Aufenthalt in dem uralten Centralpunkte des geiſtigen Lebens in der Schweiz, Baſel, den er nicht allein für die Zwecke ſeines projektirten „Noth- und Hülfsbüchleins“ gründlich ausbeutete, ſondern auch, vom Präſidenten Burckhardt, den Herren Merian, Forkart, Präfekt Oyſendörfer ꝛc. ſehr wohl aufgenommen und in aller Weiſe unterſtützt, in den Familien Fäſch, Paſſavant, Burckhardt und bei Chriſtoph Bernoulli . . . die liebenswürdigſte Geſelligkeit fand und recht angenehme Tage verlebte. Am 13. November kam ein Concert zu Stande, zu dem ihm eine der reizendſten Frauen der Stadt, Madame Burckhardt, ihr ſchönes Piano lieh.“ (Weber nahm dabei die beträchtliche Summe von 130 fl. ein.) 1816 concertirte Louis Spohr in Baſel. Sein Bericht über ſein Auftreten hier (Selbſtbiogr. I. 250) iſt deßhalb für uns werthvoll, weil wir demſelben ein ziemlich objectives Urtheil über die damaligen Basler Concertverhältniſſe entnehmen können, das jedenfalls vom Vorwurf der Schönfärberei freizuſprechen iſt. Spohr ſchreibt:

Baſel, den 2. April.

„Herr Tollmann, ein guter Geiger und Direktor, dabei der gefälligſte und dienſtfertigſte Menſch, der mir je im Leben vorgekommen iſt, hatte bereits mit Hülfe des hieſigen Muſikvereins alles zu unſerm Concert arrangirt. Es war nur noch beim regierenden Bürgermeiſter die Genehmigung einzuholen, daß der Eintrittspreis bis zu einem halben Laubthaler erhöht werden durfte. Dieſe wurde ſogleich ertheilt. Herr Tollmann führte mich zu den Vorſtehern des Muſikvereins, die ich als artige und gebildete Leute kennen lernte. Sie widerlegten ſiegreich das Gerücht, welches im Elſaß curſirt, der Basler ſei kalt und unhöflich, gewohnt, den Beſuch von Fremden vor der Thüre abzufertigen.

Ich wurde von allen, die ich beſuchte, mit Artigkeit und ſelbſt mit Auszeichnung aufgenommen. Da das Orcheſter mit Ausnahme von 4 oder 5 Künſtlern nur aus Dilettanten beſteht, ſo war das Accompagnement meiner Solo-Piecen beſonders von Seiten der Blasinſtrumente fürchterlich. Wie iſt der arme Tollmann zu beklagen, der ſolche Muſik das ganze Jahr anhören muß. Und doch ſollen, wie er behauptet, die Orcheſter in den übrigen Schweizerſtädten noch ſchlechter ſein. Iſt dem ſo, ſo ſteht es um die Muſik in der Schweiz noch erbärmlicher wie im Elſaß. Die guten Leute hier ergötzen ſich noch an Compoſitionen, die man in Deutſchland ſchon zur Zeit der Pleyel'ſchen Epoche ungenießbar fand. Mozart, Haydn und Beethoven kennen die meiſten kaum dem Namen nach. Aber Freude haben ſie an der Muſik, und das Beſte iſt, ſie ſind leicht zu befriedigen. Denn ſo ſchlecht auch alle Orcheſterſätze in unſerm Concerte excecutirt wurden, die Leute waren doch zufrieden und fanden, das Orcheſter habe ſich diesmal beſonders ausgezeichnet. Selbſt eine Bravourarie von Wenzel Müller, die ein Dilettant jämmerlich herausquälte, fanden ſie köſtlich. Die Einnahme war bei wenigen Koſten ſehr bedeutend." Als Spohr 1816 unſern Tollmann in Freiburg am Muſikfeſt die „Schöpfung" von Haydn dirigiren ſah, tadelte er an ihm die vielen falſchen Tempi, zu langſame bei den Arien, zu ſchnelle in den Chören.

Ueber das eigentliche muſikaliſche Leben und Treiben, die Zuſammenſtellung der Programme, das Auftreten der Soliſten, die Beurtheilung der Leiſtungen von Seite des Publikums wiſſen die Protokolle leider ſozuſagen nichts zu berichten, ſo daß wir mehr nur auf die wenigen Schlaglichter angewieſen ſind, die aus den Berichten durchreiſender Künſtler, biographiſchen Notizen über die Direktoren, welche ſich da und dort zerſtreut finden, auf unſere Concerte fallen. Die Concertprogramme der ältern Epoche vor

Reiter ſind größtentheils nicht mehr erhalten. Dem Protokoll der Concertgeſellſchaft entnehmen wir, daß von 1822 an Tollmann ſeine Concertprogramme im Einverſtändniß mit den Commiſſionsmitgliedern zu machen hatte. Er beklagte ſich aber bald über unaufhörliches Dreinreden derſelben: es werde mehr verlangt, als wozu die vorhandenen Mittel ausreichten; es machen ſich einſeitige Geſichtspunkte geltend, wegen Mangels an tüchtigen Geſangsfreunden ſei es nicht möglich, einen guten Chor zuſammenzubringen. Dagegen gereicht es der damaligen Commiſſion zur Ehre, daß ſie neben der Pflege der Kunſt auch die Fürſorge für die Exiſtenz ausgedienter Muſiker ins Auge faßte. Dem damaligen Präſidenten, Abr. Iſelin, gebührt das Verdienſt, ſchon 1823, d. h. zu einer Zeit, da derartige Fragen noch nicht zu den brennenden gehörten, die Gründung eines Penſionsfonds für dienſtuntauglich gewordene Orcheſtermitglieder in Fluß gebracht zu haben. Schon 1824 fand ein Concert ſtatt, deſſen Erträgniß dieſem Fonds zufiel. Derſelbe ging 1839 in dem neu begründeten Orcheſterverein auf.

In die zwanziger Jahre fällt auch die Erbauung des Stadtkaſinos. Der alte Concertſaal (im ehemaligen Auguſtinerkloſter) war ſehr ungünſtig eingerichtet. Er war niedrig, zu klein, ſo daß die Herren oft ſtundenlang im Gedränge ſtehen mußten, von ſchlechter Akuſtik; der Eingang war viel zu nahe beim Orcheſter, was vielfache Störung veranlaßte; Treppen und Garderoben waren durchaus ungenügend. Es war ſomit für Baſels Muſikleben die im Jahr 1826 erfolgte Eröffnung des neuerbauten Stadtkaſinos, das zu dem Zwecke gegründet wurde, den Künſten und aller Geſelligkeit ein Heim zu bieten, ein bedeutender Gewinn. Die Koſten betrugen, nachdem der Stadtrath den Bauplatz unentgeltlich abgetreten hatte, Fr. 100,000 a. W. Bei dieſer Gelegenheit fand im Concertweſen eine Reorganiſation ſtatt, deren

weſentlichſte Aenderungen in Folgendem beſtehen: Die Concerte finden an Sonntagen punkt halb 6 Uhr ſtatt, das Orcheſter mag komplett ſein oder nicht. Vom Februar an wird der Concertbeginn auf 6 Uhr hinausgeſchoben; um Weihnachten fällt 1 Concert aus. Im Ganzen finden 14 Abonnementsconcerte ſtatt, ſowie für den Direktor und die Sängerin je 1 Extraconcert. Fremde Künſtler können erſt nach der Saiſon auftreten, beſonders berühmte ausgenommen, ſofern ſie zuerſt in einem Abonnementsconcert auftreten. Auswärtige Concertbeſucher haben an der Kaſſe ein Billet zu löſen. Die Zwiſchenpauſe ſoll nur (!) eine halbe Stunde dauern. Aus einem Geſuch von Direktor Tollmann um Anſchaffung neuer Ouvertüren und Symphonien darf wohl auch geſchloſſen werden, daß man beſtrebt war, durch Erweiterung des Repertoires die Qualität der Concerte zu erhöhen. Große Eile wird es indeſſen damit kaum gehabt haben, da ſchon die Finanzen, die trotz Eröffnung des neuen Lokals das ſtändige Klagethema bildeten, keine großen Sprünge geſtatteten.

Bald nach Eröffnung des Stadtkaſinos, im Oktober 1829, ſtarb Tollmann. Welche Verdienſte er ſich um Baſels Concertweſen erworben, mag uns ein Zeitgenoſſe, der ihm in den „basleriſchen Mittheilungen“ einen anziehenden Nekrolog gewidmet hat, berichten. „Wer da weiß — heißt es dort — wie es in Baſel um das Concert und die Orcheſtermuſik ſtand, ehe Tollmann, der wackere Schüler Fränzls, hieher kam, wer es bedenkt, wie er mit raſtloſer Thätigkeit und den uneigennützigſten Aufopferungen die Aufführung größerer Muſikſtücke (wie die Schöpfung von Haydn u. a.) zu einer Zeit zu Stande brachte, wo hier noch nichts Aehnliches gegeben worden war, der wird billig in dem Seligen den Gründer und Erwecker des allgemeinen muſikaliſchen Sinnes in Baſel verehren, den Schöpfer einer neuen muſikaliſchen Aera für uns. Aber auch die jüngern Zeitgenoſſen, die als ſeine Schüler

oder Mitglieder des Orcheſters ſeiner Leitung anvertraut waren, werden es lange noch zu rühmen wiſſen, mit welcher Fertigkeit und Gewandtheit, mit welcher feinen Lokal- und Perſonenkenntniß er die oft ſehr bunt componirte Geſammtheit zu leiten, Fehlern vorzubeugen oder ſchon begangene Irrthümer durch einen coup de maître zu decken verſtand. Und wer möchte nicht immer mit Freuden ſich der ſüßen Genüſſe erinnern, die ſein zartes Soloſpiel auf der Geige nicht nur dem Kenner, ſondern jedem bereitete, der für Eindrücke derart empfänglich iſt? Mag es auch ſein, daß manche der größern Virtuoſen, deren mehrere wir neben ihm gehört haben, ihn an Fertigkeit übertroffen, an Zartheit des Ausdrucks und Nettigkeit in Ausführung der Paſſagen und daher auch in der Kunſt der Begleitung wich er keinem. Sein Spiel erregte nicht nur kalte Bewunderung, ſondern wußte ſich dem Herzen einzuſchmeicheln, daher Tonſtücke wie die Haydn'ſchen Quartette ganz für Tollmanns Geige berechnet ſchienen."

An andern Stellen ebenderſelben „baslerischen Mittheilungen", einer Zeitſchrift, in welcher während der zwanziger Jahre das junge maßgebende Baſel über Dinge der Wiſſenſchaft, Kunſt und Politik ſeine Anſichten im Sinn eines geſunden, vernünftigen Liberalismus vernehmen ließ, begegnet uns öfters auch eine freimüthige, ſicherlich nicht unzeitgemäße Kritik der damaligen Concerte. Da leſen wir denn — 1826 — die alte Klage wieder: Man geht ins Concert, um zu ſehen und geſehen zu werden; nicht um zu hören, ſondern um gehört zu werden. Es war mehr oder weniger eine erwünſchte Gelegenheit unter ſeinesgleichen — denn der damalige Concertſaal hatte eine ziemlich ausgeprägt ariſtokratiſche Phyſiognomie, die ſich im heutigen Muſikſaal höchſtens noch auf dem Balkon wiederfindet — Converſation zu treiben. Jener Kritiker iſt der Anſicht, daß nur durch Verbeſſerung der muſikaliſchen Leiſtungen ſich Aufmerkſamkeit und Intereſſe des

Publikums erhöhen laſſen. Er rügt, daß zu viele ſchlecht vorgebildete Dilettanten mitwirken und wünſcht, daß die Erlaubniß zur Mitwirkung nur auf Grund einer abgelegten Prüfung ertheilt werde. Des fernern verlangt er, daß an jedem Inſtrument doch ein Muſiker von Fach ſein und in den Programmen mehr Abwechslung ſtatthaben ſolle. Ganz wider den Strich ſind ihm die vielen dem guten Geſchmack ſchädlichen Bravourarien, während er Chormuſik vermißt. Er tadelt, daß die beſtehenden Chöre, muſikaliſcher Uebungsverein und Geſangverein, ohne Fühlung mit dem Concert ſind. Die ſcharfen Ständeunterſchiede halten manche dem Mittelſtand angehörige Leute ab, mitzumachen; auch iſt es des Guten zuviel, jeden Sonntag ein Concert abzuhalten. Den Leiſtungen Tollmanns wird alles Lob ertheilt; ſeine Thätigkeit hat überall neue Impulſe gegeben, die Leiſtungen des Orcheſters verbeſſern ſich. Ein weiterer Uebelſtand iſt in der ſtets abwechſelnden Qualität der Concerte zu erblicken: den einen Sonntag iſt Alles gut ausgeſtattet, den andern ſchlecht; das kommt daher: im erſtern Fall iſt das Concert gut beſucht, da wird auch Gutes geboten; im letztern Fall, der alle vierzehn Tage eintritt, ſchlecht, weil da viele Privat- und Familienzirkel, ſogenannte „Tägli“, abgehalten werden, da wird vor halb leerem Saal geſpielt, was gerade paßt, mit z. T. höchſt mangelhafter Beſetzung, z. B. nur einem erſten Geiger. Ganz umſonſt ſcheint ſolche Kritik nicht geweſen zu ſein. Drei Jahre ſpäter wird rühmend hervorgehoben, daß die Programme durch Einflechtung von Geſangnummern: Arien, Duetten, Terzetten und Chören verdankenswerthe Bereicherung erfahren. „Mit lebhaftem Dank, heißt es mit Bezug auf den Geſangverein, wird jeder wahre Muſikfreund die Bemühungen dieſes Vereins anerkennen.“ Allerdings wurden noch öfters die Solovorträge der Dilettanten durch Geplauder geſtört. Um dem Publikum größere Symphonien mundgerecht zu machen, wurden dieſelben zuweilen

auf zwei Sonntage vertheilt, oder es wurden „aus bekannten Gründen“ seltsame Sprünge gemacht. Das Ueberhandnehmen von Rossinis Musik wird scharf getadelt. Als tüchtige Musiker werden erwähnt die Gebrüder Knop (Klavier und Cello).

Die mit dem Umzug ins Stadtkasino verbundene Umgestaltung der Verhältnisse führte im Jahr 1829 zur Bildung einer „Concertgesellschaft“ auf erweiterter Basis, deren erster Präsident Professor Christoph Bernoulli war. Das nächste Augenmerk der neuen Gesellschaft war nach Tollmanns Tod auf Gewinnung eines tüchtigen Musikdirektors gerichtet, welcher in der Person des Heinrich Joseph Wassermann aus Schwarzbach bei Fulda gewonnen wurde. Dem aus dürftigen Verhältnissen hervorgegangenen jungen Menschen gelang es doch, seinem Talent Bahn zu brechen. Unter Spohrs Leitung in Gotha bildete sich W. zu einem sehr tüchtigen Violinisten aus, wurde aber bei seinem unruhig nervösen Temperament mehr als nöthig in der Welt herumgetrieben. So wirkte er als erster Geiger in der herzoglichen Hofkapelle zu Meiningen, kam 1817 als Musikdirektor nach Zürich, 1820 als Geiger in die fürstlich fürstenberg'sche Kapelle nach Donaueschingen und machte sich daneben als Virtuose auf seinem Instrument auf seinen Reisen nach Paris, Straßburg, Karsruhe, Stuttgart und München einen bedeutenden Namen. 1828 ging er als Musikdirektor nach Genf und trat 1829 in Basel an Tollmanns Stelle. „In dieser Stellung und als Musiklehrer entwickelte er eine im Ganzen sehr gedeihliche und fruchtbringende Thätigkeit, trug sehr viel zur Aufnahme der Concerte bei, bildete treffliche Schüler und verschönerte die häuslichen Musikunterhaltungen.“ Schon 1836 mußte er eines schweren Nervenleidens wegen seine Stelle gänzlich niederlegen; er starb 1838 in Riehen.

Wassermann wurde als Direktor und erster Geiger angestellt. Er fand sich bald veranlaßt, mit alten Mißbräuchen und Uebel-

ſtänden aufzuräumen. Da das Orcheſter mehr Dilettanten als Muſiker (1829: 16 zu 12) zählte und erſtere mit gewiſſenhaftem Beſuch der Proben und Aufführungen es nichts weniger als genau nahmen, ſo ordnete Waſſermann an, daß jeder Mitwirkende mindeſtens eine Probe mitmachte. Kam in einem Concert eine Symphonie vor, ſo fanden vorher 2 Proben ſtatt, was nicht allen Mitwirkenden genehm war, weswegen die Commiſſion die „doppelten“ Proben ausdrücklich beizubehalten beſchloß. Symphonien ſollten nur alle 14 Tage an die Reihe kommen, während in den Zwiſchenconcerten 2 Ouverturen geſpielt werden ſollten. Mitunter wurden „zur Veredlung des Geſchmacks“ Saitenquartette eingelegt. Der neuern Muſik wurden durch Vorführung neuer Opernouverturen Conceſſionen gemacht. Das Schwatzen gedieh noch immer. Von Zeit zu Zeit kam es vor, daß der Geſangverein zum Auftreten im Concert veranlaßt wurde, auch gute Soliſten ſuchte man, ſoweit die damaligen recht beſcheidenen Mittel reichten, nach Baſel zu ziehen. So wurde 1829 mit Madame Stockhauſen, die als Sängerin und Harfenſpielerin excellirte, zum erſten Mal, doch ohne Erfolg, unterhandelt. Als einheimiſche, auf Koſten verſchiedener Muſikfreunde ausgebildete, öfters in Concerten auftretende Sängerin wird Jungfer Gysler erwähnt, gleichzeitig auch über die Unluſt der Liebhaber, im Concert ſolo zu ſingen, geklagt. Der unverhältnißmäßig großen Anzahl von Concerten ſuchte 1830 ein Antrag des Herrn Emil Thurneyſen zu ſteuern, wonach in Zukunft nur 8 große Concerte für Orcheſter und daneben 6 kleine Concerte zur Aufführung von Kammermuſik ſollten abgehalten werden. Der Antrag ging auch momentan wirklich durch. Allein ſchon Ende 1830 wurden die kleinen Concerte wegen ungenügender Betheiligung wieder durch große erſetzt. Von außerordentlichen Unterbrechungen der Concerte hören wir ſelten; im Januar 1831 mußten wegen „Inſurrection der Landleute“ drei Concerte ausfallen. Nach

dem 3. Auguſt 1833 walteten Bedenken, ob es paſſend ſei, jetzt ſchon Concerte abzuhalten; ſchließlich that man es, „indem eine ſolche Zerſtreuung dem Publikum nur erwünſcht ſein könne.“ Im November 1847 fiel der Concertbeſuch wegen Inanſpruchnahme der Gemüther durch den Sonderbundskrieg ſehr ſpärlich aus. In wie beſcheidenem Rahmen das damalige Muſikleben ſich abwickelte, mag uns die Jahresrechnung pro 1829/30 darthun; danach betrugen die Ausgaben:

für Orcheſter und Soloſpiel	Fr.	2830
„ Geſang	„	1658
„ Lokal, Heizung ꝛc. . .	„	1202
	Fr.	5690
die Einnahmen	Fr.	6127

Waſſermann bezog als Direktor ein Einkommen von 60 L'dor (= 960 alte Franken). 1830 trat in den Commiſſionsgeſchäften inſofern eine Aenderung ein, als es für nothwendig erachtet wurde, neben dem Präſidenten einen Kapellmeiſter, ſowie einen Vicekapellmeiſter zu ernennen; den erſten Poſten übernahm Herr Thurneyſen, den letztern Herr Carl Burckhardt (-Viſcher), beides Männer, die zur Entwicklung unſeres Concertweſens große Opfer gebracht haben. Der Schwierigkeit, gute Bläſer zu bekommen, glaubte man durch intime Fühlung mit der Militärmuſik begegnen zu können. Allfällige Lücken ſuchte man gelegentlich auch mit Mitgliedern durchreiſender Muſikkorps zu ergänzen. So wünſchte man die aus Oeſterreichern beſtehende Schwarzenbacher Harmoniemuſikgeſellſchaft zum Auftreten in Concerten zu bewegen und ſie ſogar, leider umſonſt, zu dauerndem Aufenthalt in Baſel zu veranlaſſen. Im gleichen Jahr 1830 begegnen wir zum erſten Mal der Fulbaer Muſikgeſellſchaft, welche ein Engagement ins Orcheſter annahm und bald Anerkennung fand. Schon 1832 wird konſtatirt, daß „zur Aufführung neuerer Muſikſtücke die Fulbaer gleichſam unent-

behrlich ſeien." Eine vorzügliche Aquiſition machte man in Eduard Lutz, dem Schüler des berühmten Klarinettiſten Bärmann. Kapellmeiſter Thurneyſen, der noch kurz vor ſeinem Ende († 1877) ſeine Theilnahme für das Wohlergehen der muſikaliſchen Inſtitute Baſels durch die hochherzige Stiftung des nach ihm benannten Fonds von Fr. 100,000 durch die That bewährte, war durch ſeine muſikaliſche Bildung beſonders dazu befähigt, das muſikaliſche Leben Baſels in beſtimmte Bahnen zu leiten. Die Einwirkung ſeiner Perſönlichkeit auf daſſelbe iſt durchaus unverkennbar. Es war ihm Bedürfniß das Repertoire zu erweitern, daher (1832) ſein Antrag auf Anſchaffung neuer Ouverturen und Symphonien; er ſetzte es durch, daß auf die Proben mehr Zeit verwendet wurde; Direktor Waſſermann ſelbſt mußte ſich gelegentlich Bemerkungen über ſein Dirigiren, ſeine Zeitvergeudung bei den Proben, wie auch ſein Benehmen gegen gewiſſe Muſiker gefallen laſſen. Dem tüchtigen, aber kränklichen und nervös aufgeregten Direktor fehlte es nicht an Gegnern, die ihn ſogar in der Allg. Muſikzeitung „auf höchſt niederträchtige und leidenſchaftliche Weiſe als Direktor, Componiſt, Violinſpieler und als Menſch überhaupt angriffen," worauf die Concertcommiſſion durch Prof. Rud. Merian in einer kurzen Erklärung ihr Mißfallen mit dem Artikel und ihre Zufriedenheit mit Waſſermann auszudrücken für gut fand. Wenn wir übrigens vernehmen, daß die Muſikerempfindlichkeit ſchon damals zuweilen in voller Blüthe ſtand, daß z. B. Muſikus Knop, weil er (1833) erſt im zweiten Theil des Concerts als Soliſt auftreten durfte, das Concert verließ, hierauf wegen Akkordbruchs entlaſſen, gleichwohl ferners mitzuwirken erklärte, worauf ihm Entfernung aus dem Lokal nöthigenfalls durch die Polizei angedroht wurde, ſo erſcheint uns ein energiſches Auftreten des Direktors durchaus gerechtfertigt. Auch dem Muſikus Zaiſer mußte zu wiederholten Malen Achtung vor den Verfügungen des Direktors

eingeſchärft werden. Im Januar 1833 begegnet uns wieder der Name Stockhauſen. Damals wollte Herr Stockhauſen aus Gebweiler ſeine Frau zweimal in Baſel ſingen laſſen; bei dieſem Anlaß ſollte der verfügbare Raum möglichſt ausgenützt werden, weßhalb die Eltern erſucht wurden, ihre unerwachſenen Töchter zu Hauſe zu laſſen. Kinder waren und blieben, ſo lange der große Caſinoſaal als Concertſaal diente, das ſtörende Element während der Aufführungen, daher wurden dem Protokoll etwa folgende Stoßſeufzer einverleibt: „Es werden zu kleine Mädchen ins Concert gebracht“ (1833); die Knaben oben auf dem Tanzorcheſter betragen ſich unanſtändig“ (1834), oder: „Knaben, die in Concerten ſtören, werden ihres Abonnentenrechtes verluſtig erklärt“ (1840).

Die würdige Ausſtattung der Concerte lag der Commiſſion ſehr am Herzen; den verſchiedenen, oft genug Entgegengeſetztes verlangenden Wünſchen ſuchte ſie nach Kräften gerecht zu werden. Der alte Brauch, jährlich eine ſtändige Sängerin anzuſtellen, dauert weiter bis ans Ende der fünfziger Jahre; waren am Theater tüchtige Kräfte, ſo wurden ſie auch zur Mitwirkung im Concert herbeigezogen; durchreiſende oder in der Nähe ſich aufhaltende Künſtler wurden, wenn es die Mittel geſtatteten, zum Auftreten veranlaßt, die Bibliothek wurde thunlichſt bereichert. So finden wir (wobei vorausgeſetzt iſt, daß die ältere Litteratur ſchon vorhanden geweſen ſei) folgende Neuanſchaffungen im Protokoll aufgezeichnet: eine Symphonie von Kalliwoda (1834), eine von Lachner (1835), zwei Händelſche, zwei Mozartſche und zwei „andre“ Partituren (1838). Immerhin ſcheint die Mehrzahl der Concertbeſucher ſich mit dem inſtrumentalen Theil weniger gut als mit dem vokalen abgefunden zu haben. Wenigſtens wird im Winter 1832/33 nach Neujahr infolge Abweſenheit einer Sängerin über ſchlechten Concertbeſuch geklagt, und 1838 wird anläßlich der Aufführung von Beethovens „Eroïca“ Klage geführt über

das zu häufige Aufführen von Symphonien, „welche nun einmal doch nur dem Geſchmack des weit kleinern Theils des Concertpublikums zuſagen.“ Es wird hierauf beſchloſſen, auf Symphonien überhaupt keineswegs (!) zu verzichten, hingegen dieſelben, wenn ſie ſich, wie die obenerwähnte Eroïca, zu ſehr in die Länge ziehen ſollten, nur theilweiſe aufzuführen und ſo z. B. im nächſten Concerte von der Lachnerſchen Symphonie nur das erſte Allegro zu geben. Als 1834 das neue Stadttheater eröffnet wurde, trat deſſen Direktion mit der Concertcommiſſion in eine unliebſame Concurrenz, indem ſie mit dem Theaterorcheſter ebenfalls Abonnementsconcerte veranſtaltete. Doch blieben die Kaſinoconcerte in dieſem Zweikampf Sieger; denn die vornehme Geſellſchaft zog das Kaſino dem Theater um ſeiner bequemen Einrichtung willen vor. Schade, daß die vom Präſidenten der Commiſſion alljährlich an der Generalverſammlung verleſenen Jahresberichte mit ihren Aufſchlüſſen und Urtheilen über die muſikaliſchen Leiſtungen nicht mehr erhalten ſind; um ſo mehr, als unſre Kenntniß der Concertprogramme nicht über Reiters Zeit zurückreicht. So müſſen wir uns mit den meiſt knappen Notizen des Protokolls ſo gut wie möglich ein Bild des damaligen Zuſtandes rekonſtruiren. Der ſtändigen Concertſängerin wurde gelegentlich empfohlen, die ältere Geſangsmuſik mehr zu berückſichtigen; als tüchtiger Dilettant auf dem Klavier, den man auch zum Auftreten im Concert hoffte bewegen zu können, galt (1834) Herr Daniel Heusler, Sohn. Der Concurrenz des Theaters, das ſeit 1835 ebenfalls an Sonntagen Vorſtellungen gab und den Concerten viele Beſucher zu entziehen drohte, trat man damit entgegen, daß man die Zahl der 14 Concerte auf 10 und demgemäß die Eintrittspreiſe reducirte; fortan bezahlten Mitglieder 16, Abonnenten 10 (alte) Franken für den Cyclus. Ein 1837 auf Abhaltung von neuerdings 14 Concerten geſtellter Antrag blieb in Minderheit. Die Kränklichkeit

des damaligen Direktors Waſſermann nahm mit der Zeit ſo überhand, daß derſelbe 1836 gezwungen war, ſeinen Rücktritt zu nehmen. Der Nekrolog (Allg. mus. Ztg., 41. Jahrg., S. 86) widmet ihm folgenden Nachruf: „Ueber Waſſermanns ausgezeichnetes Verdienſt als Violinſpieler iſt nur eine Stimme. Sein Ton war voll und rein; ſein Vortrag edel, ſeelenvoll, großartig; im Allegro vielleicht nicht lebhaft und keck genug, aber im Adagio anziehend und lieblich. Eine Kompoſition ſeines großen Meiſters Spohr oder Viottis, oder ſonſt dergleichen gediegene Werke von ihm vortragen zu hören, war ein echter Kunſtgenuß. Eine gewiſſe Regſamkeit und Peinlichkeit, die unſtreitig ihren körperlichen Grund hatten, ſtand der Wirkſamkeit Waſſermanns als Dirigenten und Lehrers allerdings im Wege, und dieſe Fehler wurden von manchem einſeitig bemerkt und beurtheilt: allein ſeine Meiſterſchaft im Spiele und in der Orcheſterleitung gebot allen Achtung. Sein Einfluß auf ſeine Schüler war bildend und begeiſternd, und die ſinnigeren Freunde der Tonkunſt ſchätzten ſeinen guten Geſchmack und ſeinen wahren Enthuſiasmus für die Muſik, womit er ſehr viel Sinn für Poeſie verband. Merkwürdig war ſein muſikaliſches Gedächtniß. Er komponirte für Flöte, Violine und andere Inſtrumente.“

In der nächſten Zeit treten zwei Männer hervor, welche beide mit der Leitung des muſikaliſchen Lebens in unſrer Stadt betraut wurden: es ſind dies Ferdinand Laur und Ernſt Reiter. Der erſtere, der auch der Zeit nach zuerſt in Baſel wirkte, hat namentlich das Verdienſt, in weiten Kreiſen Liebe und Luſt am Geſang geweckt zu haben. Er war 1791 zu Markdorf am Bodenſee geboren und erhielt ſeine pädagogiſche Ausbildung in Weſſenbergs Seminar zu Mersburg und ſpäter zu Karlsruhe. 1809 nahm er die Stelle eines Muſiklehrers in der Erziehungsanſtalt von Pfarrer Zehnder in Gottſtadt (Bern) an, 1810 eine ſolche bei Fellenberg in Hofwyl, wo er Gelegenheit hatte, neben

dem Geſang ſich auch im Inſtrumentalſpiel und deſſen Leitung auszubilden. 1820 wurde er als Geſanglehrer am Gymnaſium und an der Töchterſchule nach Baſel berufen. Bald war er hier in erſter Linie als Geſanglehrer, ſodann aber auch als Verfaſſer gehaltvoller muſikaliſcher Aufſätze und als Liedercomponiſt hochgeſchätzt. Neben ſeiner amtlichen Stellung leitete er auch noch die von der Gemeinnützigen Geſellſchaft ins Leben gerufene Geſangſchule und errang ſich durch erfolgreiche Wirkſamkeit, männlich taktvolles Auftreten, gewinnendes Aeußere und hohe allgemeine Bildung bei Behörden wie in Familienkreiſen bald eine angeſehene Stellung. 1823 konnte der Vorſteher der Gemeinnützigen Geſellſchaft rühmend hervorheben, wie der Sinn für Geſangbildung unter Baſels Einwohnern ſich ausbreite und Laurs Produktionen öffentlichen Beifall fänden. So war es Laur möglich, 1823 bei der Einweihung des erſten St. Jakobdenkmals mit einem Chor von 230 Schulkindern zur Verſchönerung der Feier beizutragen. 1824—25 vereinigte er wöchentlich einmal die Zöglinge der Geſangſchule mit den Geſangklaſſen des Gymnaſiums und der Töchterſchule zu allgemeinem Liedergeſang im Münſter, wie auch zum Kirchengeſang in der Spitalkirche und half mit Chorgeſängen die Schulpromotionen verſchönern. Bei all dieſer vielſeitigen Thätigkeit ſcheint Laur doch eher ſein Amt ſchwer genommen, vielleicht auch oft mehr Intereſſe für ſeine Aufgaben vorausgeſetzt zu haben, als thatſächlich vorhanden war. Er klagte über Mangel an guten Stimmen, über Unfähigkeit zum Geſang, über ungenügenden Beſuch der Stunden; die Aufrechterhaltung der Disziplin machte ihm viel Arbeit, ſodaß vielleicht die Leiſtungen des Lehrers mit den Erwartungen des Muſikers nicht immer Schritt halten wollten. Auch wurde ihm von gewiſſer Seite allzuvieles Schematiſiren in ſeiner Methode vorgeworfen. Trotz alledem gebührt ihm ſpeziell das Verdienſt, die Geſangsmuſik in Baſel zum All-

gemeingut gemacht zu haben. Als daher 1824 der erſte gemiſchte Chor, der Basler Geſangverein, ins Leben gerufen wurde, kam bei Beſetzung der Direktorſtelle einzig und allein Laur in Frage. Er hat aus kleinen und beſcheidenen Anfängen den Verein nach und nach zur Bewältigung größerer Aufgaben vorbereitet und 1840 mit Hilfe dieſes Vereins die Abhaltung des eidgen. Muſikfeſtes in Baſel ermöglicht. Mit 414 Sängern und 159 Muſikern und einer einzigen Geſammtprobe durfte, weil der Basler Verein einen zuverläßigen Kern bildete, die Feſtaufführung abgehalten werden. Der Vollſtändigkeit halber ſei noch beigefügt, daß Laur einige Zeit hindurch auch den akademiſchen Männerchor, der ſich in den 20er Jahren gebildet hatte, wie auch den Basler Männerchor dirigirte. Letzterer war 1827 von Reallehrer Friedrich Wagner gegründet worden. Sowohl der Männerchor, als auch der früher genannte, von Tollmann geleitete muſikaliſche Uebungsverein ſtanden in einem gewiſſen, vorzugsweiſe auf geſellſchaftlichen Gründen beruhenden Gegenſatz zum Geſangverein: dieſer wurde ariſtokratiſch, jene beiden demokratiſch geſcholten. Nach Waſſermanns Tode galt bei vielen Laur als künftiger Orcheſterdirigent. 1836—37 ſchon vertrat er den kranken Waſſermann. Doch ſcheint die leitende Commiſſion Laur nicht unter allen Umſtänden als den gegebenen Orcheſterdirigenten betrachtet zu haben; vielmehr beſchloß ſie (1837), ſich unter der Hand nach einem tüchtigen Erſatz Waſſermanns umzuſehen. Die Concertcommiſſion konnte ſich damals offenbar über die Perſon des neuen Direktors nicht einigen. Während den einen Laur genehm war, erhoben die andern, hauptſächlich die jüngere Generation, den damaligen Kapellmeiſter des Theaters, Ernſt Reiter, auf den Schild. Zwar wurde vorerſt für 1838—39 Laur mit der Leitung der Concerte betraut, Reiters Anerbieten dagegen, die Direktion der Concerte zu übernehmen, gleichfalls ernſtlich erwogen. Aus den Protokollen geht

deutlich hervor, daß die leitende Commiſſion einem definitiven Entſchluß ſo lange wie möglich aus dem Wege ging, indem ſie zunächſt Laur behalten, Reiter aber nicht ganz wollte fallen laſſen. Und ſo brachte man es mit dieſer unglückſeligen Schaukelpolitik wirklich fertig, 1839 Reiter zu wählen (ſeine definitive Anſtellung auf unbeſtimmte Zeit fand erſt 1841 ſtatt) und gleichzeitig Laur den Dank der Geſellſchaft auszudrücken; wohl oder übel mußte man aber 1840 die Direktion des Muſikfeſtes Laur, als dem Direktor des Geſangvereins, überlaſſen. Einige Jahre ſpäter verließ Laur, infolge überhandnehmender Kränklichkeit von ſeinen Behörden penſionirt, Baſel gänzlich und lebte zu Egelshofen bei Kreuzlingen in ſtiller Zurückgezogenheit bis an ſein 1854 erfolgtes Ende.

Von 1840 bis 1875, volle 35 Jahre, währt in der Geſchichte unſeres Concertweſens die Aera Reiter; ſie bildet den Uebergang aus einer frühern, uns nur vom Hörenſagen bekannten Epoche in die Neuzeit, und viele von uns haben lange Jahre noch unter Reiter muſicirt. Gleichzeitig aber hat ſich mit und unter Reiter in der Entwicklung des Concertweſens ein großer Umſchwung, eine Umgeſtaltung aus kleinen und einfachen Verhältniſſen zu großen und vielſchichtigen, ein Wechſel auch im Geſchmack und in der Wahl der muſikaliſchen Aufgaben vollzogen. Würde ſchon die lange Reihe von 35 Dienſtjahren hinreichen, um Reiters Thätigkeit als eine weithin ſichtbare zu kennzeichnen, ſo ſichert ihm noch vielmehr die Art und Weiſe, wie er während dieſer langen Zeit dieſe Umgeſtaltung ſelber vollzog und ihrer Herr blieb, ein ehrenvolles Andenken. Geboren den 31. März 1814 zu Wertheim (Baden) erhielt er ſeine muſikaliſche Ausbildung hauptſächlich bei Spohr in Kaſſel, ſtudirte Compoſitionslehre bei Moritz Hauptmann, übernahm gegen Ende der dreißiger Jahre die Stelle eines Theaterkapellmeiſters in Baſel und zog

mit ſeinem feurigen, anregenden Direktionstalent raſch die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Als einem tüchtig ausgebildeten Geiger bot ſich ihm bald Gelegenheit, in Concerten aufzutreten. Im Herbſt 1836 wird ſeines Soloſpiels im Concert zum erſten Mal erwähnt. Im gleichen Jahr wird von Stockhauſen, Vater, deſſen Nichte, Fräulein Bildſtein, Reiters nachmalige erſte Gattin, der Concertcommiſſion als Sängerin (Sopran) empfohlen. Neben ſeiner offiziellen Thätigkeit fand Reiter Zeit und Luſt, wie es ſcheint, auch die Leitung eines „muſikaliſchen Vereins", der an den Nichtconcerttagen im Kaſino zuſammenkam, zu übernehmen, eines Vereins, deſſen Wirkung einige Zeit als eine für das Concertweſen ſegensreiche bezeichnet wird, der aber bald nichts mehr von ſich hören ließ. 1840 trat als Concertmeiſter ins Orcheſter Friedrich Höſl, der bis in die 60er Jahre als trefflicher Violiniſt und Lehrer ſich hervorthat. Wenn um dieſe Zeit hervorgehoben wird, daß der genannte Höſl und andre Muſiker auch den Sommer hindurch ſollen angeſtellt bleiben, ſo ſcheint aus dieſer Erwähnung hervorzugehen, daß dieſe Art der Anſtellung keine konſtante war, ſondern hauptſächlich bei ſolchen Muſikern zur Anwendung kam, die man dauernd an Baſel zu feſſeln wünſchte, während in vielen andern Fällen nur für die eigentliche Saiſon engagirt wurde, was natürlich weniger koſtſpielig war. Gleichzeitig wurde auch die Anſtellung eines erſten und zweiten Horniſten beſchloſſen und die Geſellſchaft der ſogen. Fuldaer, die z. T. ſehr tüchtige Muſiker, wie ſpäterhin die Gebrüder Lang, unſerm Orcheſter ſtellte, dem Orcheſter einverleibt. Nebenbei wirkten an manchen Inſtrumenten auch tüchtige Dilettanten in uneigennützigſter Weiſe; ſo trat 1839 von der Stelle eines erſten Flötiſten Herr Ronus zurück, und lange Jahre blies Herr Burckhardt-Viſcher die Klarinette. Bei dem verhältnißmäßig beſcheidenen Concertbeſuch waren allerdings die finanziellen Mittel auch nur ſpärliche. So wurde z. B. die

Beſoldung des Concertmeiſters Höſl zu $^5/_6$ aus der Kaſſe, zu $^1/_6$ auf privatem Wege beſchafft, ein Uſus, der auch in andern Fällen öfters vorkam. Dem Direktor, der Sängerin, ſowie den hervorragendern Muſikern, wie Ed. Lutz, dem trefflichen Clarinettiſten, oder Concertmeiſter Höſl wurde das Recht eines Benefizconcerts, deſſen Koſten die Commiſſion übernahm, zugeſtanden, und bekanntlich iſt in Theater und Concert dieſer Brauch noch nicht ausgeſtorben. 1840 wird des „unlängſt" gebildeten Orcheſtervereins erwähnt, der ſich die Unterſtützung der invaliden Muſiker, ſowie deren Witwen und Waiſen zur Aufgabe machte; die Anfänge zu dieſem Inſtitut datiren noch weiter zurück, bis 1824; ſchon damals war ein Reſervefonds zur Unterſtützung invalider Muſiker begründet worden, deſſen Mittel dem neu gebildeten Orcheſterverein unter gewiſſen Bedingungen zugewieſen wurden.

Für die Concerte ſelber ſcheute man keine Anſtrengungen; nach Kräften ſuchte man das Geſangperſonal des Theaters für das Concert nutzbar zu machen. Den Leiſtungen des neuen Direktors wurde im Jahresbericht „volle Anerkennung" gezollt und das Ergebniß der Saiſon (1839/40) „auch diesmal wieder erfreulich" genannt. Für die Saiſon 1842/43 wurde als Sängerin engagirt Fräulein Bildſtein, die ſich in Paris als Sängerin ausgebildet hatte. Sie wurde, als ſpätere Gattin Reiters und vorzügliche Concert-, insbeſondere Oratorienſängerin, für unſer Concertweſen von Bedeutung. Schon 1845 erhielt ſie einen Ruf nach Leipzig, den ſie jedoch in der Hoffnung, in Baſel wieder angeſtellt zu werden, ablehnte. Ihre Leiſtungen wurden denn auch in der allgemeinen Sitzung der Geſellſchaft (1845) anerkannt; die Commiſſion erhielt den Auftrag, ſie wieder anzuſtellen. Unter den ſogen. „Fuldaern", einer kleinen Muſikgeſellſchaft, die da und dort auftraten, und um ihrer Trefflichkeit willen ins Orcheſter angeſtellt wurden, begegnen wir Anfangs der 40er Jahre zum erſten

Mal den Namen der fünf Gebrüder Lang: Adam (Flöte), Georg (Horn und Violine), Andreas (Klarinette), Simon (Horn) und Anton (Fagott). Als vorzügliche Muſiker, die Jahrzehnte lang unſerm Orcheſter zur Zierde gereichten und trotz beſcheidener Stellung ihrer neuen Heimat treu ergeben blieben, verdienen ſie mit Ehren genannt zu werden. 1845 wurde ihnen, da ſie eine Anſtellung nach Neuenburg ablehnten, eine Gehaltserhöhung zuerkannt; ſchon das Jahr zuvor hatte Georg einen Ruf an die Jeſuitenanſtalt in Freiburg abgelehnt und ebenfalls eine höhere Beſoldung erhalten; freilich wurden die Mittel der Concertgeſellſchaft dadurch ſehr in Anſpruch genommen, ſodaß ſchon 1843 zur Deckung der chroniſch werdenden Defizite (das Jahr 1844/45 ſchloß mit einem Defizit von Fr. 1864) eine Aktiengeſellſchaft mit Aktien à Fr. 10 ins Leben gerufen wurde, während über die ſchon öfters gemachte Anregung, von den concertbeſuchenden Damen Eintrittspreiſe zu erheben, aus ungerechtfertigter Aengſtlichkeit immer und immer wieder zur Tagesordnung geſchritten wurde, obſchon nur auf dieſem Wege eine fühlbare und durchaus gerechtfertigte Steigerung der Einnahmen zu erzielen war. Der Winter 1846/47 brachte einen interimiſtiſchen Direktionswechſel; Reiter nämlich bat für ein Jahr um Urlaub, um mit ſeiner Frau eine Kunſtreiſe anzutreten. Derſelbe wurde ihm „unter Belobung ſeiner Leiſtungen“ einſtimmig ertheilt. Seinen Poſten verſah mittlerweile Auguſt Walter, den verſchiedene Blätter aus Wien und Stuttgart als einen „ausgezeichnet tüchtigen Komponiſten“ bezeichneten, der zugleich Violin- und Klavierſpieler ſei und als gründlicher Kenner von Theorie und Inſtrumentation galt. 1847 wurde zu Ehren des in Baſel verſammelten Philologentages ein Extraconcert abgehalten, Ende 1847 fiel infolge Erregung der Gemüther durch den Sonderbundsfeldzug der Concertbeſuch ſehr mager aus; die Finanzen bekamen ein trauriges Anſehen; offenbar lenkten die

politiſchen Ereigniſſe der Schweiz und Europas in dieſer Zeit Aufmerkſamkeit und Theilnahme von den Concerten ab; zwiſchen 1848 und 1851 verſtummen die Protokolle ganz, um erſt im März 1851 über die nöthig gewordene Neubildung der Concertgeſellſchaft ſich vernehmen zu laſſen. Noch immer beliebte der Antrag, den Damen nur bei gleichen Pflichten wie den Herren den Eintritt zu geſtatten, nicht; vielmehr wurde beſchloſſen, wie folgt:

1. Mitglieder und Abonnenten zahlen einen jährlichen Beitrag von Fr. 20 ohne das Recht Damen einzuführen, von Fr. 30 mit dem Recht je eine Dame einzuführen.
2. Das Eintrittsgeld der Mitglieder beträgt Fr. 10.
3. Minderjährige bezahlen Fr. 20 Jahresbeitrag.
4. Auf je 4 Jahre werden Defizitaktien à Fr. 15 ausgegeben.

In mancher Hinſicht machte ſich auch auf dem Gebiet des Concertweſens der Drang nach Abwechslung, nach Fortſchreiten zu Beſſerm und Höherm bemerklich. Namentlich wurde gewünſcht, daß mit dem alten Uſus, für den ganzen Winter nur *eine* Concertſängerin anzuſtellen, möchte gebrochen werden, indem es ja leicht ſei, aus den Nachbarſtädten Freiburg, Karlsruhe und Straßburg ſich neue Kräfte zu verſchreiben. Von anderer Seite wurde freilich betont, Frau Reiter ſei ja ohnehin gar nicht zu erſetzen, man ſollte froh ſein, ſie ſo häufig verwenden zu können, höchſtens ſei ihr etwas mehr Abwechslung im Repertoire anzuempfehlen. Dieſen verſchiedenen Anſchauungen gegenüber präziſirte der Präſident in der allgemeinen Geſellſchaftsſitzung (1851) ſeinen Standpunkt des Nähern dahin, daß er, da man ſich zu allernächſt nach den vorhandenen Mitteln zu richten habe, das Rufen nach ſolcher Abwechslung als unbegründet zurückwies. Vorerſt blieb es denn auch bei *einer* Concertſängerin für eine Saiſon. Für 1851—52

lehnte zwar Frau Reiter ab, und die Commiſſion hatte die Wahl zwiſchen zwei Damen. Die eine, Madame Bockholz-Falconi, ſang ausgezeichnet, war aber nichts weniger als ſchön; die andere, Fräulein von Bracht, war ſchön, ſang aber gar nicht ausgezeichnet. Ein dritter Ausweg, ſich mit dem Theaterperſonal zu helfen, kam, da man auf dieſem Gebiete öfters ſchlimme Erfahrungen gemacht hatte, nicht in Betracht. Es wurde nun die ſchöne, aber unbedeutende Sängerin angeſtellt, wohl kaum zur Befriedigung der Muſikfreunde; die Commiſſion ſelbſt berief im folgenden Jahr, zunächſt für 5 Concerte, wieder Frau Reiter, die indeſſen ablehnte, weil gegen ſie, z. T. auch ſeitens der Commiſſion, intriguirt wurde, was beim Publikum, welches Frau Reiter ernſtlich vermißte, ſchlimmen Eindruck hinterließ. Dafür ſang in der zweiten Hälfte der Saiſon 1852—53 ein Fräulein Kronfuß, das wenig gefiel. Als 1853 Frau Reiter noch in jungen Jahren wegſtarb, war das Bedauern über ihren Verluſt ein tiefes und allgemeines und der Präſident der Commiſſion hielt ihr in der allgemeinen Sitzung (1854) einen Nachruf, in welchem er betonte, wie „ſie durch ihre vollkommene Methode und ihren reinen Geſchmack viel dazu beigetragen habe, unſerm Publikum den Sinn für das Höhere in der Kunſt aufzuſchließen und uns zu aufrichtigen Freunden der beſten Muſik heranzubilden.“

Eine ſtehende Sorge der Concertcommiſſion blieben fortwährend die Finanzen. Einerſeits war die altmodiſche Art und Weiſe des Billetverkaufs, der den Damen nahezu freien Eintritt gewährte — und bekanntlich bilden die Damen die Mehrheit des Concertpublikums — wenig geeignet, die Einnahmen zu ſteigern, anderſeits dagegen galt es, das Orcheſter womöglich zu vervollſtändigen und ökonomiſch ſicher zu ſtellen, wie auch treffliche Kräfte durch ordentliche Beſoldung in Baſel feſtzuhalten. Dies that man z. B. den Gebrüdern Lang gegenüber, welche 1853 einen ehrenvollen

Ruf in das Orcheſter nach Baden ſammt und ſonders ablehnten. Hierzu bedurfte es freilich bedeutender Opfer, über die auf die Länge die Concertcommiſſion nicht verfügte. Kein Wunder daher, wenn (1853) der Plan auftauchte, alle Inſtrumentalkräfte in einer einzigen Anſtalt zu fuſioniren; der Geſangverein befürwortete nachdrücklich die Bildung eines „Kapellvereins". In einer gemeinſamen Delegirtenbeſprechung der Concertcommiſſion, des Sommercaſinos, des Geſangvereins und des Theaters wurde die Gründung eines Kapellvereins beſprochen und die Aufſtellung einer bezüglichen Commiſſion beſchloſſen, zu welcher die Concertcommiſſion 3, das Sommercaſino 2, das Stadtcaſino 1, das Theater 2 und der Geſangverein 1 Mitglied ſtellen ſollten. Viele verſprachen ſich von dieſer Einrichtung alles Heil und vielfachen Fortſchritt umſo mehr, als die Concertcommiſſion zuweilen, auch in der Preſſe, als nicht fortſchrittlich gebrandmarkt wurde.

Fügen wir gleich hier bei, daß auf die Länge auch der Kapellverein nicht alle Abhilfe für vorhandene Uebelſtände zu bieten im Stande war und daß 1876, anläßlich der Eröffnung des Muſikſaals, Kapellverein und Concertcommiſſion ſich wieder fuſionirten zur Allgemeinen Muſikgeſellſchaft.

Die Periode der fünfziger Jahre darf im Ganzen als eine Zeit kräftigen Aufſchwungs bezeichnet werden; allenthalben machte ſich eine vermehrte, nicht nur in die Breite, ſondern auch, wovon bei anderm Anlaß, bei Beſprechung der Concertprogramme, die Rede ſein ſoll, in die Tiefe gehende Muſikpflege geltend. In vortheilhafter Weiſe zeigte ſich, daß das Orcheſter einen ſtarken Kern tüchtig gebildeter Muſiker beſaß, die in ihrer Stellung als Muſiker wie als Lehrer ſich die Verbreitung einer ernſten muſikaliſchen Bildung angelegen ſein ließen. Namentlich wurde das Bläſer-Enſemble als vortrefflich bezeichnet. Auch Soliſten von bedeutenderem Namen konnten gelegentlich (ſo 1855 Roſa Kaſtner

— Klavier, und Bazzini — Violine) für die Concerte gewonnen werden, und bekanntlich wurde der leiſe Stoßſeufzer, den das Protokoll im Anſchluß an das 1853 erfolgte Auftreten Julius Stockhauſens nicht unterdrücken konnte: „es wolle die Bahn des Ruhms, die er betreten, ihn nicht für immer unſerm Bereich entrücken", durch die Folgezeit Lügen geſtraft. Stockhauſen, der durch verwandtſchaftliche Bande an die Familie Reiter geknüpft war, blieb Baſel treu.

Der Unterhalt des Orcheſters blieb eine immerwährende Sorge für die Concertdirektion. Auf der einen Seite galt es, für die Hauptinſtrumente anerkannt tüchtige Kräfte zu gewinnen, wie z. B. 1854 den trefflichen Celliſten Moritz Kahnt aus Leipzig, auf der andern aber auch, die vorhandenen an Baſel zu ketten. Denn von auswärts, ſo namentlich von Straßburg aus ergingen (1854) lockende Rufe an verſchiedene Orcheſtermitglieder. Deßhalb wurde eine Reform der Engagements im Sinn durchgehends höherer Beſoldungen, ſowie eine für jedes Auftreten, gleichviel in was für Concerten, fixes Dienſtverhältniß energiſch befürwortet. Glücklicherweiſe nahm die Gründung des Kapellvereins einen guten Fortgang. Es wurde demſelben die Aufgabe zugedacht, Muſiker mit feſtem Gehalt anzuſtellen und das Orcheſter gegen entſprechende Entſchädigung der Concertgeſellſchaft, dem Geſangverein, dem Caſino und Theater zu ihren Aufführungen zu überlaſſen, ſowie durch freiwillige Beiträge ſich weitere Mittel zu verſchaffen. Man hoffte, auf dieſem Weg eine einheitliche Leitung der Orcheſterverhältniſſe im Intereſſe der Vereine wie der Muſiker, und des fernern die Möglichkeit, die Finanzen für das Orcheſter zu vermehren, zu gewinnen. 1862 wollte man wenigſtens 25,000 Fr., d. h. mindeſtens 1000 Fr. pro Muſiker aufbringen; man zählte damals 31 fix angeſtellte Muſiker. Zur Äufnung der Einnahmen veranſtaltete der Kapellverein in der Martinskirche ſogenannte populäre Concerte. 1856

wurde ein bezüglicher Vertrag abgeſchloſſen, welchem zufolge der Kapellverein der Concertgeſellſchaft für 15 Concerte mit je 2 Proben ein vollſtändiges Orcheſter, deſſen Hauptſtimmen mit Muſikern beſetzt ſein ſollten, zum Preiſe von 3000 Fr. zuſagte; dieſe Summe wurde auf Anſuchen der Kapelldirektion bald auf 3500, 1861 auf 4500 und 1868 auf 5000 Fr. erhöht. Die Concertgeſellſchaft hatte das Recht, jeden zweiten Sonntag zu concertiren. Gelegentlich wurde auch Reiters Direktion kritiſirt. „Allgemein, heißt es 1855, wird anerkannt, daß Herr R. ſich zu ſehr auf die bloße Direktion beſchränkt und nicht genug zu Einleitung und Vorſtudium leiſtet, allein man ſieht ein, daß hier nicht abzuhelfen iſt.“

In der allgemeinen Sitzung 1858 fiel die Bemerkung, Herr R. möchte durch Studium der Partituren die Proben kürzen; 1862 wurde zu ſeinen Handen ein Metronom angeſchafft und ihm die raſchen Tempi in Beethovens 7. Symphonie und anderswo verwieſen. Doch müſſen wir, um gerecht zu ſein, ebenfalls erwähnen, daß ſeinen künſtleriſchen Beſtrebungen gelegentlich von den gleichen Leuten, die ihn nicht ſcharf genug kritiſiren konnten, Bleigewichte angehängt wurden. So iſt es ihm z. B. nie, trotz energiſcher Bemühung, gelungen Beethovens Miſſa Solemnis aufzuführen.

Einen Glanzpunkt der Concerte in den fünfziger Jahren bildete die Feier von Mozarts 100. Geburtstag (27. Januar 1856). Es wurden daraufhin folgende Werke Mozarts einſtudirt: Jupitersymphonie, Ave verum corpus, ein Clavierconcert (Aug. Walter) mit Orcheſter, Ouverture zu Don Juan und großes Finale aus dieſer Oper, Ouverture zu Figaro, Arie (Jul. Stockhauſen), Schreibduett aus Figaro, Ouverture zur Zauberflöte, zwei Prieſterchöre aus dieſer Oper unter Mitwirkung des Geſangvereins und der Liedertafel. Die Feier fand im Theater ſtatt und fiel gelungen aus. Der Geſangverein brachte im gleichen Jahr Mozarts Requiem

zur Aufführung, ſodaß Baſel gewiß auf eine allſeitige Mozartfeier zurückblicken durfte. Da bei dieſer Feier das Kaſino wegen Mangels an genügendem Raum nicht in Frage kam, und da im Theater die Feier vor weitern Kreiſen des Publikums konnte abgehalten werden und bei dieſem Anlaß es ſich zeigte, daß ein Haupthinderniß der fortwährend finanziell beengten Lage der Concertdirektion das kleine Concertlokal ſei, ſo war man fortan ſowohl auf Steigerung der Einnahmen, als auf Schaffung eines neuen Concertlokals bedacht. Dem dringendſten Raummangel wurde noch 1856 dadurch abgeholfen, daß der Concertſaal nach dem Vorzimmer hin geöffnet, an der Langſeite des Saals eine große Galerie errichtet und durch Anlegung von Luftheizung und Gaseinrichtung die Annehmlichkeit des Lokals erhöht wurde. In der Commiſſion wurde zur Abwechslung wieder einmal der Antrag auf Beſteuerung der Damen geſtellt, ſowie auf Errichtung einer Tonhalle (von Herrn Riggenbach-Stehlin). Beide Anträge wurden „in Bedacht genommen;“ in der allgemeinen Sitzung (Mai 1856) wurde aus Furcht, die Concerte könnten, wenn die Damen beſteuert würden, eine andere Phyſiognomie annehmen oder gar eingehen, von der Neuerung abgeſehen, und es blieb dank der basleriſchen Aengſtlichkeit beim Alten. Erſt 1863 mußte das Recht, Damen einzuführen, theurer bezahlt werden als bisher. Um der Finanznoth abzuhelfen, wurden die Abonnementspreiſe etwas erhöht. 1856 nahm an Stelle des demiſſionirenden Herrn Hensler Herr C. Viſcher-Merian das Präſidium, der aber ſchon im folgenden Jahr demiſſionirte. Nachdem mehrere andere das Präſidium ausgeſchlagen oder nur kurz inne gehabt, z. T. weil in der Preſſe allerlei unliebſame Erörterungen über unſere Concertverhältniſſe, wie auch über die Verlegung der Concerte auf Wochentage, die Aufmerkſamkeit erregt hatten, nahm endlich Herr P. Viſcher-Burckhardt 1858 das Präſidium an. Auf die künſtleriſche Ausſtattung der

Concerte wurde viel Eifer und Aufmerkſamkeit gewendet; mit dem alten Syſtem, für die ganze Saiſon nur eine Sängerin anzuſtellen, wurde allmählig gebrochen, indem man auf mehr Abwechslung bedacht war; die Programme erfuhren durch Einflechten von Chorſtücken öfters Abwechslung, anerkannten Celebritäten des Auslandes ſuchte man Gelegenheit zum Auftreten zu verſchaffen, ſo Clara Schumann 1858; 1860 hoffte man, Richard Wagner zur Direktion eines Extraconcerts zu gewinnen; er lehnte aber ab. 1860 trug der kleine Chor des Geſangvereins Mendelſohns Chöre zu Racines Athalia vor und trat auch in 2 Abonnements- und 2 Extraconcerten auf. Im Winter 1860—61 übernahm die Concertcommiſſion auf ihre Rechnung verſuchsweiſe die Abhaltung von Soiréen für Kammermuſik, in denen die Herren Reiter, Abel und Höfl ſich in die 1. Violine theilten; als der Verſuch günſtig ausfiel, wurde er im folgenden Jahr fortgeſetzt.

Mit der Steigerung des öffentlichen Intereſſes für das Concertweſen ging Hand in Hand eine zunehmende Lebhaftigkeit der in der Tagespreſſe erſcheinenden Concertkritik. Aus den magern Andeutungen des Protokolls zwar iſt nicht genügend zu erſehen, um was im Grund der Streit ſich drehte, ob um muſikaliſche Principien oder Perſonenfragen oder etwa darum, daß eine jüngere aufſtrebende Generation die ältern Commiſſionsmitglieder zu beſeitigen ſuchte. Auch innerhalb der Commiſſion ſcheint es an Mißhelligkeiten nicht gefehlt zu haben. 1862 drohte Herr P. Viſcher in Folge der herben Concertkritik der Basler Nachrichten mit Demiſſion vom Präſidium; die Zeitungs-Polemik ging ſoweit, die zwiſchen einzelnen Mitgliedern obwaltenden Disharmonien öffentlich aufzudecken; und die Erregung wuchs dergeſtalt, daß vorübergehend von einer Geſammtdemiſſion der Commiſſion die Rede war. Doch ſcheint mit der Zeit eine Beruhigung der Gemüther Platz gegriffen zu haben; erſt 1864 nahm Herr P. Viſcher ſeinen Aus-

tritt; ihm folgte im gleichen Jahr als Präſident Herr Burckhardt-Steffani und als neues, dem muſikaliſchen Ausſchuß beitretendes Mitglied Herr G. Eglinger. An Stelle des erſtern trat 1865 Ed. His-Heusler. Als Neuerungen, die in den ſechziger Jahren eingeführt wurden, erwähnen wir: die Aufhebung der Concertreſtauration (1863), die Anſtrebung eines Kartellverhältniſſes zwiſchen Baſel, Bern und Zürich. In der nämlichen Zeit traten folgende hervorragende Soliſten auf: Frau Viardot-Garcia (1863), Joſeph Joachim (1866), Anton Rubinſtein (1868). Ende 1864 fand Reiters 25jähriges Amtsjubiläum ſtatt; von ſeinen Freunden wurde ihm bei dieſem Anlaß ein paſſendes Geſchenk, von der Commiſſion ein Taktſtab und der Ertrag eines Extraconcerts überreicht. 1866 trat an Stelle des nach München überſiedelnden erſten Violiniſten Abel Adolf Bargheer als Concertmeiſter in das Orcheſter ein. Der Gang der Dinge bleibt von Ende der ſechziger bis in die Mitte der ſiebziger Jahre im allgemeinen der nämliche und läßt ſich dahin zuſammenfaſſen, daß die vorwärts ſtrebende Entwicklung des hieſigen Concertweſens durch ein Haupthinderniß aufgehalten wurde, nämlich die Lokalfrage; denn längſt hatte ſich der große Kaſinoſaal als viel zu klein erwieſen; längſt auch wurde das Bedürfniß nach Erbauung einer Tonhalle reſp. eines Muſikſaals lebhaft empfunden; die Herbeiſchaffung der Mittel war die Aufgabe, deren Löſung die zunächſt betheiligten Vereine ſich zu ſtellen hatten. Neben dieſer Hauptfrage tritt das Andere in den Hintergrund. Die Protokolle erwähnen neben dem gewohnten Geſchäftsgang wenige Dinge von allgemeinem Intereſſe. Die allgemeinen Jahresſitzungen, an denen am eheſten Gelegenheit zu gegenſeitigem Meinungsaustauſch geboten war, veranlaßten etwa dieſes oder jenes Geſellſchaftsmitglied, der Commiſſion ſeine Wünſche vorzutragen. So wurde 1868 der Commiſſion ans Herz gelegt, nicht zu viele Soliſten auftreten zu laſſen, vielmehr den Schwerpunkt der Programme auf Chor und

Orcheſterwerke zu verlegen, und Novitäten nicht nur aus neuer, ſondern auch aus alter Zeit zu bringen.

Ein 1872 geſtellter Antrag, die Abonnementsconcerte auf einen Wochentag zu verlegen, wurde der Commiſſion zur Berathung überwieſen, wurde jedoch, nachdem eine per Circular ergangene bezügliche Anfrage an die Mitglieder den Austritt von mindeſtens zwanzig Mitgliedern in Ausſicht ſtellte, fallen gelaſſen. An der Direction wurde anläßlich der Discuſſion über Abſchaffung des Benefizconcerts eine z. T. ſcharfe Kritik geübt. Als außerordentliches Ereigniß erwähnen wir noch die am 11. Dezember 1870 abgehaltene Feier von Beethovens 100. Geburtstag.

Das Project eines Muſikſaals läßt ſich bis in die fünfziger Jahre zurückverfolgen. Schon bald nach der Mozartfeier (1856) wurde in der Concertcommiſſion der Antrag auf Errichtung einer Tonhalle geſtellt (von Herrn Riggenbach-Stehlin), 1863 wurde im Kapellverein auf Anregung der Basler Liedertafel über den Bau einer Kunſt- und Feſthalle diskutirt, ohne daß man damals über akademiſche Erörterungen hinausgekommen wäre. Erſt gegen Ende der ſechziger Jahre nahm das Phantaſiebild allmählig Geſtalt an. Der erſte entſcheidende Schritt geſchah in einer gemeinſamen Sitzung der Kapell- und Concertcommiſſion, in welcher Herr Dr. J. J. Burckhardt als Präſident des Kapellvereins den Antrag auf Realiſirung des Muſikſaalprojects ſtellte. In Verbindung damit wurde auch der Gedanke einer Verſchmelzung des Kapellvereins mit der Concertgeſellſchaft erwogen. Schon Ende 1871 beſchäftigte ſich Herr Architekt Stehlin mit Bearbeitung von Plänen zu einem auf circa 1200 Perſonen berechneten Saal, nachdem verſchiedene Projecte, denſelben auf den Petersplatz, an den Steinenberg, oder gar an den Rhein zu bauen, ſich als undurchführbar erwieſen hatten. Ein Muſikſaalproject im Anſchluß an das Stadtkaſino war, namentlich auch wegen der Nähe des Theaters, das Paſſendſte. Im Januar

1872 ſodann wurde an das Publikum ein Aufruf zur Zeichnung von Beiträgen erlaſſen. Die Koſten waren damals auf Fr. 250,000. — berechnet, von denen man ſich Fr 150,000. — à fonds perdu und Fr. 100,000. — als I. Hypothek dachte, wobei auf unentgeldliche Abtretung des Areals durch den Stadtrath gerechnet wurde. Letzteres war nun allerdings nicht der Fall, indem die Abtretung des Areals nur gegen Bezahlung von Fr. 60,000. — erhältlich war. Dagegen wurde vom Staat ein Beitrag von Fr. 15,000. — geleiſtet. Nachdem die muſikaliſchen Geſellſchaften das Riſiko des Saalbaus abgelehnt hatten, trat die ganze Angelegenheit dadurch in ein neues Stadium, daß die Stadtkaſinogeſellſchaft den Bau und Betrieb des Muſikſaals übernahm, bei welchem Anlaß auch der erforderliche Umbau des Stadtkaſinos vorgenommen wurde. Die eigentlichen Baukoſten beliefen ſich auf Fr. 390,000.—, hiezu kam die Erwerbung des Areals mit Fr. 60,000. —; dem ſtanden als Aktiven gegenüber circa Fr. 214,000. — an eingegangenen Beiträgen, das Übrige wurde durch Darlehen gedeckt. Allerdings war nun das Stadtkaſino alleiniger Eigenthümer, während den muſikaliſchen Geſellſchaften das Recht, den Muſikſaal für ihre Aufführungen zu verwenden, nur gegen Entrichtung eines jährlichen Miethzinſes von Fr. 5000. — zuſteht.

Der langjährige, vielverdiente Direktor Ernſt Reiter hat ſeinen Wunſch, die Eröffnung des Muſikſaals zu erleben, nicht mehr in Erfüllung gehen ſehen; während den Tagen des eidgenöſſiſchen Sängerfeſtes in Baſel, 1875, deſſen Leitung er andern Händen überlaſſen mußte, wurde er am 14 Juli nach langer, ſchwerer Krankheit abgerufen. Während ſeiner Krankheit vertrat ihn der vortreffliche Organiſt, Pianiſt und Lehrer der Muſikſchule, Samuel de Lange. Orcheſter, Geſangverein und Liedertafel bereiteten ihrem verſtorbenen langjährigen Leiter in der Eliſabethenkirche eine erhebende Totenfeier, deren Gedächtnißrede Pfarrer Friedr. Oſer übernahm. Ein Nekrolog

in den Basler Nachrichten durfte ihm nachrühmen: „Mit unermüdlicher Energie war er stets darauf bedacht, die Stellung seiner Orchestermitglieder zu verbessern, für Witwen und Waisen derselben zu sorgen, für Dienstunfähige die Herzen der Musikfreunde zu öffnen.“ Die ihm unterstellten Vereine hat er aus bescheidenen Anfängen zu achtungsgebietender Leistungsfähigkeit herangezogen, mit der Liedertafel manchen ersten Preis errungen, mit dem Gesangverein die großen Oratorien, Kantaten und Passionen Händels und Bachs populär gemacht und das Orchester aus einer kleinen, mit Dilettanten nur zu sehr durchsetzten Truppe zu einer Gesellschaft künstlerisch ausgebildeter Musiker gehoben. Im Umgang mit Musikern und Musikfreunden bewies er eine Klugheit, die ihm bei den vielfach unangenehmen Reibereien und Intriguen, denen ein Künstler von seiner Stellung leicht ausgesetzt ist, oft zu statten kam. Gewiß hat das musikalische Basel allen Grund, sein Andenken in Ehren zu halten

Ich bin an der äußersten Grenze meiner Skizze, die ja nur das bereits hinter uns Liegende schildern wollte, angekommen. Einer Hauptlücke derselben, nämlich der eingehendern Besprechung der Concertprogramme und Solisten, die zugleich einen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des musikalischen Geschmacks abgeben dürfte, kann vielleicht später einmal abgeholfen werden.

Streifzüge im Gebiet des Jurablauen.

Von Dr. Fritz Baur.

Im Südwesten Basels, in kurzer Entfernung von der Stadt, kaum 150 M. über die umliegenden Thalgelände sich erhebend, steigt der bewaldete Bergrücken der Landskron steil empor, von dessen Höhe das Auge eine wahrhaft entzückende Fernsicht umfaßt.

Weit über den Rhein bis zu den in der Ferne duftig verblauenden Schwarzwaldhöhen, ſtromaufwärts bis in die Nähe Rheinfeldens und flußabwärts, wo die ſundgauiſche Ebene ſich mit dem Himmel zu vereinigen ſcheint, ſchweift der Blick ungehindert über Dörfer und Städte, Thürme und Hütten. Und in größerer Nähe bietet ſich kaum eine wichtigere Straße nicht auf weite Strecke dem hier oben ſtehenden Wächter; keine Burg in weitem Umkreiſe konnte ſich dem auf dieſer Höhe horſtenden Späher entziehen. Ein Punkt von ſolcher ſtrategiſcher Wichtigkeit muß ſchon in früheſten Zeiten mit feſten Werken gekrönt geweſen ſein, zumal da ehedem wichtige und viel begangene Heerſtraßen ſo zu ſagen in deſſen unmittelbarer Nähe vorbeiführten.

Das ganze Gebiet, als deſſen vorgeſchobener Poſten der Landskronhügel zu betrachten iſt, beſaß aus ähnlichen Gründen ſtrategiſche Bedeutung. Seitdem für die Kriegsführung die Eiſenbahn den Heerweg erſetzt hat, ſeitdem die modernen Belagerungsgeſchütze auf eine Entfernung von 6 Kilometern noch ſicher treffen und zolldicke Stahlplatten zerſplittern, iſt die Zeit der Bergfeſten für immer dahin. Als aber noch der eiſenumpanzerte Ritter an der Spitze weniger trotziger Geſellen gegen dieſe Burgen anrannte, als eine Beſatzung von geringer Zahl mit ungeſchlachten Steinen, mit ſiedendem Pech und ähnlichen Vorkehrungen ſich die Belagerer wacker vom Halſe zu halten wußte, da war auch noch die volle Bedeutung dieſer kleinen Feſtungen offenbar, und es darf niemand wündern, daß die Abhänge dieſer Gegend mit Trümmern alter Feſten förmlich überſäet erſcheinen.

Es wird ferner niemand in Erſtaunen ſetzen, wenn gerade in einem hiſtoriſchen Jahrbuche Wanderungen durch ein ſolches Gebiet geſchildert werden. Auf Schritt und Tritt ſtoßen wir ja in dieſen Wäldern, auf dieſen Bergen, auf Ueberreſte der Vergangenheit; bald erinnern ſie an bedeutſame Ereigniſſe, welche

mit der Geſchichte unſerer Vaterſtadt zuſammenhängen; bald eröffnen ſie Ausblicke auf das rauhe Leben und Treiben unſrer Vorfahren; bald erfreut ein maleriſcher Trümmerhaufe oder ein ausnahmsweiſe wohlerhaltenes Schloß den Freund romantiſcher Bilder. Außer dem Geſchichtsfreund und dem Künſtler wird auch der Liebhaber landſchaftlicher Schönheit uns mit Genuß begleiten. Endlich wird der Nationalökonom in den verſchiedenartigen Erwerbsverhältniſſen, in welchen an dieſen Abhängen das Volk lebt, nicht ohne Intereſſe herumſtöbern, und der Schreiber dieſes Aufſatzes hofft, ihnen allen einiges bieten zu können.

Der Leſer wird eingeladen, uns zu folgen in das Gebiet des Jurablauens, jenes Berges, deſſen einförmige, faſt wagrechte Umrißlinie für Baſel den Horizont im Südweſten abſchließt. Im Norden wird der Schauplatz unſrer Spaziergänge beſchränkt durch die Ebene, welche von Aeſch bis nach Rodersdorf ſich ausdehnt; von Burg führt die Grenze über den Rämelpaß nach Klein-Lützel und folgt von hier dem Laufe des Lützelfluſſes und der Birs bis Aeſch. Nicht ohne Grund gilt die ſo umſchriebene Höhe bei den Baslern für eine unwegſame Gegend. In der That führen über den Rücken des Blauen der gangbaren, unzweifelhaften Wege nur wenige, um ſo mehr aber von jenen verrätheriſchen Fußpfaden, welche viel verſprechend beginnen und den Wanderer nach viertelſtündigem Marſche rathlos im Dickicht ſtecken laſſen. Eine Ausnahme bildet die frühere Heerſtraße zwiſchen Baſel und dem Berner Jura, welche von Aeſch durch die Pfeffinger Clus über Blauen und Zwingen nach Laufen führt und auf der Höhe eine von Ettingen empor klimmende Nebenſtraße aufnimmt, ferner ein guter Weg von Metzerlen nach Tittingen und Laufen, ein dritter von Burg oder Metzerlen nach Röſchenz bei Laufen, endlich ein vierter über den ſchon erwähnten Sattel des Ramel im äußerſten Weſten unſres Gebiets.

In politiſcher Hinſicht iſt der Blauen arg zerriſſen. Ueber den Rücken des Berges läuft die Grenzlinie des Kantons Bern dahin. Mit den Gemeinden Aeſch, Pfeffingen und Ettingen ragt ein Stück Baſelland, mit der Gegend um Mariaſtein eine ſolothurniſche Enclave, bei Leimen und Biederthal kleine Gebietstheile des deutſchen Nachbars in den Kreis unſrer Betrachtung, faſt der ganze Südabhang des Berges endlich gehört zum Kanton Bern. Die Bewohner dieſer Gegend ſprechen den alemanniſchen Dialekt; auch in Leimen, Rodersdorf und Burg redet die Mehrzahl der Alteingebornen, wenn wir dem Sprachgefühl der Gemeindeſchreiber trauen dürfen, an die ſich der Verfaſſer in dieſer Angelegenheit wandte, nicht die ſundganiſche Mundart. Von einer Tracht kann nicht mehr die Rede ſein und es ſcheint auch ſchon lange eine ſolche unſrem Gebiete nicht geeignet zu haben. Auch ältere Votivbilder in Mariaſtein — und einzelne gehen um 5 und mehr Jahrzehnte zurück — zeigen da, wo die Kleidung der Dargeſtellten von der in unſrer Zeit üblichen weſentlich abweicht, mehr den Einfluß einer an Roth und Hellblau ſich weidenden Phantaſie, als eines an die Wirklichkeit ſich anlehnenden Realismus. Nur ältere Frauen ſchmücken ſich an Feſttagen wohl noch mit der ſchwarzſeidenen Haube, von deren goldgeſticktem, länglichem, unten ſpitz zulaufendem Boden lange, ſeidene Bänder niederflattern. Und vielleicht dürfen wir die gleichfalls ausſchließlich von ältern Einwohnerinnen getragene blaßviolette, baumwollene Alltagshaube mit der geſteiften, weißen Schleife im Nacken als den Reſt einer frühern Tracht auffaſſen. Das vorherrſchende Glaubensbekenntniß iſt das katholiſche und zähe halten die Leute daran feſt. Die Anwohner des Blauens ſind im Ganzen ein anſpruchsloſer, einfacher und aufrichtiger Schlag. An feſtlichen Tagen iſt auch ihnen die urgermaniſche Freude an Speis und Trank Bedürfniß, und wenn ſich dann einer am letztern zu viel des Guten gethan, ſo

führt's eben wie anderwärts auch zu böſen Häuſern. Doch laſſen wir nicht gelten, daß ſolches hier häufiger vorkomme, als ſonſt wo.

Es wird niemand entſcheiden können, mit welchem Recht einzelne Geſchichtsforſcher in dieſer Gegend den Standort der bei Ammian erwähnten, durch Kaiſer Valentinian angelegten Feſtung Robur ſuchen. Auf eine ſehr frühe Beſiedelung dieſes Gebietes deuten hin die römiſchen Trümmer von Tſchepperlin und römiſche Fundſtücke bei Hofſtetten. Schon in den erſten Jahrhunderten unſrer Zeitrechnung ſchritt der Legionsſoldat durch die Clus am Caſtell Tſchepperlin vorbei, wenn er von Augſt nach Pierre Pertuis oder noch weiter ſüdwärts Botſchaft zu tragen hatte, und dieſe Straße blieb ſtets viel begangen im Laufe der Zeiten. Die erſten ſichern Nachrichten über die Gegend um den Blauen führt ſie uns als Stammland des Biſchofs von Baſel vor. Kaiſerlicher Schenkung verdankt das Bisthum nach alter, unverbürgter Ueberlieferung ſeine Beſitzungen in jener Gegend. Einiges mag wohl ſchon von den letzten Burgunder Königen dem Gotteshauſe von Baſel geſchenkt worden ſein. Der Biſchof, dem ſchon des Verkehrs mit ſeinem kirchlichen Vorgeſetzten in Beſançon und überhaupt mit den engverbundenen Amtsbrüdern in Burgund wegen an ungehinderter Straße über den Blauen viel gelegen ſein mußte, baute an gefährdeten Stellen, zumal in den Cluſen, Wachthäuſer, mit denen er ſeine Beamten belohnte. Von hier aus wurden dann weitere Burgen angelegt und auch über dieſe behielt ſich der Kirchenfürſt die Oberherrlichkeit vor. Je mehr der Ort ſtrategiſche Bedeutung beſaß, um ſo ſicherer konnte darauf gerechnet werden, daß ſchon aus frühern Zeiten Gemäuer ſich da vorfand, und in der That werden wir weiter unten einzelne Bergkämme namhaft machen, auf denen ganze Reihen von alten Burgtrümmern, die dann kaum je aus dem gleichen Jahrhundert ſtammen dürften, neben einander ſich häufen.

In dieſen Häuſern des Biſchofs richtete ſchon das Erdbeben ſchlimme Verheerungen an. Es kamen dann die gänzlich geänderten Verhältniſſe einer neuen Zeit: die Kriegführung größerer Maſſen an Stelle der Einzelfehden, das nur in einer Stadt hinreichend zu befriedigende Bedürfniß nach geſelligem Umgange, zum Theil wiſſenſchaftliche und künſtleriſche Intereſſen. Da verließen die Letzten aus den alten Rittergeſchlechtern ihre Burgen und traten ſie an Eulen und Fledermäuſe ab. Was jetzt wieder oder noch aufgerichtet ſteht, das Herrenhaus in Biederthal und das Schloß in Burg, verdanken ihre Anlage oder ihre ausnahmsweiſe Erhaltung beſondern Neigungen der Neuzeit.

Wo zum letzten Mal vor ihrer Mündung in den Rhein die Birs einen Felſenwall durchbricht, wo das Schlößchen Angenſtein mit der engen Clus und deren ganzer Umgebung ſich zu einem Bilde voll maleriſchen Reizes vereint, da ſteigt links vom Flußlauf ein bewaldeter Bergrücken ſteil empor. Am Fuße des Abhanges, gegen die flache Reinacher Heide zugekehrt, liegt in behäbiger Breite das Dorf Aeſch. Schon hier ſtehen wir gewiſſermaßen auf hiſtoriſchem Boden. Zwar darauf wird niemand viel geben, daß hier wie übrigens im Blauengebiet überall ſpärliche römiſche Fundſtücke ausgegraben werden. Sie erklären ſich durch den Umſtand, daß hier die Heerſtraße vorbeiführte. Sicher iſt, daß um 1300 Walraf von Thierſtein den Hof (das Schloß) Aeſch, auf deſſen Trümmern das Dorf heute ſteht, vom Biſchof zu Baſel zu Lehen trug. Mit dem Beſitze des Dinghofes war das Patronatsrecht über die Kirche des benachbarten Pfeffingen verbunden, die älteſte Pfarrkirche der ganzen Umgegend, zu welcher Pfeffingen, Aeſch, Duggingen und Grellingen eingepfarrt waren. Noch heute ſteht mitten in Aeſch ein mit Thürmen ſtolz gezierter Bau, jetzt das Gemeinde- und Schulhaus. Dieſes Schloß hinterließ der Basler Biſchof der Gegenreformation, Chriſtoph Blarer von Warten-

ſee, welcher dieſe ganze Gegend vom reformierten wieder zum katholiſchen Bekenntniſſe zurückzwang, ſeinen Neffen. Noch am Frühmorgen des 3. Auguſt 1833 ſchritt ein Blarer aus dem Thore dieſes Baues und führte an jenem traurigen Tage birseckiſche Hilfsmannſchaft über die Berge nach Lieſtal. Der Wohlſtand von Aeſch iſt übrigens weſentlich geſunken, ſeitdem Jahr um Jahr die Reben lohnenden Ertrag verſagen.

Auf der Anhöhe ſüdlich von Aeſch ragt das Gemäuer einer der gewaltigſten Burgen im weiten Umkreis. Die Trümmer von Pfeffingen bedecken eine mindeſtens 100 Meter lange und 50 Meter breite Fläche. Die Mauern des Wohnthurmes, von dem noch am 25. März 1867 eine Wand einſtürzte, treten ohne weiters kenntlich vor Augen. Trotzig ſtellt er ſich namentlich dar von der Rückſeite, wie er ſich auf ſenkrechter Felswand verwegen aufbaut, zu beiden Seiten das niedrigere Gemäuer der Nebengebäude ausſendend. Ein Angriff von dieſer Seite durch das ſchluchtartig wilde Bachbett war zur Zeit, da die Burg noch bewohnt wurde, ein ausſichtsloſes Unterfangen. Der Haupteingang führte am höchſten Punkt von der Weſtſeite ins Schloß; die an dieſer Stelle noch deutlichen Spuren eines runden Thurmes bezeichnet die Ueberlieferung der Umwohner als den Hexenthurm. Noch zwei andre Ausgänge öffneten ſich ins Freie: ein kleines Pförtchen auf der Nordſeite und ein gleich wie der Eingang im Weſten mit einer Zugbrücke verſehenes Oſtthor.

In weite Fernen ſchweift von dieſer Höhe das Auge: Jura, Schwarzwald, Vogeſen, einen großen Theil der zwiſchen ihnen ſich dehnenden Ebene überblicken wir von hier. Pfeffingen beherrſcht ferner zur Rechten und zur Linken (Angenſtein und Clus) je einen wichtigen Engpaß. Wir gehen darum kaum irre in der Annahme, daß bereits früh im Mittelalter, vielleicht ſchon im Alterthum eine Befeſtigung hier ſich erhob, ſei's auch nur die

Warte eines einſamen Legionärs. Bauverſtändige glauben aus der Geſtaltung des Grundriſſes ſchließen zu dürfen, daß der Hauptbau ſpäteſtens aus dem 12. Jahrhundert ſtammt. Eine geſchichtliche Rolle ſpielt die Burg aber erſt, ſeit ſie als biſchöflicheſ Lehen von dem mächtigen Grafengeſchlechte der Thierſteiner bewohnt ward. Verdrängt aus ihrer eigentlichen Heimat, dem Sißgau, hatte dieſe Familie mit Gründung der Feſte Thierſtein oberhalb Büßerrach im Birsthale feſten Fuß gefaßt. Es iſt bekannt, wie am St. Lurentag 1356 Pfeffingen „nach dem ſchrecklichen Erdbidem dieſer Landen wie viel andre Burgen mehr übel entgſtaltet worden;“ doch dürfte ſich dies nach dem oben Geſagten kaum auf das Hauptgebäude beziehen. Damals ſtürzte nach der Sage ein Sproß des Grafengeſchlechtes ſammt ſeiner Wiege thalwärts ohne Schaden zu nehmen. Wenn man von einer Erbfeindſchaft reden will, ſo darf man wohl auf das Verhältniß der Thierſteiner zur Nachbarſtadt dieſen Ausdruck anwenden. Aus Zollſtreitigkeiten, Beleidigungen gräflicher Leute durch die Stadt oder baslerſcher Angehöriger durch Thierſteiniſche Dienſtmannen entwickelte ſich ein Zuſtand, bei dem ſchwer zu entſcheiden iſt, wo jeweilen die im Stillen gehegte Feindſchaft in offene Fehde ausbrach. Wir erfahren aus jedem Jahrzehnt des ſpätern Mittelalters von kleinern und größern Zuſammenſtößen der Gegner. So fiel im April 1445 die Burg den Baslern in die Hände. Faſt ein Jahr ſpäter, am 8. Februar 1446, wurde es wiederum für die Adelsfamilie gewonnen. Erfolglos blieb dann eine Belagerung durch die Städter im März. Im Jahre 1455 trat Oswald von Thierſtein das Schloß an. In ihm lernen wir eine bedeutſame Geſtalt jener Zeit kennen, einen tüchtigen Kriegsmann, der zumal zur Zeit der Burgunderkriege die Karten zur Weltgeſchichte miſchen half und bald als vertrauter Rath des Herzogs Karl Einfluß übte, bald als Condottiere die geſammte Burgund feindliche Macht

vor Nancy befehligte. Mit dem Tode von Oswalds Sohn Heinrich, welcher 1519 ohne Erben ſtarb, verſchwand das Wappen der Thierſteiner vom Burgthore von Pfeffingen. Das Schloß ſank zur biſchöflichen Vogtswohnung herunter. Unter dieſer Verwaltung ſtürzten die einſt ſo ſtolzen Thürme zuſammen; der jetzige Beſitzer bemüht ſich, dem gänzlichen Verfalle der maleriſchen Ruinen nach Kräften vorzubeugen.

Wenige Schritte unterhalb der Trümmer des Schloſſes Pfeffingen liegt das gleichnamige Dorf, dem Spaziergänger mit ſeinen trefflichen Weinen ein angenehmer Erholungsort, in der baslerischen Kirchengeſchichte rühmlich bekannt durch den zähen Widerſtand, auf den hier die Gegenreformation ſtieß.

Wer aber auf der Höhe des Schloſſes bleibt, der erreicht durch einen Marſch von wenigen Minuten, um die mehrerwähnte Clus gedrängt, ein ganzes Bündel von Trümmern alter Befeſtigungen: Kleineneck, Mönchsberg, Oberclus, Tſchepperlin. Nur für Mönchsberg laſſen ſich mit Sicherheit einige ſpärliche geſchichtliche Notizen anführen, für die drei andern Burgen ſehen wir uns lediglich auf Vermuthungen angewieſen.

Es läßt ſich von vornherein kaum annehmen, daß alle dieſe Feſten zu gleicher Zeit bewohnt waren. Zur Sicherung des Engpaſſes, der hier an einem maleriſchen, kleinen Waſſerfalle vorbei ſich drängt und dann ſteil zur Höhe empor ſteigt, waren ſie offenbar ſämmtlich angelegt. So lange aber die eine kräftig ſtand, fehlte für die andern die Exiſtenzberechtigung. Als älteſte der Anlagen betrachten wir das auf der weſtlichſten Klippe liegende Tſchepperlein. Von einem ſtellenweiſe bis 20 m. tiefen und 6 m. breiten, in den Felſen gehauenen Graben umgeben, erſtreckte ſich die Feſtung, wie die Trümmer an der rebbewachſenen Halde und auf dem Kamme beweiſen, auf eine Länge von faſt 100 m. Das Hauptgebäude auf dem nach 3 Seiten hin freieſten Ausblick gewährenden

Punkt zeigt im Grundriß eine eigenthümliche, länglich runde Anlage, welche Quiquerez, der unermüdliche Durchforſcher all dieſer Trümmerſtätten, mit dem Längsdurchſchnitt eines Schiffes vergleicht. Wenige Schritte von dieſem Fort entfernt, trennt ſich die von Laufen kommende alte Heerſtraße: Weſtlich gehts über Ettingen ins Elſaß hinunter, der öſtliche Aſt verbindet Baſel und den Oberrhein mit dem Laufenthal. Der Grundriß des Baues, ſowie die Beſchaffenheit des Mauerwerkes deuten darauf hin, daß wir in Tſchepperlein eine alte römiſche Befeſtigung vor uns haben.

Aus dem Mittelalter dagegen ſtammen Kleinenfeck, Mönchsberg und Oberclus, jedes auf einer beſondern Erhöhung desſelben Felskammes im Oſten der Clus ſtehend. Kleinenfeck, ein unbedeutender mit Geſtrüpp bewachſener Trümmerhaufen, darf füglich als bloßes Vorwerk zu einem der benachbarten Schlöſſer gelten. Den Hauptbeſtandtheil der Burg bildete ſowohl bei Mönchsberg, als bei Oberclus der in beiden Fällen noch wohl nachweisbare runde Thurm, welcher in ſo vielen Fällen für ſich allein den mittelalterlichen Edelſitz ausmachte. Einige Mannshöhen über dem Boden öffnete ſich die Thür, welche, Tags über auf einer Leiter zugänglich, des Nachts durch Hinaufziehen der Leiter von außen ſchwer erreichbar wurde. Der Thurm von Oberclus mit ſeinen 2 m. dicken Mauern war in gewölbte Stockwerke eingetheilt; in einem weniger anſpruchsloſen Jahrhundert haben dann die Bewohner weitere Gebäude um dieſen Kern herumgeſchloſſen. In dieſer Gegend muß ein den Schalern in Baſel gehöriges Schloß geſtanden haben, deſſen Reſte man in Oberclus glaubt erkennen zu können.

Mönchsberg, welches lediglich aus einem Befeſtigungsthurm ſcheint beſtanden zu haben, befindet ſich um 1300, da es ſich zuerſt urkundlich nachweiſen läßt, als biſchöfliches Lehen im Beſitz eines Zweiges der weit verbreiteten Basler Miniſterialenfamilie der Mönche, und zwar nannten die hier Seßhaften ſich zum Unterſchied

von ihren Verwandten die Mönche von Mönchsberg. Im Jahre 1318 wurde die Belehnung durch den Biſchof erneuert, 1356 ſodann litten auch die Schlöſſer um die Clus ſchwer durchs Erdbeben. Doch wird noch 1360 der „Burgſtall von Mönchsberg“ einem Nachkommen der frühern Beſitzer neu zu Lehen gegeben. Als im Laufe des 15. Jahrhunderts die Mönche von Landskron ausſtarben, zu deren Sippe die Mönchsberger gehörten, da mag auch das Lehen der Letzteren an den Biſchof zurückgefallen ſein. Seinerſeits ſchon von dem Gebiete von Aeſch losgetrennt, zu dem er urſprünglich muß gehört haben, wurde nun der Boden von Oberclus in einzelne Bauernhöfe auseinander geriſſen; dieſe erfreuen ſich vor allem um des Weines willen, der innerhalb ihrer Markſteine an den ſonnigen Halden der ruinengekrönten Hügel gedeiht, eines guten Rufes.

An Mönchsberg knüpft ſich eine Sage, welche offenbar geſchichtliche Züge bewahrt hat und deshalb hier ihren Platz finden mag. Ein Heinrich von Fürſtenſtein übergab bei einer Pilgerreiſe ins heilige Land, wo er den Rittergürtel ſich zu holen gedachte, ſeinem Vormunde, dem Burgherrn von Mönchsberg, die Aufſicht über ſeine Güter. Bei der Rückkehr des Fürſtenſteiners weigerte der ungetreue Verwalter deren Auslieferung; es kam zu einem Gottesgericht, in welchem Heinrich ſich durch ſeinen Freund Ulrich von Saugern vertreten ließ und in welchem der von Mönchsberg unterlag. Zur Rache nahm er nach kurzer Zeit den Grafen von Saugern in einem Hinterhalt gefangen und warf ihn ins Verließ ſeines Schloſſes. Bei einem Befreiungsverſuch zu Gunſten Ulrichs fiel einer von deſſen Blutsfreunden in die Gewalt des Burgherrn. Da zog der Sohn des einen Gefangenen aus, überfiel die Feſte bei Nacht, tödtete den treuloſen Burgherrn und befreite die Herren aus ihrem Kerker.

Stets ungefähr auf der Höhe von Tſchepperlein ſich haltend,

führt an dem waldigen Abhange hin ein guter Fußpfad oberhalb Ettingen vorbei. Zur Frühlingszeit läßt ſich ein ſchönerer und zugleich genußreicherer Weg kaum denken. Bei jeder Lichtung zur Rechten eine herrliche Ausſicht, an den Halden der vielfarbige Schmuck der Dotterblumen und Enzianen, der Leberblümchen und Wicken, über ſich das grüne Blätterdach, ſchreitet der Spaziergänger bequem dahin; nach etwa ¾ Stunden ſieht er ſich auf einer weiten Hochebene, in deren Mitte ein großes Dorf ſeine Dächer zeigt. Das iſt Hofſtetten, deſſen männliche Bewohner zumeiſt als Gipſer in der nahen Stadt ihr Brot verdienen, während die Weiber der Landwirthſchaft obliegen. Oeſtlich vom Dorfe ſteigt eine ſtattliche langgeſtreckte Felswand aus dem Walde. Auf der äußerſten Klippe dieſes Zuges, hoch über dem unten vorbei murmelnden Wäſſerlein, neben dem ein Fußweg nach dem Dorfe Blauen führend in den Wald tritt, reden wiederum die Reſte kunſtloſer Mauern von entſchwundenen Geſchlechtern: wir ſtehen vor den Trümmern von Fürſtenſtein. Tiefe Einſchnitte trennen den Felsblock, welcher die Feſte trägt, vom Abhang und geſtalteten die Burg zu einem faſt unbedingt ſichern Schlupfwinkel.

Die überaus dürftigen Reſte erlauben eine Reconſtruction von Fürſtenſtein in keiner Weiſe; dagegen ertheilt die Geſchichte willkommene Auskunft über die Vergangenheit des Felſenneſtes. Im Jahre 1306 hatte Papſt Clemens V. den Baslern Otto von Grandſon zum Biſchof geſetzt an Stelle des auf den erzbiſchöflichen Stuhl von Mainz berufnen Peter von Aſpelt. Otto hatte ſchon um der ungeſetzlichen Art ſeiner Wahl willen einen großen Theil der Geiſtlichkeit, des Adels und der Einwohnerſchaft wider ſich; ſein gewaltthätig aufbrauſendes Weſen war ferner nicht geeignet, ihm Freunde zu gewinnen. Auch war König Albrecht nicht geſinnt, ihm die Inveſtitur zu verleihen, ſchon weil er in ihm den Nachfolger Peters von Aſpelt ſah. Die Feindſchaft zwiſchen

König und Biſchof verſchärfte ſich in Folge von Mißverſtändniſſen und Ungeſchicklichkeiten auf beiden Seiten dergeſtalt, daß eine Fehde ausbrach, bei welcher Albrecht das in den Händen biſchöflicher Parteigänger befindliche Schloß Fürſtenſtein, welches ihm der nahen ſundgauiſchen Beſitzungen wegen von Werth ſein mußte, gern in ſeine Gewalt gebracht hätte. Dort droben ſaßen mit ſchwacher Mannſchaft des Biſchofs Freunde Werner von Rothberg und Niclaus Zerkinden, von belagernden Truppen Albrechts hart bedrängt. Schon überlegten ſie die Uebergabe des Schloſſes, als ein Freund die Nachricht vom jähen Tode des Königs an der Reußfähre über die Mauer ſchrie und ſie zum Ausharren ermuthigte. Als die Kunde ſich erwahrte, zogen in der folgenden Nacht die Belagerer beſtürzt ab, die Feſte war gerettet. Der Aufruhr den in der Folge Rothberg und Zerkinden in Baſel ſtifteten, gehört nicht mehr in den Rahmen dieſer Darſtellung.

Gegen Ende des Jahres 1411 ſchloß Baſel mit dem Herzoge von Oeſterreich nach längern Feindſeligkeiten einen Waffenſtillſtand. Es ward unterlaſſen, darein den frühern Vogt von Altkirch Hans Ludman von Rothberg auf Fürſtenſtein einzuſchließen. Zwei Edelknechte, welche ſich von Oeſterreich gekränkt meinten, nahmen daraus Anlaß, alten Haß gegen den Rothberger zu kühlen. Sie zogen im tiefſten Frieden vor den aller Vertheidigung baren Fürſtenſtein, nahmen ihn mit leichter Mühe und enthaupteten entgegen der Capitulation den alten Mann vor den Mauern ſeines Schloſſes. Da zogen die Basler, denen Ludmann als Mitbürger angehörte, in den Weinachtsfeiertagen dieſe Unthat zu rächen in drei getrennten Haufen gegen Neuenſtein (zwiſchen Laufen und Grindel), Fürſtenſtein und Blauenſtein (am Südabhange des Blauen bei Klein-Lützel). Die Beſatzung von Neuenſtein erlitt in Baſel den Tod durch Henkershand; aus Blauenſtein hatte ſich die Mannſchaft rechtzeitig flüchten können; Fürſtenſtein, wo der eine der Uebel-

thäter, ZeRhin, ſelber ſaß, fiel erſt nach wiederholten kräftigen Angriffen am 12. Januar 1412 und der Friedensbrecher mit den Seinen wurde auf der gleichen Stelle hingerichtet, auf der vor wenigen Wochen des alten Herrn von Rothberg Haupt gefallen war. Infolge dieſer Kriegsthat wurden 455 Mann, welche mitgezogen waren, ins Basler Bürgerrecht aufgenommen. Zur Faſtnacht des Jahres 1411 brannten dann die Städter die drei Schlöſſer aus.

Sternenberg ſteht auf iſolirtem Felskegel links von der Straße, welche Hofſtetten mit Flühen verbindet. Dieſes früher ohne Zweifel ſehr anſehnliche feſte Haus lag in der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts als Afterlehen von Pfeffingen-Thierſtein in den Händen der Edlen von Hofſtetten. Dann wechſelte das Schloß wiederholt die Hand; nach einander werden als Bewohner genannt die Roſeck, die Eptinger von Wildenſtein, die Schaler von Leymen. Der letzteren Familie überließ der Biſchof das Lehen beim Ausſterben der Thierſteiner. Als der letzte Schaler 1570 das Zeitliche ſegnete, wurde der biſchöfliche Kanzler Rebſtock mit Sternenberg belehnt. Noch 19 Jahre lang bezog Rebſtock den mit dem Lehen verbundenen Kornzins in Tuggingen. Seit 1589 verfiel das Haus ohne Beſorgung.

Stattliche Mauern eines alten Baues ragen ſüdweſtlich von Hofſtetten, unmittelbar am Abhange des Blauenberges, auch ſie auf ausſichtsreicher Höhe, von welcher der Thurmwärter mit einem Blicke Reineck, Waldeck, Landscron, Sternenberg, Burg und Blochmont beherrſchte und weit ins Sundgau hinunter ſpähen mochte. Es iſt das Schloß Rothberg bei Metzerlen. Ein älterer und ein daneben ſpäterer hingeſtellter Bau laſſen ſich deutlich unterſcheiden; der ältere, weſtliche Thurmbau hat die Stürme der Jahrhunderte ſo wohl überſtanden, daß zum Theil die Fenſterwölbungen und die in der dicken Mauer ſteckenden Tannenbalken noch erhalten ſind. Auch

im öſtlichen Bau fand im vorigen Jahrhundert der Reiſende Henzi noch Gänge und Gewölbe; doch dies iſt jetzt dahin. Den Unterbau zu der ganzen Anlage bildet eine gewaltige, durch Doppelmauern geſtützte Terraſſe; einen einzigen Zugang zum Schloſſe hatte der Erbauer ausgeſpart, ein ſchmal und gewunden zur Höhe empor leitendes Weglein. Unterhalb der Mauern fließt ein ſtarker Quell, in Friedenszeiten des Schloſſes Waſſerſpender; für die Tage der Belagerung ſorgte die tiefe Ciſterne. Die Pferde fanden im Schloſſe ſelber nicht Platz; wo jetzt eine Farm, da dehnten ſich im Mittelalter die Stallungen.

Dürftig fließen die Nachrichten über des Schloſſes Geſchichte. Trotzdem die ältern Beſtandtheile ſchon aus dem 11. Jahrhundert ſtammen mögen, erhalten wir die erſte ſichere Kunde erſt aus dem 15. Jahrhundert, als die Rothberger ihre Herrſchaft an Solothurn übertrugen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die bedeutende Adelsfamilie dieſer Rothberge von dem Hauſe, das ihr wohl der Biſchof längſt lehensweiſe übertragen hatte, den Namen beſaß. Aus der Aehnlichkeit des Rothbergiſchen Wappens mit dem der Ratolsdorf, der Biderthau, der Blauenſtein, geht hervor, daß wir es hier mit einem über den Blauenberg weitverzweigten Stamme zu thun haben. Hoch angeſehen waren ſchon im 12. Jahrhundert die Biderthau und die Ratolsdorf; einen Angehörigen der letztern Familie ſehen wir als ſiebenten Abt von Lützel, ein andrer Ratolsdorfer zog mit zwölf Bernhardinern aus dieſem Kloſter weg und wurde der erſte Abt von St. Urban. Die weltlichen Familienglieder ſcheinen eines nicht minder erfreulichen Anſehens genoſſen zu haben, das ſie wohl vorab ihrem ſtarken Beſitzthum verdankten.

Beſonderes Intereſſe bieten die Herren von Rothberg durch ihre Beziehungen zu unſerer Vaterſtadt. Schon in Urkunden des 13. Jahrhunderts werden Angehörige des Geſchlechtes als „Ritter von Baſel“ bezeichnet. Sie gehörten zum hervorragenden Mi-

niſterialadel des Bisthums; in ihrem Hauſe war das Truchſeſſenamt erblich. Im Laufe des 15. Jahrhunderts gaben ſie der Stadt Baſel eine ganze Reihe von Bürgermeiſtern und eine der älteſten Glasſcheiben unſeres Münſters leuchtet in den rothbergiſchen Farben. Zeitweilig beſaßen ſie außer ihrer Stammburg auch Mönchsberg, den Fels von Fürſtenſtein und das Herrenhaus in Ratolsdorf als Lehen ihres biſchöflichen Meiſters. Im Jahre 1408 wurde Ritter Ludmann v. Rothberg durch den Kaiſer mit den Dörfern Metzerlen, Hofſtetten, Witterswil, Blauen, Tittingen, Renzlingen und Brislach belehnt; 50 Jahre ſpäter verkaufte Bernhard von Rothberg die Lehensherrſchaft über die vier letztgenannten Dörfer dem Biſchof. Die übrige Herrſchaft, beſtehend aus Metzerlen, Hofſtetten, Witterswil, Ratolsdorf, Flühen, Mariaſtein, dem Gehöfte Löwenhuſen und endlich den Burgſtällen Rothberg, Fürſtenſtein und Mönchsberg ging am 15. Februar 1515 ſammt aller Zubehör und Gerechtſame durch Kauf von Arnold dem Rothberger an die Stadt Solothurn über. Der Kaiſer ertheilte dem Handel ſeine Genehmigung und bis auf den heutigen Tag wußte die St. Urſenſtadt ihr damals erworbenes Gebiet ſich zu wahren; mit dem durch Arnold von Rothberg 1515 veräußerten Gebiet iſt der Theil unſerer Blauengegend umſchrieben, welcher dem Kanton Solothurn angehörte. Der Beſitz wurde der Vogtei Dornach einverleibt und wird noch heute vom Amte Dorneck-Thierſtein aus verwaltet.

Das Schloß ſelber gab die Stadt Solothurn im 17. Jahrhundert dem Abt von Mariaſtein in Verwaltung und verpflichtete ihn, den Bau in vertheidigungsfähigem Zuſtande zu erhalten. Doch die Mönche erwieſen ſich als läſſige Haushalter. Das Dach ließen ſie zerfallen und aus den Mauern der Burg brachen ſie die Steine zum Bau des Meierhofes am Fuße der Veſte.

Statt daß wir nun unſern Weg weiter gen Weſten ver-

folgen, wird der Leſer eingeladen, uns auf dem Marſch in nördlicher Richtung zu begleiten. Wir gelangen da ſehr bald auf wohlgepflegtem Sträßchen in eine tief durch den Korallenkalk gefreſſene Schlucht. Rechts und links ſtarren, meiſt nur mit ſpärlichem Grün bekleidet, ſteile Wände in die Höhe und nehmen in ihrem oberſten Theile mannigfach zerriſſen die ſeltſamſten Geſtaltungen an. Nichts gleicht dem geiſterhaften Eindruck, den dieſe weltabgeſchiedene Schlucht hervorbringt in einſamer Winternacht, wenn der Glanz der Mondſcheibe den ſchnee- und eisumſtarrten Zacken und Hörnern der Felſen Leben einzuhauchen ſcheint und nur das Geklapper der einſamen Mühle im Wieſenwinkel an greifbare Menſchen erinnert.

Zur Linken des Wanderers glänzen von der Höhe weiße langgeſtreckte Wände hernieder. Ein ſteiler Fußpfad durch Haſelgeſtrüpp und Dornen führt uns hinauf und wir treten durch ein niedriges Mauerpförtchen auf einen unter dem Schatten prachtvoller Bäume eingerichteten Turnplatz. Durch mehrere, in Form und Ausdehnung ungleiche Höfe gelangen wir vor eine impoſante Kirchenfaſſade im Jeſuitenſtil: Wir ſtehen vor der Kirche des einſtigen Benedictinerkloſters Mariaſtein; in den Gebäuden, zwiſchen denen unſer Weg uns hindurchführte, hat jetzt eine ſolothurniſche Bezirksſchule ſich eingerichtet.

Eine natürliche Höhlung in dem Fels, auf welchem die Gebäude ſtehen, gilt ſeit grauer Zeit als Heiligthum der Gottesmutter. Eine Reihe von wunderbaren Bewahrungen und Heilungen an dieſer Stelle bot den Geretteten Anlaß, hier ein Prieſterhaus einzurichten und regelmäßige Gottesdienſte zu ſtiften. Das Kloſter aber ward erſt 1648 bezogen von dem Benedictiner-Convent, welcher bisher in Beinwil gehaust hatte; dem damaligen Abte Fintan mag einestheils die Gegend beſſer behagt haben als das Thal in den unwirthlichen Jurahöhen, anderntheils bot der Zu-

ſammenſtrom der zahlloſen Wallfahrer Ausſicht auf ein gutes Geſchäft für das Kloſter. Die Benedictiner gereichten der Gegend zum Segen, mag der Beweggrund zu ihrer Umſiedelung geweſen ſein, welcher er wolle. Eine tüchtig geführte Kloſterſchule brachte den Umwohnern Bildung, die Abhänge des Landskronhügels ſpendeten unter der Pflege der Mönche edlen Wein, durch die Regelung des Wallfahrtsweſens kam ſicherer Verdienſt ins Land. Eine reichhaltige Bibliothek war der Stolz des Kloſters, mit einer trefflich geſchulten Kapelle wurde der Beſucher der Gottesdienſte angenehm überraſcht, Ackerbau und Viehzucht ſtanden in hoher Blüthe.

Wer vor zwanzig Jahren an einem Sonntag Morgen auf den weiten Kirchenplatz trat, der ſah ſich in das bunteſte Jahrmarktstreiben verſetzt. In langen Budenreihen boten kreiſchende Verkäufer Roſenkränze und Wachsſtöcke, Näſchereien und Spielwaaren, Kleidungsſtücke und Nahrungsmittel feil; an dem kräftig ſprudelnden Brunnen unter den ſchattigen Linden drängte und ſtieß ſich die Schaar der Durſtigen; anſpruchsvollere Wallfahrer befriedigten ihre Bedürfniſſe in jenem ſtattlichen Wirthshauſe, das in reſpektvoller Entfernung von den Gebäuden des Kloſters, aber dem letztern zugehörig, durch einen Pächter trefflich geführt wurde. Durch die beſtändig weit offen ſtehenden Thüren der Kirche ſtrömten die Andächtigen ein und aus und über dem Ganzen zitterte es wie eine Wolke von Weihrauchduft und Orgelton.

Nicht ohne einige Rippenſtöße pflegten wir an ſolchen Tagen den Eingang ins Heiligthum uns zu erkämpfen. Die im Innern überaus wirkungsvoll, wenn auch nicht eben in ſehr edlem Geſchmack ausſtaffirte Kirche verfehlte nie den Eindruck auf unſer junges Gemüth. Aber der Sinn ſtand nach einer ſeltſamern Rührung, als die uns murmelnde Roſenkranzbeter oder das Farbengefunkel des ein Hochamt celebrirenden Abtes zu bieten

vermochte. Wir ſtrebten durch das linke Seitenſchiff, wo ſich ſchwarz ein ſchauriges Thor öffnet und durch einen pechdunkeln Gang in die eigentliche Gnadenkapelle führt. Welch ein Reiz für uns junge und doch ſo verhärtete Ketzer, hier die Gläubigen vor einem häßlichen und trotz aller Koſtbarkeit recht geſchmacklos aufgeputzten Marienbild auf den Knieen rutſchen zu ſehen! Oder im Gange die Votivtafeln zu bewundern, auf denen ländliche Künſtler ſchreckliche Blutſtürze und anderen Leibſchaden ſchilderten! Oder mit dem ganzen Bewußtſein der Rechtfertigung durch den Glauben die Angebote der armen Weiblein abzuweiſen, welche ſich bereit erklärten, um ein beſcheidenes Almoſen für den Vorübergehenden zehn Vaterunſer zu beten!

Damals ſtand das Kloſter auf der Höhe ſeines Anſehens und ſeiner Bedeutung und der letzte Abt, Hochw. Motſchi, konnte ſich noch recht als der mächtige Prälat fühlen, als bei der Grenzbeſetzung des deutſch-franzöſiſchen Krieges in den ihm untergebenen Gebäuden ein Neuenburger-Bataillon einquartiert lag. Jeden Morgen beritt er auf dem edelſten Pferde des Kloſtermarſtalls als Führer des Bataillonsſtabes die Vorpoſtenlinien und noch heute denken die Offiziere des damaligen Bataillons 23 nicht ohne Sehnſucht an die Verpflegung, welche ihrer in den dienſtfreien Stunden in dem patriotiſchen und gaſtfreien Kloſter wartete.

Ein ſolches Kloſteridyll paßt ins Mittelalter, aber nicht in die Hetzjagd, welche wir modernes Leben nennen. So mag auch der Solothurner Landammann Vigier gedacht haben, als er in den Tagen des Culturkampfes das Kloſter ſäculariſirte im Namen der Aufklärung und des Fortſchrittes. Im Jahr 1874 zogen die Mönche ſammt ihrer Schule über die Grenze; zum Theil ſiedelten ſie ſich unter dem noch heute lebenden Motſchi in Delle an, zum Theil wandten ſie ſich, meiſt in Nordamerika, der Miſſionsthätigkeit zu. Das Kloſtervermögen nahm der Staat zu

Handen, in einige wenige Zimmer der weitläufigen Gebäude zog eine ſpärlich beſuchte Secundarſchule ein; werthvolle Bücher aus der Kloſterbibliothek ſahen wir noch vor wenigen Jahren in einem Staatsgebäude Solothurns zu unordentlichen Haufen geſchichtet. Jetzt ſteht, wenn nicht gerade ein großer Pilgerzug eintrifft, der weite Platz öde, in der leeren Kirche bröckelt der Gyps von den Wänden, es iſt gefährlich, durch den dunklen Gang ſich zur Gnadenkapelle durchzutappen, ſpärlich ſind die künſtlichen Glieder und Votivbilder an den Wänden dieſes Bittweges geworden; kaum einen Reſt noch von dem alten reichen Verdienſt gewinnt heute Mariaſtein als Kurort dritten oder vierten Ranges. Ein todtes Kapital, liegt die Gebäudemaſſe dem Staat auf dem Hals.

Als ſollte dieſer Umgebung ein beſonders alterthümliches romantiſches Gepräge gewahrt bleiben, erhebt ſich, keine zwei Kilometer vom Kloſter entfernt, hinter dem niedrigen rebenbewachſenen Höhenzug, auf den ein Stationenweg zur St. Annakapelle hinaufſteigt, der Hügel der Landskron. Gewaltige Ruinenmaſſen ſchauen von dieſer ſteilen Höhe zu Thal. In einem weiten Umkreiſe werden keine Reſte zerfallenen Gemäuers ſich an machtvoll trotzigem Geſammteindruck mit dieſen vergleichen laſſen, auch nicht Röteln und die Farnsburg. Ein großer Hauptthurm mit gewölbten Stockwerken hat die Zerſtörung überdauert. An ihn lehnen ſich in wirrer Unordnung die andern Gemächer, Thorbogen, wankende Giebelmauern, kaſemattenähnliche gemauerte Gewölbe, Außenthürme u. ſ. f. Noch läßt ſich genau der Hof unterſcheiden, um den die einzelnen Gebäude emporſtiegen; und auf der Südſeite gewahren wir leicht die Spuren von Erdwällen, hinter denen ſich einſt der Büchſenmeiſter und ſeine luntenbewehrten Untergebenen bargen. Rechts und links von der Burg unterbrechen tiefe, in den Fels gehauene Gräben den von Oſt nach Weſt laufenden Kamm des Landskronhügels. Auf der Oſtſeite gegen Flühen ſtehen, noch

auf der Höhe des Bergrückens, zwei Außenwerke, eines bewehrt den östlichen Theil des Riffes. Auch dieſe Werke ſind durch beſondere Felſengräben geſchützt und ſtanden unter ſich, ſowie mit der Hauptanlage durch gleichfalls in den Fels gehauene Gänge in Verbindung.

Die Zinne des trotzigen Bergfriedes wird von der deutſchen Regierung — denn die Landesgrenze läuft unmittelbar an der Ruine vorbei — als trigonometriſcher Punkt zur Landesvermeſſung benutzt. Schon dies deutet auf die Ausſicht und dieſe wiederum auf die militäriſche Wichtigkeit des Platzes hin. Und in der That, es wäre leichter zu beantworten, was man von hier oben *nicht* ſieht, als was dieſes Panorama alles umfaßt!

Doch es iſt Zeit, daß wir uns von dem reizenden Landſchaftsbilde trennen, ſo ſehr auch gerade die nähere Umgebung dazu herausfordert, die Thürme der Vaterſtadt dort am Rhein, die Hügelgegend jenſeits des Birſigthals, die hinter Mariaſtein und Rothberg anſteigenden Hänge des Blauens. Denn auch bei der Geſchichte der Landskron läßt ſich behaglich weilen. Uns aber iſt nur ein kurzer Ueberblick geſtattet. Die Landskron tritt uns zuerſt entgegen als Eigenthum der Herren von Röteln, welche die Burg im Laufe des 13. Jahrhunderts einem Mönch aus Baſel zu Lehen gaben. Im Beſitze dieſer Familie blieb ſie wohl zwei Jahrhunderte lang und dieſer Aſt der Mönche trug von dem Hauſe den Namen der Mönche von Landskron. (Der erſte iſt Heinrich Mönch von Landskron 1267.) Das Geſchlecht genoß weit in der Umgegend Anſehen, theils Dank der Verwandtſchaft mit den Mönchen, welche lange Zeit in Baſel den Ton angaben, theils um der Kampftüchtigkeit willen, welche viele dieſer Herren an den Tag legten, theils endlich wegen der Glücksgüter, über die ſie ſcheinen verfügt zu haben.

So treffen wir einen Burkart Mönch von Landskron 1374

als öſterreichiſchen Vogt in Ober-Elſaß; 20 Jahre ſpäter leiht deſſen gleichnamiger Sohn dem Herzog Leopold III. 3100 Gulden zur Auslöſung von Iſtein und behält dieſes Schloß als Pfand. Wiederum nach 14 Jahren wird der Herzog dieſem ritterlichen Wucherer Schuldner für weitere 5000 Gulden und tritt als Pfand Landſer ab, welches den Mönchen mehrere Jahrzehnte lang verblieb. Ueberall beim Waffenhandwerk im Krieg und Frieden waren in unſerer Gegend die Mönche von der Landskron voran und ihr Beiſpiel galt viel in den Burgen an Birs, Birſig und Ill. Bekannt iſt jener Burkart Mönch, der 1444 infolge einer in der Schlacht bei St. Jakob erhaltenen Verwundung auf ſeinem Schloſſe ſtarb. Deſſen Nachfolger war der letzte ſeines Geſchlechts. Als mit ihm 1459 die Familie ausſtarb, ging die Landskron an Peter Reich von Reichenſtein über.

Nicht lange freute ſich dieſer ungeſtört ſeines Beſitzes; da er im Jahre 1466 bei einem Streite des Adels wider Mülhauſen auftrat, ſo nahm Solothurn als Bundesgenoſſe der Elſäßer Stadt das Schloß ein und überließ es erſt nach dem Friedensſchluß 1468 wieder dem Reichenſteiner. Die Zeit der Burgunder- und der Schwabenkriege ließ den Werth der Landskron als einer mächtigen Feſte immer deutlicher zu Tage treten. Wir befürchten aber, Maximilian habe mehr als Oeſterreicher und Herr des Elſaß, denn als deutſcher Kaiſer bei den Herren von Landskron auf weitere Befeſtigung des Platzes gedrungen, ihnen die kaiſerliche Erlaubniß gegeben, den nahen Burgſtall Reineck als Steinbruch zu benützen und ſogar zu den Baukoſten eine Steuer von 1300 Gulden geſteuert. An dieſe Betheiligung des Kaiſers mag eine mit dem Reichswappen geſchmückte vortreffliche Fenſterkrönung hinweiſen, welche noch heute, leider zu wenig beachtet, in den Trümmern von Landskron liegt. Im Jahr 1515 nahm Urs Jacob von Reichenſtein die wichtigſten Verſtärkungen an dem Bau vor.

Während des ganzen 16. Jahrhunderts und bis ins 17. hinein wurden dieſe Arbeiten fortgeſetzt. Aber den Schweden Bernhards von Weimar widerſtand 1638 trotz tapferer Vertheidigung durch die Kaiſerlichen der Platz nicht. Erſt als die nordiſchen Gäſte aus unſerer Gegend verzogen, ging Landskron durch Vertrag an Frankreich über.

Im Jahre 1665 begann kein Geringerer als Vauban, der ſich damals wegen der Anlegung Hüningens in unſerer Gegend aufhielt, weitere Befeſtigungsarbeiten. Von dem unter ſeiner Leitung vollzogenen Umbau rühren mit Ausnahme des großen Hauptthurmes die meiſten noch ſtehenden Reſte der Burg, ſowie deren ſämmtliche Außenwerke her. Ueber die Bedeutung der einzelnen Theile waltet Meinungsverſchiedenheit. Uns mangelt es an Raum, um hierauf auch nur andeutungsweiſe einzutreten.

Während des ſpaniſchen Erbfolgekrieges, 1710, wo man auf habsburgiſcher Seite das feſte Haus trefflich hätte brauchen können, verſuchte der öſterreichiſche Geſandte in der Schweiz, Graf Trautmannsdorf auf Bernau, die Landskron den Kaiſerlichen zu gewinnen. Er ſetzte ſich mit dem Beſitzer des benachbarten Schloſſes Burg, dem Basler Domherrn von Weſſenberg, in Verbindung. Dieſer pflegte freundſchaftliche Beziehungen mit dem Kommandanten von Landskron, dem Marquis von Ville-Seblon und ließ ſich von ihm oft zur Ausführung landwirthſchaftlicher Arbeiten durch ein Detachement franzöſiſcher Garniſonsſoldaten aushelfen. Man verabredete nun eine dieſer Soldatenſendungen und wollte die auf ſolche Weiſe nach Burg Gelockten auf eine gewiſſe Zeit unſchädlich machen, in ihren Kleidern aber einen Zug öſterreichiſcher zu Burg im Hinterhalt liegender Söldner vermummen. Mit dieſen hoffte man dann in die Feſtung oder doch wenigſtens nahe genug an ſie hinan zu gelangen, um den Franzoſen allen Wider-

ſtand zu verleiden. Aber der Plan wurde verrathen und Landskron blieb franzöſiſch.

Man gewöhnte ſich im Laufe der Jahrzehnte, Vauban'ſche Anlagen für ſo feſt zu halten, daß ſie einer Vertheidigungsmannſchaft kaum bedurften. So genoſſen durch das 18. Jahrhundert hindurch ſtets nur einige Invaliden auf dieſen Höhen das otium cum dignitate. Bloß der Kerkermeiſter waltete eines ernſthaftern Amtes, denn man hatte ſich in Paris der Caſematten dieſes abgelegenen Ortes erinnert und auch hier eine Filiale der Baſtille errichtet. Wo früher die Gegner der Mönche von Landskron in Stock und Pflock ſeufzten, da verſchmachteten jetzt, ohn' Urtel und Recht lebendig begraben, die Opfer willkürlicher Tyrannei. Als der Sturm des Jahres 1789 auch dieſe Thore ſprengte, da kamen halbverthierte Gefangene heraus, von denen uns jetzt noch die Ueberlieferung in der Umgegend meldet. Ein gewiſſer Duvergier — er führte angeblich böſe Reden über den Miniſter Choiſeul — ſchleppte 22 Jahre lang die Ketten; ſeine Befreier ſchafften ihn nach Straßburg ins Spital, wo er bald ſtarb. Ein Andrer, der bei ſeiner Freilaſſung zuſammenhängender Gedanken nicht mehr fähig war, hatte als Jüngling einer hochgeſtellten Dame mißfallen; eine lettre de cachet brachte ihn in die Sundgäuer Baſtille.

Auch Napoleon ſchenkte dem Platze nicht die verdiente Aufmerkſamkeit. Als aber 1813 beim Herannahen der Alliirten die franzöſiſche Grenze bedroht war, rückten, wohl ohne jeden Befehl von oben, gegen 100 Conſcrits in die Mauern. Sie mußten unthätig zuſehen, wie Angeſichts der Feſte ein Heer von 100,000 Alliirten über den Rhein ſetzte (20/21. Dez.). Im Januar rückte eine ſtarke Abtheilung vor das Schloß und nach dreitägiger tapferer Vertheidigung durch die wenig kriegsgeübte Beſatzung wurde durch eine ſtarke Mine die Feſtung Landskron in die Luft geſprengt.

Auf dem öſtlichen Ende des Landskronhügels lag die Burg Reineck, von der kaum mehr Trümmer vorhanden ſind, ſeit ſie 1515 als Steinbruch zur Befeſtigung der Landskron diente. Ueber ihre Schickſale ſchweigen die Urkunden vollſtändig und auch über das benachbarte Waldeck läßt ſich wenig Sichres angeben, trotzdem ausgedehnte Trümmer auf eine gewiſſe Bedeutung des Baues zu ſchließen erlauben. Unzweifelhaft wurde Waldeck ſeit der Zerſtörung durch das Erdbeben 1356 nicht mehr aufgebaut und bewohnt; da des Ortes Abgelegenheit zudem die Gewähr leiſtet, daß kaum je in dieſen Trümmern herumgewühlt wurde, ſo bieten die Fundſtücke, welche bei einer von Alterthumsfreunden veranlaßten Durchſuchung des Schutthügels zu Tage gefördert wurden und jetzt in einem Glaskaſten unſrer mittelalterlichen Sammlung vereinigt liegen, das Bild vom dürftigen Inventar auf einer unſrer Durchſchnitts-Ritterburgen im Mittelalter. Es iſt wenig genug: einige Holzſpäne, die man als Reſte von Zimmergeräth auffaſſen mag, ein großer eiſerner Topf, der an einer ſtarken Kette übers Feuer gehängt wurde, eine Anzahl Pfeil- und Lanzenſpitzen, endlich ein roh gearbeitetes bronzenes Heiligenbild — ſelbſt wer den unwahrſcheinlichen Fall annehmen will, daß die Inſaßen des Schloſſes, durch vorhergehende Erdſtöße gewarnt, koſtbarere Habſeligkeiten retteten, wird aus dem Wenigen, was des Mitnehmens nicht werth erachtet wurde, auf den geringen Grad von Luxus ſchließen können, der in Waldeck herrſchte. Wenn heutzutage eine Bauernfamilie ihren Wohnſitz wechſelt, ſo wirft ſie wohl mehr und beſſeres auf den Miſthaufen, als hier gefunden ward, von den anſpruchsvollern Städtern gar nicht zu reden.

Zum äußerſten weſtlichen Punkt unſerer Gegend, dem Dorf und Schloß Burg, führt von den Abhängen der Landskron der nächſte Weg durchs Birſigthal über Leimen, Rodersdorf und

Biederthan. Eine landſchaftlich bevorzugte Straße leitet gegen Mariaſtein und Rothberg zurück und dann durch das ſtattliche reiche Dorf Metzerlen an den Beſtimmungsort. Wir ſchlagen das Landſträßchen ein, das der erſten Richtung entſpricht. Ohne in Leimen oder bei den altmodiſch geſchnittenen Hecken auf dem Kirchhof von Rodersdorf anzuhalten, gelangen wir nach Biederthan, wo uns die ſtattliche Faſſade des Herrenhauſes in dem armen abgelegenen Dörfchen nicht wenig überraſcht. Der Bau entbehrt des architektoniſchen Schmuckes. Er ſteht in verwahrloster Umgebung ſelbſt übel beſorgt da. Nur ſeine Ausdehnung meldet, daß er zu Größerem erbaut war, als zum Bauernhaus. Hier wohnten noch vor 4, 5 Jahrzehnten die Reich von Reichenſtein, in deren Beſitz der Hof von Biederthan ſchon 1453 durch Heirath eines Vorfahrs mit Einer von Rothberg gekommen war.

Früher hatte alles Land ſammt Wald und Wieswuchs weit bis Blochmont und in die Gegend von Pfirt hin zum Herrenhaus von Biederthan gehört und den Beſitzern das behagliche Leben begüterter Landedelleute geſtattet. Die franzöſiſche Revolution ließ ihnen aber kaum noch dieſen Bau, den ſie, nachdem die Einkünfte aus dem zugehörigen Gebiet abgeſchnitten waren, auch nicht mehr lange halten konnten. Der letzte Beſitzer von Biederthan aus dem Geſchlechte der Reichenſtein war Ehrenbürger von Baſel; von ſeinen und ſeiner Gattin, einer gebornen Rink von Baldenſtein, Enkeln lebt nur einer noch als franzöſiſcher Douaneoffizier in Algier; zwei von deſſen Schweſtern halten ſich in unſrer Gegend auf. Die Nachkommen eines vierten Enkelſohnes, der als Bahnhofvorſtand von Weißenburg ſtarb, wohnen in Straßburg.

Ein ſtilles, herziges Sträßchen führt dem murmelnden Bächlein entlang auf der Scheide zwiſchen Wald und Flur nach Burg.

Wenige Schritte diesseits des ersten Hauses, einer sehr empfehlenswerthen Herberge, grüßen wir den Grenzstein und wie wir des Vaterlandes Boden betreten, tritt uns auch auf hoher Klippe, unmittelbar über dem kleinen Dörfchen thronend, das leidlich erhaltene Schloß Burg entgegen, „die Burg", wie das Landeskind sagt. Wir stehen an der Stelle, wo ein früher viel begangener Paß über den westlichen Jura in die Ebene ausmündet: der Rämel verbindet das Lützelthal und weiter das welsche Bernbiet mit dem Oberelsaß. Er ist dank der Gestaltung des Berges zweifellos eifrig begangen worden, so lange überhaupt die Bewohner dieser Gegenden miteinander im Verkehr standen. Gerade deshalb war er schon in grauer Vorzeit befestigt. Wir haben hier eine jener Befestigungsreihen vor uns, wie wir schon in der Gegend der Clus eine kennen lernten, nur hier ungleich bezeichnender. Auf dem Felskamme, dessen niedrigster Punkt die noch stehende Burg trägt, steigen hintereinander eine ganze Flucht zeitlich auseinander liegender Anlagen auf. Quiquerez, der unermüdliche Durchstöberer unsrer alten Ruinen, stellte nicht weniger als sieben gemauerte Schlösser und zwei Militärposten fest; in den Fels des Rämels sind ferner elf gemauerte Gräben gehauen worden, alle 7—8 m breit und zum Theil bis zu 10 m Tiefe. Aehnliche, wenn auch nicht so ausgedehnte Befestigungsreihen werden wir noch finden bei Blauenstein auf der andern Seite des Rämel. Der Basler erinnert sich ferner an Wartenberg und Reichenstein, die in dieser Hinsicht mit Burg dürfen verglichen werden. Wir fügen endlich bei Falkenstein mit der Balsthaler Clus, sowie die Vorburg bei Delsberg. In einigen dieser Trümmerstätten sollen römische Münzen gefunden worden sein; man schreibt deren Anlage deshalb den Römern zu. In andern Mauern glaubt man die Reste des Schlosses Bieberthan zu erkennen, das im Mittel-

alter wiederholt erwähnt wird und deſſen Standpunkt ſich nicht ermitteln läßt.

Auch was jetzt noch als Schloß Burg erhalten iſt, beſteht aus zwei, vielleicht drei einzelnen und mit Gängen untereinander verbundenen Häuſern. In der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts trugen die Freiherren von Ramſtein das Schloß vom Biſchof zu Lehen. Bei deren Ausſterben ging es an die Familie Weſſenberg über zum Danke für viele der Basler Kirche geleiſtete Dienſte. Nach der franzöſiſchen Revolution wechſelte es raſch die Hand. Mehrere Basler Familien haben es je für einige Jahre beſeſſen, einmal auch der bekannte Haußmann, Seinepräfekt unter Napoleon III., welchem Paris ſeine Boulevards verdankt. Außer ſeiner herrlichen Lage auf ſchroff abfallendem Fels und der weiten Ausſicht über den Sundgau nach Norden und Nordweſten bietet Burg dem Beſucher nichts Sehenswerthes.

Die Wege, welche ſich zur Auswahl dem Wanderer bieten, der vom Nordfuße des Blauens nach Süden zu gelangen trachtet, ſind zum kleinſten Theil mit Fuhrwerken zu paſſiren, die meiſten ſtellen auch an den Fußgänger einige Anforderungen, denn ſie winden ſich ſteil über ſteinige Abhänge empor; wo ſie in den Waldesſchatten tauchen, läuft manche knorrige Wurzel über den Pfad, eng ſtehen manchmal die Bäume beiſammen und die Zweige des Unterholzes ſchlagen uns oft ins Geſicht. Aber aufs reichlichſte werden alle dieſe kleinen Unannehmlichkeiten aufgewogen durch die Naturſchönheiten aller Art, welche unſer Berg enthält. Da wechſeln ſaftige Wieſen mit kühlen Schluchten, ſchattiger Hochwald ragt neben dürftigem Weideland, auf kahlen Felswänden gedeiht im ſpärlichen Geſtrüpp die ſüße Waldbeere. Hier und dort laden auf einer Lichtung im Waldesdunkel die Steinſtufen eines alten Kreuzes zur Ruhe ein; Grenzſteine von der in frühern Jahrhunderten üblichen Größe mit biſchöflich baslerischen und andern der Neuzeit ungewohnten Wap-

penſchildern fordern den Alterthumsfreund zur Unterſuchung auf. Und ſtets fügt das Ganze ſich zuſammen zu einem Bilde, wie es ein tüchtiger Landſchafter nicht wirkungsvoller erfinden könnte; rechnen wir dazu die wechſelvollen, durch Beleuchtung und Jahreszeit bedingten Stimmungen, ſo dürfen wir wohl behaupten, der Blauen bietet dem Naturſchwärmer eine faſt unerſchöpfliche Fundgrube des Genuſſes.

Weniger reiche Ausbeute findet dagegen, wie uns Fachleute klagen, der Naturforſcher. Das Thierleben iſt kein ſehr reiches und unterſcheidet ſich nicht von dem der übrigen Umgebung. In den tief eingeriſſenen Schluchten findet ſich hier und da noch ein giftiger Tollkirſchenſtrauch; von andern botaniſchen Seltenheiten iſt höchſtens zu nennen das an den Felswänden des Pfeffinger Schloſſes gedeihende alyssum montanum. Der Same der Pflanze mag vielleicht durch den Wind, wie mein Gewährsmann, Herr Apotheker E. Steiger vermuthet, von ihrem Hauptquartier, dem Iſteiner Klotz, nach Birseck getragen worden ſein, deſſen Felswände ſie noch in großer Menge ſchmückt; ſchon weniger häufig iſt ſie dann bei Pfeffingen und ganz vereinzelt nur finden wir ſie auf der Landskronhöhe. Gleichzeitig mit ihr erfreuen ſchon im April das Auge die gelben Blüthen einer echten Alpenpflanze, der traba aizoides.

Der Blauen entſtand, wie die in ſeinem Süden höher emporragenden, in der Hauptſache weſtöſtlich verlaufenden Ketten des Jura, durch einen von der Alpengegend herkommenden wellenbildenden Stoß oder Druck. Unſer Bergzug iſt der letzte im Norden; der Gegendruck des Schwarzwaldmaſſivs hinderte weitere Hebungen. Durch dieſen Stoß ward die Kalkſteinrinde geſprengt, welche damals die Gegend als Ebene mag gedeckt haben. Aus der ſo entſtandenen Spalte quoll ein Rücken von Hauptrogenſtein empor, an den ſich nun im Norden und im Süden die Kalk-

ſteindecke anlehnt. So würde ein Schnitt ſenkrecht zur Längenachſe des Berges uns die Figur eines Giebels zeigen, den rechts und links je ein weniger hoher flankirt. Die beiden äußern Züge werden wiederholt unterbrochen durch ſchmale, tief eingeſchnittene Thäler, z. B. beim Fürſtenſtein, bei Zwingen, bei Titingen: die Waſſerabflüſſe des Blauens. Zwiſchen dem äußern Kalkſteingrat und dem Hauptzuge des Berges hat ſich eine Lettſchicht gelagert, auf welcher die üppigſten Wieſen gedeihen; den reinſten Typus dieſer Oaſen mitten im Wald und Fels bietet die Umgebung des Hofes Bergmatten oberhalb Tittingen. Nur durch den Riß, durch welchen der Abfluß des Brunnens dem Thale zurinnt, blicken wir hier ins Birsthal hinunter; die weitere Ausſicht iſt gehemmt durch jähe Kalkflühe in der Richtung nach abwärts — eben die Bruchflächen der Kalkſteinwände — und durch den Kamm des Hauptzuges. Weiter unten, wo der Fels nur mit dünner Humusſchicht überwachſen iſt, lohnt ſich weder Frucht- noch Futterbau; da dehnen ſich Weiden, auf denen Rinder und Ziegen ihrer Atzung nachgehen. Dieſes Syſtem des Berges tritt deutlicher hervor auf deſſen ſüdlichem Abhang, als auf dem nördlichen. Der Theil des Blauens von der Plattenhöhe bis zur Birs gehört geologiſch nicht mehr dem Hauptzuge des Berges an; er entſtand wie die Falkenſteiner Fluh und die andern um jenen Keſſel liegenden Felswände durch einen verticalen Stoß von unten.

Die manigfaltigen Variationen des am Blauenzuge beobachteten geologiſchen Grundthemas, wie ſie hier nicht ins Einzelne können verfolgt werden, ſtudirt der Wandrer am Beſten bei einem Spaziergang dem Grate des Berges entlang. Ein Verirren iſt nicht wohl möglich für den, der dem allerdings oft ziemlich verwachſenen Pfade entlang den Grenzſteinen nachſpürt. Da wird dann auch der Freund weiter Ausſichten zu ſeinem Recht kommen. Am beſten ſteigen wir

von Ettingen auf bequemem Pfade zur Höhe der Platte. Der Name dieſes Punktes, der Paßhöhe zwiſchen Ettingen und Blauen, bot den Gelehrten des Wiener Congreſſes Gelegenheit, eine Gemeinde „Platten“ zu ſupponiren. Man ſchlug ſie dem Kanton Baſel zu. Als dann Bürgermeiſter Wieland, welcher offenbar keinen Unterricht in der Heimatkunde genoſſen hatte, heimkam, ſuchte man die Ortſchaft am ganzen Blauen vergebens.

Auf dieſen Blättern jeden einzelnen ſchönen Punkt namhaft zu machen, den man auf einer Wanderung von der Platte nach Weſten trifft, muß der Schreiber ſich verſagen. Doch möchte er jedem leidlichen Fußgänger dringend den Beſuch des „Hofſtetter Spitz“ empfehlen, des höchſten Punktes der von Baſel aus allenthalben ſichtbaren Hofſtetter Matte. Hier wiederholt ſich das Panorama, das wir von Pfeffingen und Landskron und allen dazwiſchen liegenden Höhen genoſſen, nur viel umfaſſender, gewaltiger, denn wir ſtehen auf einer Höhe von 820 m. Namentlich Baſel dehnt ſich auf eine weite Strecke ganz großartig an dem deutlich ſichtbaren Knie des Rheins. Und im Süden flimmerts und glitzerts über die Jurahöhen herein vom ewigen Schnee der Alpen, daß dem, der da oben ſteht, das Herz aufgeht.

Doch nehmen wir den geſchichtlichen Faden wieder auf. Der Rämelpaß führt von Burg hinüber in das Thal des beim Städtchen Laufen in die Birs fallenden Lützelbaches. Wo der Paß ſich der Thalſohle nähert, ſtehen wiederum dürftige Burgtrümmer, die Reſte des Neſtes Alt-Blauenſtein, welches in einer zum Theile ſchon erzählten Geſchichte ſeine Rolle ſpielte, bei dem Streite Baſels gegen die Edelknechte Neuenſtein und Ze Rhin wegen der Enthauptung des alten Ludmann von Rothberg (S. 124). Das Blauenſteiner Schloß, in welchem die gleichnamige Familie ſaß, war übel berüchtigt weitum. Denn die Blauenſteiner waren ein gewaltthätiges Geſchlecht und ihre Familienverbindungen ſowie an-

ſehnliches Vermögen erlaubten ihnen, dieſe Neigung zu entſprechender Geltung zu bringen. Im Jahre 1380 kam die Burg Alt-Falkenſtein in der Balsthaler Clus durch Abtretung von Seiten Henmanns von Bechburg an Rutſchmann von Blauenſtein und tauſchte dadurch ihren bisherigen Namen gegen Neu-Blauenſtein. Die Lage dieſes Schloſſes ſtellt für einen Ritter, der vom Verkehr der Landſtraße lebt, das Ideal eines Raubhorſtes dar; der Blauenſteiner ſiedelte deßhalb dahin über und ließ in ſeiner Väter Haus einen Verwandten nach ſeinem Herzen, den Neuenſteiner, ſchalten. Dieſer benutzte das wilde Felſenneſt als Schlupfwinkel und hatte auch bei jenem Streit mit Baſel daſelbſt eine Beſatzung liegen; doch gelang es den Leuten, als die Städter von Fürſtenſtein her ſiegreich anrückten, rechtzeitig zu entkommen. Erſt Mitte Januar fiel dann nach wiederholten Angriffen auch die dritte Burg der Landfriedensbrecher, Neuenſtein bei Grindel. An der Faſtnacht des Jahres 1411 „wurden die Schlöſſer geſchliſſen und verbrennet“ und in der Stadt freute man ſich, daß weithin dieſe „Faſtnachtsfeuer“ den Himmel rötheten.

Die jetzt noch vorhandenen Trümmer von Blauenſtein weiſen auf drei ungemein ſtark mit Benützung der dortigen wilden Felſennatur gebaute Feſten. Wir gehen kaum irre, wenn wir auch hier eine jener Schlöſſerreihen annehmen, wo jeweilen der letzte Bau für ſeinen Nachfolger das Baumaterial hergab. Die Familie der Blauenſteiner lernen wir beinahe nur in Vertretern des echteſten Buſchklepperthums kennen. Aus den Papieren der nahen Abtei Lützel ergibt ſich, daß ab und zu einem von ihnen in den Tagen des thatenloſen Alters der Schrecken in die Glieder fuhr und daß er dann etwa durch Stiftung reicher Jahrzeiten und Seelenmeſſen um eine reine Rechnung mit dem Himmel ſorgte. Im Jahr 1360 wird der Tod eines Mönchs von Lützel, Conrads von Blauenſtein, erwähnt.

Genau genommen gehört die Häuſergruppe Klöſterlein oder Klein-Lützel, etwa zwanzig Minuten von der Mündung des Rämelpaſſes thalaufwärts hart an der Grenze von Solothurn und Bern ſchon auf reichsländiſchem Boden gelegen, nicht mehr in den Bereich unſrer Darſtellung. Aber ſo wenig einladend ihr Aeußeres, ſo reich an Beziehungen zu Baſel iſt ihre Geſchichte. Klein-Lützel hat ſeinen Namen dem der 1123 gegründeten Benedictiner Abtei Lützel zu verdanken, deren reiche Anlagen ſich einſt da erhoben, wo nach drei Wegſtunden weiter oben im Thal bis vor Kurzem die Hochöfen eines Eiſenwerks rauchten. Die geiſtliche Niederlaſſung Klöſterlein, deren kümmerlich erhaltene Reſte wir in einigen armen Bauernhäuſern rechts von der Straße und einer ſchlecht unterhaltenen Kapelle zur Linken, mitten auf einer ſaftigen Wieſe vor uns ſehen, wurde 1138 durch den Grafen Hugo von Saugern als Frauenkloſter geſtiftet. Das neue Gotteshaus wurde der Oberhoheit des Abtes von Lützel unterſtellt. Die Nachbarn ließen aber den Nonnen keine Ruhe: auf ihren Jagden achteten ſie nicht die Grenzen des ohnehin engen Kloſtergebiets; die frommen Frauen bekamen auch auf andere Weiſe zu fühlen, daß es die Herren mit den zehn Geboten nicht ſtreng nahmen und wanderten deshalb nach Schönen-Steinbach bei Enſisheim aus.

Ein Graf von Thierſtein, verheirathet mit einer Enkelin des Stifters von Klein-Lützel, nahm ſich des verlaſſenen Kloſters an und ſetzte noch im Laufe des 12. Jahrhunderts regulirte Auguſtiner Chorherren an den Ort. Von da an friſtete das Klöſterlein ſein kümmerliches Daſein zumeiſt von Thierſteiniſchen Schenkungen. Allein als 1264 das Stift wieder halb ausgeſtorben ſtand, da ſah der Biſchof Heinrich ein, daß es nur durch Anſchluß an ein größeres Ganze könne erhalten werden und vereinigte es mit dem Auguſtiner Chorherrenſtift bei St. Leonhard in der Stadt. Bei dieſer Aenderung hatte es für zwei Jahrhunderte ſein Bewenden.

Im Jahre 1486 wurde die Niederlaſſung mit Auguſtiner Kloſterfrauen beſetzt; ſchon 1499 aber ward die fromme Stätte im Schwabenkriege von den Schweizern ausgebrannt. Mit genauer Noth hatten die Schweſtern ſich vor den wilden Geſellen flüchten können; 1505 endlich kam durch einen Tauſch von Ländereien zwiſchen St. Leonhard und der Abtei Lützel das Klöſterlein an das Gotteshaus hinten im Thale.

Die Geſchichte von Klein-Lützel, ſo lange es ſelbſtſtändig oder aus der entfernten Stadt verwaltet wurde, bietet eigentlich mit wenig Unterbrechungen eine lange Kette von Ungemach. Es war dem Klöſterlein ein Verhängniß, daß die Gründer zu ſchnell wegſtarben; ihre Erben, die Familien Thierſtein und Pfirt — männliche Nachkommen des Hauſes Saugern kennt die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts nicht — ſaßen zu weit entfernt, um die Niederlaſſung kräftig zu ſchirmen. Reichliche Gaben floſſen dem Stifte gleichfalls nicht zu, denn die nahe gelegene Abtei Lützel zog die Geſchenke mildthätiger Herren in erſter Linie an ſich. So konnte das kleine Klöſterlein niemals recht erſtarken und gelangte erſt zu einer ruhigen Entwicklung, als der mächtige Nachbar es in ſich aufnahm. Es wurde zum Priorate gemacht und ein Bruder ſchaltete nun da gleichſam als Kloſtermeier und zur Beſorgung des Kirchleins. Nochmals wurde während der Schwedenkriege dieſe ruhige Entwicklung unterbrochen. Damals floh der ganze Convent aus dem ſchwer bedrohten und nachher auch durch die Proteſtantenhaufen Bernhards von Weimar zerſtörten Mutterhaus hieher und mußten ſogar bald noch weiter ziehen auf Schweizer Boden ins Dorf Klein-Lützel. Nach zwölf Jahren, als wieder Ruhe im Lande war, wanderten ſie ins Priorat Löwenburg und warteten daſelbſt den Wiederaufbau ihres Kloſters ab. Im Laufe der drei Jahrhunderte, während deren die Abtei Klein-Lützel beſaß, wurden wiederholte Reſtaurationen daſelbſt vorgenommen. Von

den wichtigſten geben an der Außenwand des Kirchleins, einer einfachen gothiſchen Halle, die Wappen der Aebte Papſt (regierte 1583—1597) und Buchinger (1654—1673) Kenntniß. Als 1790 die Abtei Lützel nach 667 jährigem Beſtand aufgelöſt wurde, hörte auch die geiſtliche Bedeutung der Anſiedelung Klein-Lützel auf. In der Kirche wird, wenn wir recht berichtet ſind, jährlich nur noch einmal Meſſe geleſen.

Nun thalabwärts, Laufen entgegen! In einem weiten Keſſel, ringsum eingeſchloſſen von bewaldeten Abhängen, Felswänden und Weideland, liegt mitten in ſaftiggrünen Wieſen das Dorf Klein-Lützel, wenige Schritte unterhalb der Stelle, wo wir eben noch vor den Trümmern von Blauenſtein verweilten. Eine unſchöne Kirche mit plumpem Dachreiter ſteht nahe an der Landſtraße; die Häuſer ſehen nicht einladend aus; die ärmliche Kleidung, das wenig einnehmende Ausſehen der Bewohner ſtehen mit der Erſcheinung im Einklang, daß man hie und da in der Hand eines Mannes den Strickſtrumpf ſieht: alles redet von Dürftigkeit. Die wenigen ſchönen Wieſen auf der Thalſohle würden auch in der That kaum genügen für den Viehſtand eines mäßigen Bauerngutes. Die Bewohner von Lützel ſind auf den Verdienſt durch Hausinduſtrie angewieſen, ſie weben Seidenſtoffe auf alterthümlichen Webſtühlen, ſie ſtricken und, wir befürchten es ſehr, ſchmuggeln wohl auch ab und zu. Daneben treiben ſie ihre Ziegen auf die magere Weide am Blauen. Ich bin nie durch dieſes Dorf gegangen, ohne dieſe Leute, denen die Natur alles verſagt zu haben ſcheint, was das Leben angenehm macht und denen die Geſchichte auch das nahegelegene, Verdienſt ſpendende Kloſter raubte, herzlich bedauert zu haben.

Unterhalb Klein-Lützel verengt ſich das Thal ſtellenweiſe ſo ſehr, daß es den Namen einen Schlucht verdient. Plötzlich, eine gute Stunde Marſches vom Dorf entfernt, biegt es nach rechts, von

der bisher faſt genau öſtlichen Richtung nach Südoſten um und beinahe zwei Kilometer von hier mündet der Lützelfluß wenig oberhalb Laufen in die Birs. Der Fußgänger wird, um in das nahe Städtchen zu gelangen, dort wo das Lützelthal ſeine Richtung ändert, den am linken Abhang emporſteigenden Weg einſchlagen, der ihn nach kurzer Zeit in das frei auf der Höhe liegende Dorf Röſchenz führt, deſſen Sauberkeit und offenbare Wohlhabenheit unmittelbar nach dem Beſuch des vernachläßigten Lützel doppelt angenehm berühren. Das Gemeindehaus am ſtattlichen Dorfplatze neben dem Kirchlein ruht auf Lauben, wie wir ſie z. B. aus Bern kennen. Jenſeits des Dorfes öffnet ſich uns ein reizender Blick in die gegenüberliegenden Höhen des Jura, in jene Gegenden von Meltingen, Nunningen, Paßwang u. ſ. f., wo das Ausflugsgebiet des Birsthales und das von Baſellandſchaft mit unſicherer Grenze ineinander übergehen. Im vergangenen Frühjahr genoſſen von hier aus drei Geſellen dieſe Gegend, wie ſie von der ſcheidenden Sonne in purpurne Gluth getaucht war. Jeden Maler, der ſolchen Anblick auf der Leinwand feſtzuhalten wagte, würde die Kritik der Neigung zu den unnatürlichſten Extravaganzen zeihen; hier ſah man in Wirklichkeit ein Bild, wie es für gewöhnlich nur der Einbildungskraft eines echten Künſtlers ſich erſchließt!

Wenige Schritte die wohlgepflegte Landſtraße hinunter bringen uns nun vor die alten Stadtmauern von Laufen, an eine Halteſtelle der Jurabahn, aus dem von der Cultur kaum beunruhigten Blauengebiet an eine ſeit wenigen Jahren zur Hauptverkehrsader gewordene Bahnlinie. Möge der Leſer ſich dadurch nicht abſchrecken laſſen, mir für wenige Seiten noch ſeine Treue zu halten. Ich verſpreche dagegen, ihn auch fürderhin nach Möglichkeit vom Pfiff der Lokomotive abſeits zu halten. Hier in Laufen lohnt ſichs in der That, einige Augenblicke zu weilen. An mancher

Stelle zwar iſt die Stadtmauer gefallen, welche vor verhältniß-mäßig kurzen Jahren noch dem Alterthumsfreund eine ſprechende Erinnerung bot an vergangene Zeiten; ein eiſerner Steg erſetzt die gedeckte Holzbrücke, welche mit buckliger Fahrbahn über die Birs führte und ſo hübſche Gucklöcher öffnete gegen den Waſſerfall, dem das Städtchen ſeinen Namen verdankt; eine qualmende Cementfabrik, emſig ausgebeutete Steinbrüche, äußerſt moderne Wirthſchaften „mit gedeckter Kegelbahn“ und Aehnlichem laſſen die Illuſion an vergangene Jahrhunderte nicht ungeſtört aufkommen. Es bleibt aber doch noch Manches, zumal wenn wir die auf beiden Seiten durch ein enges Thor abgeſchloſſene, mit großen laufenden Brunnen verſehene Hauptſtraße betreten oder einen Rundgang wagen um die zum großen Theil erhaltene ſchon erwähnte Ring-mauer, an welche die Bürgershäuſer ſich lehnen.

Vor allem bleiben Laufens geſchichtliche Erinnerungen, welche zumal dem Basler dieſen Platz ſtets lieb und werth werden erſcheinen laſſen. Denn von Alters her wohnten hier treue Genoſſen unſerer Stadt. Uns kümmert's nicht, daß da, wo jetzt jenſeits der Bahnlinie einſam im Friedhofe die Martinskapelle ſteht, wahrſcheinlich die urſprüngliche Anſiedlung lag; ſeit das Städtchen etwas zu bedeuten hat, ragten die Mauern am jetzigen Orte. Schon im 12. Jahrhundert wird Laufen genannt; ſeit dieſer Zeit läßt ſich nachweiſen, daß nicht nur der Biſchof von Baſel, ſondern einzelne Adelsfamilien der Gegend und namentlich auch Oeſterreich über Beſitz und Einfluß in dem Städtchen verfügten und Rechte daſelbſt ausübten. Auf Einzelheiten können wir uns nicht einlaſſen. Es muß genügen, daß es dem Biſchof Johann von Fleckenſtein gelang, alle Gerechtſame in ſeiner Hand zu vereinigen. Alle dieſe Wechſel im Beſitze wußte die Bürgerſchaft geſchickt zu ihren Gunſten auszunützen, und als Laufen dem Namen nach unter der Oberhoheit des Kirchenfürſten in Baſel

ſtand und zu deſſen Vogtei Zwingen gehörte, da wählten doch thatſächlich die Bürger den geſammten Rath mit Ausnahme des Bürgermeiſters ſelbſt und erfreuten ſich in Verwaltung und Juſtiz einer faſt vollkommenen Selbſtändigkeit. Dieſe Stellung verdankte Laufen zum großen Theil dem guten Verhältniß zur benachbarten größern Stadt, mit der es ein treues Schirm- und Burgrecht verband. Dieſer Zuſtand fand ſeinen Ausdruck in der jährlichen Zahlung einer Summe Geldes an Baſel und in der Verpflichtung, mit dieſer Stadt in Kriegen zu reiſen. Dafür wurden Laufen jährlich „zwei Baret und zwo Ellen weiß und ſchwarz Lundiſch Tuch zum Verſchießen“ gewährt, wie Baſel ſolches auch andern Ortſchaften, die mit ihm verburgrechtet waren, zu geben in Uebung hatte.

Es mag zu einem großen Theil basleriſchen Einflüſſen zu danken ſein, daß Laufen und das ganze von ihm abhängige Thal, einerſeits die Ortſchaften am untern Laufe der Birs und am Blauen, anderntheils die auf den Abhängen im Oſten gelegenen Dörfer, die Kirchenreformation bald und völlig annahmen. Als der Basler Biſchof Jakob Chriſtoph Blarer von Wartenſee (1575 bis 1608) ſein Bisthum antrat, fand er ſo die Bewohner von deſſen Stammlanden dem katholiſchen Glauben entfremdet. Es ſah zunächſt nicht danach aus, als ob er das unter allzu gemüthlichen oder unfähigen Vorgängern heruntergekommene Fürſtbisthum wieder ſollte zu Anſehen bringen. Aber raſch hatte er die Achtung des biſchöflichen Stuhles wieder einigermaßen hergeſtellt; dann griff er das Werk der Gegenreformation an. Er ging dabei mit der eiſernen Energie, um nicht zu ſagen Starrköpfigkeit vor, welche ſein ganzes Weſen kennzeichnet und welche aus den holzſchnittartigen Zügen ſeines Bauernkopfes ſpricht. Nachdem er einmal ſich die Katholiſirung des Laufenthales zum Ziele geſetzt, war er um die Wahl der Mittel nicht verlegen. Alles wußte

er ſeinen Zwecken dienſtbar zu machen. Er verdrehte den Sinn der Formel, mit der er die Huldigung ſeiner Unterthanen beim Amtsantritt zu erwidern hatte und bezog ſein Gelöbniß, er wolle alle Unterthanen bei ihren alten Bräuchen und Gewohnheiten laſſen, auf die ſeit einem halben Jahrhundert außer Uebung gefallene katholiſche Confeſſion. Als er auf dieſe Weiſe die Gemüther der einfachen Landleute verwirrt und gereizt hatte, ließ er bald hier bald da in einer reformirten Kirche Verſuche zur Einführung der Meſſe anſtellen. Die Prädikanten, welche ſich ſolches verbaten, wurden abgeſetzt. Die Gärung bei der Maſſe ſtieg; kam der Biſchof ins Land, ſo ſuchte er wohl, wenn er die Männer einer Dorfſchaft in Audienz empfing, den Führern des Widerſtandes den harten Sinn zu beugen durch eine Jähzornskomödie, wie ſie ſpäter Napoleon I. wiederholt meiſterhaft ſpielte. Bürgermeiſter und Rath von Baſel, bei welchen die Angefochtenen ſtets um Troſt und Hülfe flehten, blieben ſo ſtaatsklug und zurückhaltend, daß uns Nachgebornen noch jetzt beim Leſen dieſer Berichte die Schamröthe in die Wangen ſteigt. Erſt als es in Laufen und der Umgegend zu Unruhen kam, bei welchen der Gedanke an Wühlereien von Solothurn her nahe lag, that man endlich einen Schritt vorwärts und ſtatt bloß unter der Hand den evangeliſchen Ständen die Machtüberſchreitungen des Biſchofs vorzujammern, brachte Baſel die Geſchichte an die Tagſatzung.

Wenn auch der feſt zuſammengeſchloſſene Bund der katholiſchen Kantone kein Hehl daraus machte, daß er des Kirchenfürſten gewaltſames Vorgehen im Ganzen billige, kam doch 1585, weil Baſel noch eine ganze Reihe weiterer Streitpunkte wider den biſchöflichen Stuhl namhaft machte, unter gemeineidgenöſſiſcher Vermittlung ein Vergleich in Baden unter Mitwirkung von Schiedsrichtern aus den Kantonen zu Stande. Dieſer Vertrag erledigte „zu beidſeitigem Vergnügen“ eine Menge ſeit der Kirchenrefor-

mation und zum Theil noch von früher her ſtreitige Punkte; vor allem wurden die politiſchen Rechte, wie Ernennung des Bürgermeiſters, die Zinſen und Zölle ꝛc., welche im Laufe der Zeiten durch die Biſchöfe waren an Baſel verpfändet worden oder auf andere Weiſe an die Bürgerſchaft gefallen waren, nun endgültig der Stadt zugeſprochen; ferner begab ſich der Biſchof förmlich aller Rechte auf die Landſchaften im Sißgau, Waldenburg, Homburg und Lieſtal, d. h. die Stadt nahm nun den jetzigen alten Kantonstheil Baſelland in unbeſtrittenen Beſitz. Dagegen verzichtete Baſel ſeinerſeits auf jedes Recht an die mit ihm verburgrechteten Ortſchaften am Blauen. Ein beſonderes Abkommen, die Religion dieſer Gegend betreffend, beſtimmte, es ſollen die Bewohner des Laufenthales und Birsecks bei des Reichs Religionsfrieden und evangeliſcher Religion verbleiben. Es ſolle darvon niemand genöthigt und gedrängt werden. Der Biſchof behielt ſich aber auch vor, die katholiſche Religion einzurichten und denen, ſo Gnade und Anmuthung dazu haben und gewinnen werden, ihren Gottesdienſt zu beſuchen frei zu laſſen. Kein Theil ſollte den andern Religions halben trutzen oder beleidigen. Wenn viele Bürger unſerer Stadt damals wie heute noch dieſer Abmachungen wegen den Rath ſcharf tadelten, ſo blieben auch dem Biſchof ſchwere Vorwürfe nicht erſpart; er wurde von Mitgliedern ſeines eigenen Domkapitels in Rom verklagt, und der Brief, den ihm damals Sixtus V. durch ſeinen Notar Buccapadutius ſchreiben ließ, liefert einen ſprechenden Beweis dafür, wie man in lateiniſcher Sprache mit zierlichen Worten einen ſehr bittern Inhalt ausſprechen kann. Doch gelang dem Biſchof Jakob Chriſtoph die Beſchwichtigung Sanct Peters; aber erſt nach Verfluß mehrerer Jahre fand der Badener Vertrag von Rom aus förmliche Anerkennung. Während dieſer Zeit waren dem Biſchof die Hände gebunden.

Endlich im Jahre 1588 konnte Biſchof Chriſtoph in den

Baſel benachbarten Theilen ſeines Bisthums als unbeſtrittener Herr ſchalten. Die beiden Prädicanten in Lauſen, Rupp und Byn, deren Stellung infolge jeſuitiſcher Umtriebe längſt ſchwierig geworden war, brachte man durch allerlei böswillige und kleinliche Maßregeln zu unbeſonnenen Aeußerungen auf der Kanzel, und vertrieb ſie dann unter dem Vorwand, ſie ſäen Unfrieden in der Gemeine, von ihrem Poſten. Begräbnißſcandale wurden gefliſſentlich hervorgerufen, die dem reformirten Glauben treu bleibenden Bürger um kleiner Urſach willen ſchwer gebüßt und wenn ſie ihre Strafe erlegen wollten, ſo verbeutete ihnen der Vogt, gegen das Verſprechen einer Religionsänderung werde ihnen alles erlaſſen. Der vom Biſchof an Stelle der vertriebenen Geiſtlichen als reformirter Seelſorger beſtellte frühere Schulmeiſter Baſchi Schmied aus dem badiſchen Weil, ein charakterloſer, unfähiger Tropf, taugte wenig, die Heerde in ihrem Glauben zu feſtigen. So gings mit der evangeliſchen Gemeinde Laufens raſch dem Ende zu. Noch einige Jahre lang beſuchten die Standhafteſten heimlich an den hohen Feſttagen die reformirte Predigt und Communion in Bretzwil, ja in Mönchenſtein; dann erlagen auch ſie den Drängereien der Jeſuiten, welche ſich jetzt in Lauſen feſt eingeniſtet hatten. Hier triumphirte die Gegenreformation über den neuen Glauben.

Es liegt nicht in unſerer Aufgabe, die Tragödie vorzuführen, wie ſie noch einige Jahre länger im Birseckiſchen dauerte. Auch hier ſpielte nach Vertreibung der treuen eifrigen Seelſorger Baſchi Schmied ſeine traurige Rolle. Er ſetzte ſogar einmal, ohne irgendwie von ſeinen Gemeinden dazu ermächtigt zu ſein, im Namen der reformirten Birsecker ſeine Unterſchrift unter eine in der biſchöflichen Kanzlei angefertigte Urkunde, in welcher bezeugt wird, die Evangeliſchen ſeien mit ihrem Loos zufrieden; ſie haben über irgend welche Vergewaltigung nicht zu klagen. Mann-

haft trat während dieſer ganzen Chriſtenverfolgung die Basler Geiſtlichkeit, an deren Spitze der Antiſtes Joh. Jak. Grynaeus, für die bedrängten Glaubensgenoſſen ein durch Aufmahnung der weltlichen Behörden Baſels und durch Vorſtellungen beim Biſchof, allerdings bei beiden mit dem nämlichen Mißerfolg. Auch im Volke ſcheint eine gegen Biſchof und biſchöfliche Beamte, ſowie namentlich gegen die Abtrünnigen, die ſogenannten Mamelucken, wenig freundliche Stimmung geherrſcht zu haben. Wenigſtens unterläßt der biſchöfliche Landvogt von Birseck, wenn er ſich über das liederliche Leben der zur Miſſion ins Land geſandten katholiſchen Geiſtlichen in Pruntrut beſchwert, nicht die Klagen über gegen ihn auf den Zünften in der Stadt laut gewordene üble Drohungen. Auch in Briefen von anderer Seite finden wir ganz ähnliche Andeutungen. Der Rath raffte ſich erſt 1595, als es ſchon zu ſpät war, zu einer Vorſtellung beim Biſchof auf. Dieſer durfte es wagen, um Zeit zu gewinnen, mit einer grenzenlos faulen Ausrede vor die „wohlweiſen“ Herren zu treten: Er könne die Akten über den Badener Vergleich nicht finden und alſo auch die Berechtigung der vorgebrachten Klagen nicht prüfen. Dieſer plumpe Jeſuitenkniff that ſeine Wirkung; während Bürgermeiſter und Rath geduldig warteten, bis im biſchöflichen Archiv Ordnung werde, vollendete Herr Chriſtoph die Katholiſirung der fraglichen Gegenden. . . . . .

Wenden wir uns weg von dieſem traurigen Stück heimiſcher Kirchengeſchichte und führen wir unſere Wanderung zu Ende. Durch das Stadtthor von Laufen neben einem jener reichen Steinbrüche, wie ſie das Städtchen rings umgeben, gelangen wir auf breiter Landſtraße, an dem Kreuz vorbei, wo der Weg links zum kleinen Pfarrdörflein Tittingen leitet, nach dem mitten in breiter Ebene liegenden Schloß und Dorf Zwingen. Wir haben es hier zumeiſt mit dem erſtern zu thun. Das von ſeinem Eigenthümer

noch heute bewohnte Schloß entſpricht gewiſſermaßen dem Burgencomplex Clus-Mönchsberg; denn es hütet den nämlichen Blauenübergang beim Austritt in die Ebene, den jene bewachen, wo auf der andern Seite des Berges die Steigung beginnt. Wir dürfen deßhalb wohl annehmen, daß ſchon zu römiſchen Zeiten hier ein Wartthurm, zugleich mit dem Caſtell Tſchepperlein jenſeits entſtand. Die jetzt ſtehende Anlage ſtammt aber in ihren älteſten Theilen nicht von früher als aus dem 11. Jahrhundert; geſchichtlich läßt ſich Zwingen erſt im 14. Jahrhundert nachweiſen. Dieſer feſte Bau, der erſte ganz in der Ebene gelegene, den wir auf unſerer Wanderung treffen, liegt auf einer künſtlichen Felſeninſel an der Birs, da wo auf der letzteren rechtem Ufer das Lüſſelflüßlein mündet. Der runde, von einem rieſigen Dach bekrönte Thurm bildet den Kern und zugleich den älteſten Theil der Anlage. Noch öffnet ſich die Thüre, welche früher den einzigen Eingang, 7.5 m. über dem Boden bot.

Zahlreiche theils im Mittelalter, theils erſt in neuerer Zeit entſtandene An- und Zubauten laſſen dieſen Thurm in ſeiner Urſprünglichkeit nicht mehr erkennen, tragen dagegen ihr Weſentliches bei, den Geſammtanblick des Schloſſes überaus maleriſch und lebendig zu geſtalten. Vom Dorf her führt über den halb ausgetrockneten ſchlammigen Graben die gedeckte Holzbrücke auf einen viereckigen Thurm zu, über deſſen Thorbogen die Lilienſtäbe der Ramſteiner ein Wappenſchild durchkreuzen. Innerhalb dieſes Brückenkopfes ſehen wir uns in weitem Schloßhof; rechts, an den runden alten Thurm angeklebt des Burgherrn, eines ehrſamen Notars Wohnung, links öffnet ſich die Spitzbogenthür der einfachen, dem heiligen Oswald geweihten Kapelle. Einige Schritte weiter ſängt ein moosbewachſener Brunntrog aus ſprudelnden Röhren das Trinkwaſſer auf, an die hohen Mauern lehnen Scheunen ſich an; gegenüber ragt wieder ein befeſtigtes Thor wie

das eben durchſchrittene und außerhalb führt wiederum eine Brücke über einen frühern Feſtungsgraben.

Das iſt in kurzen Strichen entworfen das Bild dieſes reizenden Schloſſes. Erſt im Jahre 1326 wird aber Zwingen zum erſten Male genannt und zwar wird es damals als biſchöfliches Lehen der Familie Ramſtein erneuert. Es verblieb dieſem Geſchlecht bis zu deſſen Ausſterben 1459 und ſah noch die wenig lobenswerthe Wirthſchaft des letzten ſeines Stammes, Rudolf, der von ſeinen drei unehelichen Töchtern die eine an den wilden Thomas von Falkenſtein verheirathete, die beiden andren ſich durch zwei Unterthanen „ſammt vielem Silbergeſchirr“ entführen ließ. Die Uebelthäter erlitten nachher ſchimpflichen Tod; eine der beiden Töchter, Anna, ſtarb erſt 1514 im Steinenkloſter zu Baſel, wohin der zornige Vater ſie geſtoßen hatte. Das Geſchlecht der Ramſtein lebte weiter in den Nachkommen Hans Bernhards von Gilgenberg, gleichfalls eines von dem letzten Beſitzer Zwingens ſtammenden natürlichen Sohnes.

Nach dem Tode Rudolfs von Ramſtein fiel das Schloß ans Bisthum zurück und Johann von Venningen ſäumte nicht, das Gut nun unter unmittelbare biſchöfliche Verwaltung zu nehmen, denn es war ein allzu wichtiger Platz in der Mitte des Laufenthales, als daß man gewagt hätte, es wieder den unſichern Händen einer Adelsfamilie zu überlaſſen. Es wurde jetzt ein Vogt darauf geſetzt. Zwingen wurde als feſter Platz unterhalten, und die Feinde des Bisthums erkannten wiederholt den hohen Werth dieſes Stützpunktes dadurch an, daß ſie ſich in deſſen Beſitz zu bringen ſuchten. So raunten, als die Bauernkriege auch dem Laufenthaler Volke die Gemüther erhitzt hatten, ungeordnete Haufen gegen dieſe Mauern an, allerdings mit demſelben Mißerfolg, wie eine andre Rotte im gleichen Jahre 1528 das im Einverſtändniß mit dem Biſchofshof durch Solothurner Truppen beſetzte Birseck

belagerte. Der Anführer jener Schaar, Urban Blechnagel, fiel bald hernach den Biſchöflichen in die Hände; er wurde geviertheilt und ſeine Glieder am Galgen aufgehängt. Glücklicher als dieſe Bauernhaufen waren 1638 die Schweden Bernhards von Weimar; ſie nahmen das Schloß mit ſtürmender Hand. Nach dem Tode des Feldherrn aber wurde die ſchwediſche Beſatzung zurückgezogen und der weſtfäliſche Friede erſtattete den Platz dem Bisthum zurück. Wiederum zog der Vogt in dieſe Räume ein und hauste darin bis 1792. Als das Fürſtbisthum Baſel in Trümmer ging, da kam auch Zwingen mit einem Theil ſeiner Dependenzen unter den Hammer. Seitdem ging es im Privatverkehr von Hand zu Hand, aber noch jetzt zeigt die trotzig ungewöhnliche Geſtaltung der Anlage, daß dieſer Bau einſt etwas zu bedeuten hatte.

Durch den Engpaß an dem Zwingen liegt oder in deſſen unmittelbarer Nähe führen die Straßen hinauf zu den Dörfern am Südoſtabhange des Blauen. Am nächſten bei Laufen, in einer tiefen Falte des Berges verborgen, liegt Tittingen mit ſeinem kurz und gedrungen gebauten Kirchlein. Der Geiſtliche, welcher hier den Gottesdienſt verſieht, eilt zur Zeit jeden Morgen, nachdem er vor ſeinem Altar die Meſſe geleſen, auf ſteinigem Pfade hinüber nach Blauen. Dieſes Dorf entbehrt gegenwärtig des Seelſorgers, und die Kirchgänger danken dem benachbarten Hirten dieſe nicht unbeſchwerliche Hilfe in der Noth. Getreidefelder und Wieſen breiten ſich um Blauen, auch Obſtbäume recken zahlreich ihre Krone; oberhalb des Dorfes beginnt der Wald, den vielfach Weideplätze unterbrechen; früher wurde hier noch Wein gebaut, aber die Herren von Pfeffingen, zu deren Gebiet Blauen gehörte, gaben ihn, wie ausdrücklich bemerkt wird, ihren Troßknechten zu trinken. Sie hielten ſich als geſchmackvolle Männer an den Elſaſer. Weiter leitet am Bergabhang in faſt gleich bleibender

Höhe der Weg in gleicher Richtung mit der im Thal unter der Birs entlang ſchleichenden Landſtraße und entzückende Blicke gewährend auf dies ganze Gelände. Zu einem beſonders ſchönen Bilde fügen ſich die jenſeits der Birs anſteigenden Höhen, wo ſich im Vordergrunde der ſtattliche Hof Kleinblauen mit ſeinem maleriſchen Capellelein vorſchiebt. In wenig mehr als einer halben Stunde iſt Nenzlingen erreicht, ein Dörflein, das bei Baſels Künſtlern eines trefflichen Namens genießt um der prachtvollen Eichen willen, welche einzeln ſtehend die Weide oberhalb des Ortes überſchatten. Hier finden ſich wohl die herrlichſten Bäume dieſer Art in weitem Umkreis rings um Baſel.

Auf einem ſteinigen Fußweg eilen wir nun bergabwärts. Wenn der Juni all' das Geſtrüpp an dieſem Wege mit dem ſchneeigen Schmucke der Hagröschen überſchüttet, ſo wüßte ich kaum einen reizenderen Ort zum Schwärmen und Schwelgen in den Schönheiten unſerer Wälder. Gegenüber öffnet ſich — die Wände des Birsthales rücken hier recht nahe zuſammen — das Kaltbrunnenthal, und wer guter Augen ſich erfreut, der mag wohl in jenem düſtern Waldesſchatten einen Basler Meiſter an ſeiner Staffelei erſpähen oder einen Amateur-Photographen aus der Stadt, welcher mit dem Künſtler nicht ohne Erfolg in Wettbewerb tritt. Wir nähern uns nämlich erſtaunlich raſch gebildeten Gegenden. Wenn unſer Bergpfad bei einem Steinkreuz, das die Civiliſation von der Wildniß zu ſcheiden ſcheint, hinaustritt auf die Heerſtraße, ſo ſchnurrt wenige Schritte von uns entfernt, der Pariſer Schnellzug vorbei; zur Linken erſtreckt ſich, zu Grellingen gehörend, eine Zeile von 8—10 Arbeiterwohnungen, eins über den Leiſten des andern mit peinlicher Genauigkeit geſchlagen und doch immer noch eins langweiliger als das andre. Einige Häuſer im Dorfe, welche noch vor 15 Jahren urwüchſige Fresken zeigten, ſteife Heiligenfiguren mit nicht minder ſteifen Inſchriften in Verſen,

haben jetzt dieſen alten Schmuck, als ſchämten ſie ſich ſeiner, verblaſſen laſſen; am untern Ende der Ortſchaft finden wir den Grund alles deſſen, großartige Fabrikanlagen. Die Induſtrie mag dieſem Dorfe viel ſchönen Verdienſt bringen, das heimelige Weſen, welches früher hier wohnte, hat ſie auf immer verjagt.

Der Landſtraße thalabwärts folgend, betreten wir einen bereits bekannten Boden. Links grüßt von ſteiler Höhe das Pfeffinger Schloß herunter; wir biegen um einen Felsvorſprung und Augenſtein in ſeiner Clus liegt vor uns; nach wenigen Schritten haben wir Aeſch erreicht und ſtehen am Ausgangspunkt unſerer Wanderung. So haben wir ein Gebiet umſchritten, das im Reichthum geſchichtlicher Erinnerungen ſeines Gleichen ſucht und namentlich dem Basler überall die vergangenen Jahrhunderte ins Gedächtniß ruft, ein Gebiet aber auch mit Naturſchönheiten ſo reich ausgeſtattet, wie wenige in uns leicht erreichbarer Nähe. Der Basler Verſchönerungsverein hat angefangen, die beſuchenswerthen Punkte des Blauens durch Pfade und Wegweiſer zugänglich zu machen. Mögen auch die vorſtehenden Zeilen manchem Wanderluſtigen als Wegweiſer dienen; mögen ſie ihm beweiſen, daß in unſerer Gegend noch anderes zu holen iſt, als ſtumpfe Ausſpannung von den Arbeiten der Woche oder unbeſtimmtes Schwärmen im Naturgenuß. Wenn wir durch unſern Verſuch dem Blauengebiet einige neue Freunde erwarben, ſo glauben wir nicht vergebens geſchrieben zu haben.

* * *

Zum Schluß erfüllen wir eine Pflicht der Dankbarkeit, wenn wir hier die Quelle nennen, aus der wir die reichſte Fülle von Hilfe für unſern Aufſatz ſchöpften, die auf der Univerſitätsbibliothek in Baſel aufbewahrten vier handſchriftlichen Foliobände von Quiquerez: Monuments historiques de l'ancien Evêché de Bâle.

Schloß Bottmingen.

Von Rudolf Wackernagel.

Wer auf der Karte die große Zahl der rings um Baſel herum gelegenen Schlöſſer durchmuſtert, der wird ſofort eines Unterſchiedes gewahr werden, welcher dieſe Schlöſſer in zwei Abtheilungen auseinanderlegt.

Es umfaßt deren eine die auf der Höhe der Gebirgszüge, über den Thälern von Birſig, Birs, Ergolz und Wieſe ſich erhebenden Burgen, die alten Sitze edler mächtiger Geſchlechter, — die andere die am tiefern Abhang und in der Ebene liegenden Schlöſſer und feſten Häuſer. Die Namen der erſtern ſind ſofort gegenwärtig; von den letztern mögen hier genannt werden die Schlöſſer Grenzach, Inzlingen, Oetlingen-Hiltalingen; auf dem linken Rheinufer das Eptingiſche Pratteln, dann Gundeldingen, Binningen, Bottmingen, Benken, weiterhin Häſingen, das den zu Rhein, Hagenthal, das den Eptingern und Ulmern, Hägenheim, das den Bärenfelſen zuſtand.

Dieſe beiden Gruppen adliger Wohnungen auf dem freien Lande gehören auch verſchiedenen Zeiten an. Sie repräſentiren eine völlig verſchiedene Cultur, verſchiedene Standes- und Ranges-

verhältniſſe. Als die Geſchlechter, welche auf den Bergſchlöſſern gehaust und gewaltet hatten, untergingen, als dieſe Schlöſſer ſelbſt zerfielen oder ſtädtiſchem Regimente dienſtbar gemacht wurden, da erhoben ſich in der Ebene Edelſitze als die Wohnungen neuer Herren.

Hier iſt der Adel des 16. Jahrhunderts und der Folgezeit angeſeſſen, er ſelbſt zum größern Theile ein Kind der neuern Zeit. Was im Mittelalter als Junker und Dienſtmann, wohl auch nur als Bürger gelebt, das fühlte ſich nun hier als Edel- und Freiherr; in den Beſitzern dieſer Schlöſſer trat eine Reihe neuer Namen in die Geſchichte der Gegend ein. Es begegnen uns unter denſelben auch die Repräſentanten einer bisher nicht gekannten Art von Dienſtadel, ſolche, deren Nobilität nicht im Felde, ſondern am Hofe erworben worden war, Räthe und hochgeſtellte Beamte, Kanzler, Landſchreiber u. drgl., die durch beſondere Begabung und weſentliche Leiſtungen ſich die Gunſt des Landesherrn, den Adelstitel und Reichthum erworben hatten. — An die Stelle dieſer Männer traten auf den Edelhöfen der Ebene mit der Zeit wiederum andere Geſtalten, ausgediente Soldaten und Heerführer, vor allem des dreißigjährigen Krieges, Menſchen, welche ebenſogut Abenteurer als Helden ſein konnten, deren Waffenhandwerk aber ſie immerhin noch als erträgliche und paſſende Nachfolger der frühern Herren erſcheinen ließ. — Mit der Zeit gingen auch dieſe dahin, und die zuletzt ihr Erbe antraten, waren reiche Bürgersleute der nahen Stadt.

Während dreier Jahrhunderte ſpielten ſo dieſe Schlöſſer in den Händen wechſelnder Geſchlechter eine keineswegs bedeutungsloſe Rolle. Man vergegenwärtige ſich den Begriff eines ſolchen Schloſſes. Es war mehr als Landgut, es war Sitz und Mittelpunkt einer kleinen Herrſchaft. Schon die äußere Geſtalt war charakteriſtiſch: der ſeit Alters um das Haus gezogene Waſſer-

Bottminger Schlößchen

graben, der das Haus zum „Weiherhaus“ machte, war beſtimmt, den Schutz zu gewähren, welchen die alten Burgen in ihrer Lage auf dem Berge gefunden hatten; auch die nie fehlenden Eckthürme mit ſpitzen Dächern verliehen dem Ganzen ein ſtolzes Ausſehen. In der That war der Beſitzer eines ſolchen Hauſes ein kleiner Herr; denn an das Haus waren geknüpft mancherlei Freiheiten, Herrlichkeits- und Hoheitsrechte, welche zwar der Staatsgewalt nur wenigen Eintrag thaten, aber ihrem Inhaber, dem Herrn des Schloſſes, um ſo größern Reiz gewährten; ſie verliehen ſeinem Thun den angenehmen Schein des herrenmäßigen, des adeligen Lebens. Sie beſtanden nicht in großen Befugniſſen; es waren zumeiſt Vorrechte in der Nutzung von Wunn und Weide, von Waſſer und Wald, Freiheit von Steuern und Dienſten, Rechtſame der Verwaltung, der Polizei und Gerichtsbarkeit, wenig genug, um dem Inhaber Mühe und Verantwortung fern zu halten, und doch hinreichend, daß er ſich als wirklichen Herrn fühlen und betragen konnte. So entwickelte ſich, zumal im 17. und 18. Jahrhundert, auf dieſen Edelhöfen und Weiherhäuſern die unter dem Namen des „adeligen Landlebens“ einſt bekannt geweſene Art eines privilegirten Daſeins, eine glückliche und anmuthsvolle Miſchung von Amtsgewalt, von Garten-, Land- und Forſtwirthſchaft mit Jagd und Sport und Naturgenuß, ein Leben, das ebenſogut Raum bot für die Willkürlichkeiten eines kleinen Tyrannen, wie für die Träumereien der Schäferpoeſie, wie für die kluge Thätigkeit eines an den nationalökonomiſchen Beſtrebungen und Neuerungen des 18. Jahrhunderts theilnehmenden Landwirths. Es war ein behaglicher Reſt alter feudaler Zuſtände, welchen erſt die große Revolution beſeitigte. Seitdem wurden auch dieſe Schlöſſer und Sitze Behauſungen eines neugearteten Lebens: die meiſten ſind anſpruchsloſe Landgüter, Pratteln iſt zum Armenhaus, Bottmingen zum Wirthshaus geworden.

Was nun dieſes unſer Bottmingen betrifft, ſo iſt über die Verhältniſſe des Ortes im Allgemeinen folgendes zu bemerken:

Er wurde zum Dorfe erſt im 16. Jahrhundert und war bis dahin ohne Bedeutung und eigene Geltung. Er galt als zu Binningen gehörend, welches Dorf ſchon viel früher ſelbſtändig auftritt. Noch im Jahre 1566 wird die Lage des Schloſſes nur ſo angegeben, daß es „uſſerthalb Binningen" gelegen ſei, und ſo war auch bei der Verpfändung Binningens durch Biſchof Philipp an die Stadt im Jahre 1534 Bottmingen, ohne ausdrücklich erwähnt zu ſein, im Pfande inbegriffen.

Mit Binningen zuſammen aber lag ſo Bottmingen im Zwing und Bann der Stadt Baſel, deren Grenze hier merkwürdig weit ins Thal hinauf ſich erſtreckte; das Geſcheid der mehrern Stadt amtete auch hier, bis erſt allmählig ſich die Selbſtändigkeit der beiden Dorfſchaften auch in dieſer Richtung entwickelte. Wenn aber Bottmingen im Baſelbanne lag, ſo lag es ebenſo unbeſtritten im Sundgau. Noch im 16. Jahrhundert wird dies ausdrücklich bezeugt. Es ſchloß dieſer Gau die beiden Abhänge des Thales, ſchloß die Höhen des Bruderholzes noch in ſich und reichte bis in die Mitte des Flußlaufes der Birs. Es beſtand alſo bei Bottmingen ein, wenn auch thatſächlich bedeutungsloſes, doch unklares Ineinandergreifen der Grenzen von Stadtbann und Sundgau, welches nur dadurch ein Ende fand, daß dieſe Ausdehnung des Gaues allmählig in Vergeſſenheit gerieth.

Das Dorf Bottmingen iſt, wie geſagt, erſt im 16. Jahrhundert zu Bedeutung gelangt, die Exiſtenz des Schloſſes, in deſſen Schirm und Schatten erſt das Dorf ſich gebildet hat, reicht etwas weiter zurück.

Laſſen Sie uns die bunte Reihe der Schloßherren kurz überſchauen:

Ob jener nach dem Wortlaut einer Urkunde vom Jahre 1363

„zu Bottmingen wohnhafte“ Edelknecht Johannes Kämmerer der erſte dieſer Schloßherren geweſen ſei, wird nicht können entſchieden werden. Mit ihm erſcheint der Name des Schloſſes allerdings zuerſt in der Urkundenwelt, um aber ſofort wieder zu verſchwinden. Erſt um volle hundert Jahre ſpäter, gegen das Ende des 15. Jahrhunderts, tritt er wieder auf. 1468 und 1471 wird Bernhard Schilling als Beſitzer Bottmingens genannt; er war als Rathsherr von Achtburgern, als Farnsburger Landvogt, als Hauptmann der Basler bei Nancy ein wohlbekannter und bewährter Mann. Ihm folgten in der Schloßherrſchaft zwei fremdartige Geſtalten, Profeſſoren der Rechtswiſſenſchaft an der Basler Univerſität, beide aus wälſchen Landen hieher berufen: der erſte Fredericus de Guarletis, der Gemahl einer Tierſteiniſchen Grafentochter, der andere, nach ihm in Bottmingen waltende Gerhardus de Lupabus.

Nach dem Tode des letztern, im zweiten Decennium des 16. Jahrhunderts, iſt das Schloß in den Beſitz des Rathes ſelbſt gelangt. Es erſcheint wahrſcheinlich, daß der Rath dieſe Erwerbung unternahm, um zu verhindern, daß das Schloß in die Hände von Fremden gerathe; wenigſtens hatte er ſich dieſe Möglichkeit ausdrücklich vorbehalten, als er des de Lupabus Kinder mitſamt dem Schloſſe im Jahre 1518 in der Stadt Baſel Erbburgerrecht aufnahm. Jedenfalls behielt er den Beſitz nicht lange; ſchon 1519 verkauft er Schloß und Burgſtall um 800 Gulden an ſeinen Rathsfreund Wolfgang Harneſch den Metzger. Damit begann für das Schloß eine wenig würdevolle Zeit. Harneſch und ſeine Söhne Wolfgang und Heinrich und deren Erben hatten es inne bis ans Ende des Jahrhunderts. Carol Gleſer, Hans Jakob Engel, Lienhart Pfrümd, Namen ohne Klang, erſcheinen in den Urkunden und Akten des Hauſes. Wie Harneſch, ſo war Pfrümd, und waren wohl auch die Uebrigen Angehörige des Metzger-

gewerbes; daher unter ihnen die Einführung ausgedehnter Schafweiden und Schafzüchtereien auf den Gütern des Schlosses und daraus entspringend endlose Waidgangsstreitigkeiten mit Meyer und Geschwornen des Dorfes. Von den Engel'schen Erben fiel Bottmingen an Balthasar Ringle, — von diesem 1617 an den Freiherrn Hieronymus von Mörsperg-Belfort, und es begann mit diesem wieder ein adligeres Leben im Schlosse. Der Freiherr gab beim Kaufe als dessen Ursache an: „weil mir bewußt, welchermaßen meine liebe voreltern herren zu Mörsperg von etlichen hundert jahren hero mit einer loblichen statt Basel und burgerschaft in gutem vertraulichem verstand und aller freundschaft gewesen." Es ist nicht ersichtlich, in wieweit Mörsperg diesen Gesinnungen gemäß sich als guten Nachbar Basels erwiesen habe; daß die Akten über ihn völlig schweigen, läßt aber auf ein ruhiges Regiment schließen. Und so auch bei seinem Nachfolger, dem Georg Wilhelm Waldner von Freundstein, einem der adligen Ausburger der Stadt. Auch von diesem Herrn erfahren wir nichts, als daß er nach gutem Edelmannsbrauche bei seinem Tod 1640 viele Schulden und zahlreiche unbefriedigte Creditoren zurückließ. Es kam zur Gant seiner Habe, auch das Schloß wurde versteigert, und auf diesem Wege erwarb es der Basler Burger Balthasar Graf, wohl einer der Gläubiger des Waldner.

Graf ist eine charakteristische Figur aus dem damaligen Basel. In zahlreichen Protokollen des Rathes und des Ehegerichts, in vielen Akten begegnen wir ihm als einem streitsüchtigen, ungeberdigen, verschwenderischen Manne. Er war Sechser zum Schlüssel, Besitzer des Hauses zum Kranichstreit am Rheinsprung; dann erwarb er Bottmingen, später den Wildenstein, endlich den Wenken. Seine Laufbahn schloß damit, daß er 1658 wegen zahlreicher Ehebrüche mit lebenslänglicher Relegation nach Candia bestraft wurde, „um dort sein Leben in Soldatendiensten zu ver-

ſchleißen." — Bottmingen beſaß er nur wenige Jahre, ſchon 1645 verkaufte er es an Herrn Hans Chriſtoph von der Grün, „beider kgl. Cronen Frankreich und Schweden und evangeliſcher conföderirten Ständen Generaladjutant und Gubernator der Feſtung Jour". Von dieſem kam das Schloß an einen Verwandten, den Straßburger Stettmeiſter Wolf Friedrich Zorn von Plobsheim, von dieſem an den Rathsherrn Hans Heinrich Hummel von Baſel, 1683 an Joh. Caſp. Ruſſinger, Hauptmann in kgl. franzöſiſchen Dienſten, 1687 an den Basler Handelsmann Mathias Mieg, endlich 1720 an Johann Deucher. In Deucheriſchem Beſitze blieb das Schloß mehr als zwei Menſchenalter, und aus dieſer Zeit ſtammt der ſtattliche Bau, den wir noch heute bewundern. In den 1790er Jahren gelangte es durch Kauf an Herrn Martin Wenk, ſpäter von dieſem an deſſen Schwiegerſohn, den Dreierherrn Wieland. —

Wir verſuchen es zum Schluſſe, uns noch das Bild dieſer Schloßherrſchaft in ihren allgemeinſten Zügen zu vergegenwärtigen.

Zunächſt das Verhältniß zum Staate.

Bottmingen war der Stadt ſo nahe gelegen, daß es dem Rathe zu keinen Zeiten gleichgiltig ſein konnte, wer im Schloſſe gebiete. Schon 1468 redet er mit dem Beſitzer Bernhard Schilling, das Schloß wohl zu verſorgen, damit der Stadt kein Schade daraus erwachſe. Er überwacht auch in der Folgezeit, während der ſchlechten Verwaltung der Harneſchiſchen Erben, den baulichen Zuſtand des Gebäudes; es iſt in ſeinen Augen offenbar eine Art Vorwerk der Stadt, das neben Binningen den Zugang aus dem Leimenthal bewachen und beherrſchen ſoll. Darum kauft er das Schloß nach dem Tode des Gerhard de Lupabus, darum läßt er ſich von da an jeweilen von jedem neuen Erwerber feierlich geloben und verbrieſen, daß das Schloß immerdar der Stadt Baſel offenes Haus ſein ſolle, daß es im Falle der Verkäuflich-

keit immer zunächſt und vor allen andern dem Rathe zum Erwerb anzubieten ſei, und daß wenn er es nicht wolle, es ohne ſein Wiſſen und Willen an keinen Fremden dürfe verkauft werden. Es waren dieſe Beſtimmungen von beſonderem Werthe in den häufigen Fällen, wo das Schloß thatſächlich im Beſitze fremdländiſcher, wenn auch der Stadt befreundeter Herren war. Denn im übrigen gaben gerade dieſe Beſitzer dem Rathe viel zu thun: ſie lebten oft im Streit mit dem Dorfe, ſie waren läſſig in der Entrichtung des ſchuldigen Schirmgeldes an das Ladenamt, ſie verſuchten es gerne, beſtehende Vorſchriften als nicht auf ſie ſich erſtreckend darzuſtellen. Hiefür nur ein Beiſpiel: die Verſehung des Notariats in den untern Aemtern war ausſchließlich dem Rathsſubſtituten vorbehalten; Herr von der Grün betrachtete dies aber als Eingriff in die althergebrachte Edelmannsfreiheit im Schuldenmachen, „da ja doch je und in alle Wege ein Cavalier unter ſeiner Hand und Siegel Macht habe Geld aufzunehmen und als freie Perſon ſich nicht beim Rathsſubſtituten zu melden brauche.“ —

Fanden ſo die Schloßherren in ihrem Verhältniſſe zum Rath vorwiegend Beſchränkungen ihrer Stellung, ſo ergriffen ſie auf der andern Seite, dem Amt und dem Dorf gegenüber, um ſo eher die Gelegenheit zur Geltendmachung ihrer Rechte und Freiheiten.

Es beſtanden dieſe Freiheiten in folgendem:

Das Schloß Bottmingen iſt ein gefreiter Sitz, hat mit den Unterthanen zu Bottmingen gar nichts zu ſchaffen.

Es iſt unter des Obervogts zu Mönchenſtein Zwang und Gebietens durchaus nicht, ſondern unter einer hohen Oberkeit gehörig.

Aller burgerlichen Huten und Wachten der Stadt Baſel ganz frei und ledig.

Keine Steuern, Fasnachthühner oder Stupfelhahnen dem Obervogt zu geben schuldig.

Aller Frohntawen befreiet.

Der Land- und anderer Straßen, Weg und Steg zu verbessern ganz befreiet.

Mit Schießen nach Vögeln, Hasen, Rebhühnern, Füchsen und mit Fischen, wie von Alter her gebräuchig gewesen, hat niemand des Schlosses Besitzer zu wehren.

Hat die Gerechtigkeit, den ganzen Sommer 150 Schafe auf die Weid zu treiben.

In der Summe dieser Freiheiten und Befugnisse war der Begriff der Schloßherrschaft enthalten; aber sie waren auch ebensoviele Anhaltspunkte für Streit und Mißbehagen. Vor allem die Schafweidegerechtigkeit bot Anlaß zu endlosen Zwistigkeiten. Bald war die Zahl der zulässigen Schafe überschritten, bald ein unerlaubter Weideplatz gewählt, das Dorf hatte immerfort beim Rathe über den Junker zu klagen, oder es vergalt ihm damit, daß es die Schweine zur Eichelmast in die Wälder des Schlosses schickte. Hinwiederum beschwerte sich die Herrschaft über Basler, welche den Weidgang auf Schloßgütern ausübten, oder gerieth selbst wegen ihrer Schafe in Streit mit dem Herrn von Gundeldingen, mit dem Spital und dem Siechenhaus, welche alle ebenfalls große Schafherden im Stadtbanne hielten und weiden ließen.

In ähnlicher Weise gaben die übrigen Befugnisse der Schloßherrschaft zu Verhandlungen der mannigfachsten Art Anlaß. In alle diese Verhältnisse einzutreten, ist hier unmöglich, obwohl dies nicht ohne Reiz wäre, weil die nähere Betrachtung dieser Dinge uns einen Blick thun läßt in Zustände von einer Lebensfülle, von einer Vielgestaltigkeit der Rechtsformen und der Rechtskreise, welche uns in Erstaunen setzt.

Ueber das Aeußere des Schloſſes in früherer Zeit, vor dem Umbau durch Johannes Deucher, giebt ein augenſcheinlich von Mathäus Merian gefertigtes Kupferſtichblättchen in Meisners Emblemen willkommenen Aufſchluß. Es zeigt uns, daß die allgemeine Dispoſition der Baulichkeiten der heutigen ähnlich war, im übrigen ſtellt es uns das Bild des alten Schloſſes hinreichend charakteriſtiſch vor Augen. Die Eckthürme tragen ſpitze Helme und ſind zum Theil mit Zinnenkranz verſehen, die Gebäude zeigen nur wenige Fenſteröffnungen, die Dächer ſind ſteil anſteigend, hohe Mauern umziehen den Hof. Gegen das heutige Bild des Schloſſes gehalten, erſcheint hier Bottmingen noch als der wehrhafte und trotzige Herrenſitz, wie ihn das 16. Jahrhundert mag geſchaffen haben. — Unter den Meyeriſchen Zeichnungen von Dörfern und Schlöſſern der Landſchaft fehlt Bottmingen; dagegen iſt der neue Bau oft und mit ſichtlichem Wohlgefallen durch Emanuel Büchel abgebildet worden. Er hat ſeitdem ſeine Geſtalt im Weſentlichen nicht verändert.

Durch Marcus Lutz iſt er vor mehr als 80 Jahren folgendermaßen geſchildert worden:

„Schloß Bottmingen. Ein vortreffliches Luſtſchloß und edler Landſitz nächſt dem Dorfe Bottmingen. Es ſteht mitten in einem Fiſchweyher, der großentheils von einem ſchönen geſchmackvollen Garten, übrigens aber von Meyerey- und Oekonomiegebäuden, Schuppen und Remiſen in einem Hofe beiſammen umgeben iſt. Ueber Zugbrücken kann man von vornen und von der Gartenſeite in daſſelbe gelangen, deſſen innere Einrichtung dem äußern Anſehen vollkommen entſpricht. Die alles verſchönernde Hand des jetzigen Beſitzers hat einen Zauber über dieſen für den hohen Genuß des Lebens geeigneten und geſchaffenen vormaligen Edelſitz verbreitet, den die glücklichſte Vermählung der ſchönen Natur mit der vollendetſten Kunſt der heſperidiſchen Gärten nicht ähnlicher nachbilden konnte.“

Einiges aus dem Leben zu Basel während des achtzehnten Jahrhunderts.

Von Carl Wieland.

Im Jahre 1738 ist auf dem Basler Marktplatze durch den Henker eine Schrift feierlich verbrannt worden, betitelt: „Treue und wohlmeinende Erinnerung etlicher patriotischer Gemüther an eine hochansehnliche Ehren Bürgerschaft der Stadt Basel," in welcher Nicl. Stupanus, Licenciat der Rechte, von dem Satze ausgehend: „ Eine Demokratie ist, wenn die regierenden Personen wider die gemeine Sicherheit und Wohlfahrt mit Vorsatz handeln und nur ihr besonders Interesse zu ihrer Hauptabsicht machen", in schauerlich langen, jetzt für uns vollständig unlesbaren Sätzen das denkbar Schlechteste von der demokratischen Regierungsform im allgemeinen und von dem baslerischen Staatsleben im besondern vorbrachte.

Wir sind so gewohnt, unter einer Regierung des letzten Jahrhunderts eine in engherzigen, steifen Formen sich bewegende Aristokratie uns vorzustellen, daß dieser Prozeß gegen den die demokratische Regierungsform bekämpfenden Stupanus uns verwunderlich erscheint. Aber diese Vorstellung von der baslerischen Staats-

verfaſſung iſt eben eine entſchieden irrige. Schwerlich wird in unſeren Tagen, wo doch das Volk „bis an die Zähne mit demo-

kratiſchen Rechten bewaffnet iſt", irgendwo der Volkswille in Bezug auf Verwaltung und Geſetzgebung ſo unmittelbar ſich Geltung

verſchaffen können, wie dies während des vorigen Jahrhunderts in Baſel vielfach ſtattgefunden hat. Nicht zum Vortheile des Staatslebens. Der Einfluß der allvermögenden Handwerker in den Behörden, welche in einem totalen Verbote ausländiſcher Erzeugniſſe ihr Heil erblickten, wirkte nachtheilig ein auf die wirthſchaftliche Entwickelung, und ſchadete dem Anſehen Baſels bei den Mitſtänden: ſeinem Einfluße auf den Tagſatzungen trat entſchieden hemmend der Umſtand in den Weg, daß es in Folge der Zuſammenſetzung der Behörden an einer feſten und zielbewußten Hand gefehlt hat.

Ich möchte verſuchen im Nachſtehenden ein Bild des damaligen ſtaatlichen Lebens zu entwerfen. Es hat dasſelbe auf die Denkungsart unſerer Voreltern meiner Anſicht nach ſo nachhaltigen Einfluß ausgeübt, daß der Verſuch wohl gewagt werden darf, weitere Kreiſe mit demſelben bekannt zu machen.

Nur noch eine kurze Bemerkung möchte ich vorausſchicken.

In ſeiner trefflichen Schilderung des Lebens in Zürich während der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts hat Antiſtes Finsler bemerkt, es habe ſich damals in Zürich ein neuer Geiſt kundgegeben, welchem ein Aufſchwung des geſammten geiſtigen Lebens zu verdanken geweſen ſei; der bisher geltenden Theorie, der Staat ſei ein von Gott gegebener Organismus, bei deſſen Leitung ſich nur Wenige betheiligen können, ſei eifrig widerſprochen worden. —

Eine ähnliche Einwirkung der Ideen der ſogenannten Aufklärungsperiode auf die politiſchen Zuſtände in Baſel wird ſchwerlich nachzuweiſen ſein. Mir iſt überhaupt keine Schrift bekannt, in welcher dieſelben zum Gegenſtande einer kritiſchen Beurtheilung wären gemacht worden; denn die obenerwähnte Schrift von Stupanus kann keinen Anſpruch erheben, als ernſte Arbeit behandelt zu werden. In den zahlloſen uns aus jener Zeit überlieferten offi-

ziellen Reden wird mit einer troſtloſen, ermüdenden Eintönigkeit immer und immer das gleiche Thema behandelt: das Glück, deſſen ſich der Bürger, d. h. der Stadtbürger, unter der gegebenen Verfaſſung in ſeltenem Maaße erfreue, deſſen Verpflichtung dafür Gott, der von ihm beſtellten Obrigkeit und dem Vaterlande dankbar zu ſein. Nirgends findet ſich eine Andeutung, wenigſtens nicht in den vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution gehaltenen Reden, daß dieſem Vermächtniſſe der Vorzeit Gefahr drohe durch den Anſturm neuer Anſchauungen, geſchweige denn, daß es je einem Redner eingefallen wäre, die Nothwendigkeit der Aenderung gewiſſer Verfaſſungsgrundſätze der Bürgerſchaft vorzuſtellen.

Auch die Thätigkeit eines Iſaak Iſelin und ſeiner Freunde, ſo ſehr er unter den gegebenen Verhältniſſen litt, war ganz nicht darauf gerichtet, irgend ein philoſophiſches Verfaſſungsſyſtem an die Stelle der hergebrachten Verfaſſung zur Geltung zu bringen. Sein Streben ging dahin — und dadurch hat er ja ſich einen alle Verfaſſungen der Welt weit überdauernden Namen erworben, darin liegt das Geheimniß der Anziehungskraft dieſes Schriftſtellers — das ſittliche Leben des Einzelnen zu heben und hiedurch beſſere Zuſtände zu ſchaffen. Der Ehrgeiz, durch Verfaſſungsbeſtimmungen die Gebrechen der Völker zu heilen, lag ihm ferne. „Aller mein Ehrgeiz," ſagt er in den ‚Träumen eines Menſchenfreundes', „wird befriedigt ſein, wenn es (dieſes Buch) einigen meiner Zeitgenoſſen nützet, indem es auf wichtige Wahrheiten aufmerkſam machet. Werde ich damit meinen Zweck erreicht haben, ſo mag auch es von beſſern verdränget mit ſeinem Verfaſſer in eine ewige Vergeſſenheit fallen." —

Man hatte in Baſel keine Veranlaſſung „über die ausſchließliche Leitung des Staates durch Wenige" ſich zu beklagen, wie dies zu Zürich der Fall geweſen iſt und dies erklärt uns wohl

die ſonſt faſt auffallende Erſcheinung, daß während eines ganzen Jahrhunderts weder offen, noch im Geheimen an einer Aenderung der Staatsverfaſſung iſt gearbeitet worden.

Bis zu den bürgerlichen Unruhen von 1691 hatte der aus 64 Mitgliedern beſtehende Kleine Rath faſt unbeſchränkte Machtbefugniſſe ausgeübt, alle Beamten erwählt, die Finanzen verwaltet, ohne ſich an die Controlle des nur ganz ſelten zuſammenberufenen Großen Rathes zu binden. Allmählig hatten einige Familien ſich der Leitung des Staatsweſens bemächtigt, ihre Stellung mißbraucht, um einflußreiche und gutbeſoldete Beamtungen mit ihren Angehörigen und Befreundeten zu beſetzen. Gegen dieſen Mißbrauch war vorzugsweiſe die Bewegung gerichtet, welche 1691 während faſt eines Jahres die Bürgerſchaft entzweit hat. Das Reſultat derſelben war ſchließlich ein dem Anſcheine nach ziemlich mageres Zugeſtändniß des Kleinen an den Großen Rath, welchem die Wahl einer Anzahl Beamten und die öftere Verſammlung desſelben zugeſichert werden mußte. Dieſer ſogenannte Compromiß von 1691 bildete während längerer Zeit einen weſentlichen Beſtandtheil der Verfaſſung und wurde getreulich beobachtet. Nach dem Tode des Bürgermeiſters Emanuel Socin aber begann der Große Rath an demſelben zu rütteln, die Befugniſſe des Kleinen Rathes in Bezug auf die Beſetzung von Aemtern immer mehr einzuſchränken und durch einzelne, oft ſich kreuzende Großrathsbeſchlüſſe den Gang der Verwaltung zu leiten. In ſeiner Baslergeſchichte hat Ochs an mehreren Stellen ſich hierüber beklagt, und wie ſehr er Recht hatte, das geht aus der von Dr. Burckhardt-Biedermann verfaßten Geſchichte des Gymnaſiums hervor, in welcher der Verfaſſer in ſo lichtvoller Weiſe die Zuſtände unſeres Schulweſens im letzten Jahrhundert darſtellt.

Schon ein Blick auf die Zuſammenſetzung des Großen Rathes, der „obern Gewalt", wie er wohl genannt worden iſt, wird ge-

nügen, um die Klagen erklärlich zu machen, zu welchen seine Einmischung in die Verwaltung Veranlassung gegeben haben.

Außer den 64 Mitgliedern des Kleinen Rathes saßen in dem Großen Rathe: 180 Abgeordnete der Zünfte, 36 von den Gesellschaften der kleinen Stadt Gewählte und die beiden Schultheißen (Civilgerichtspräsidenten) der großen und der kleinen Stadt. — Auffallend ist das Vorrecht, dessen sich die Bewohner der kleinen Stadt erfreuten. Sie hatten doppeltes Wahlrecht, waren an zwei Orten wählbar: auf der Zunft, der sie angehören mußten, und auf der Gesellschaft, welcher sie sich angeschlossen hatten. Begreiflich ist daher der Schmerz, den manche Bewohner der kleinen Stadt empfanden, als spätere Verfassungen ihnen diese Vorrechte erbarmungslos entrissen, und wir dürfen es dem eifrigen Kleinbasler, Jakob Christ. Pack (siehe Jahrbuch 1884) nicht verargen, wenn er beabsichtigte, im Jahre 1814, als in ganz Europa die früheren Zustände wieder sollten hergestellt werden, bei Kaiser Franz von Oesterreich für sein Kleinbasel Aehnliches zu erwirken.

Auffallend ist, daß die Wahlen der Großrathsmitglieder auf den Zünften nicht durch die Zunftbrüder, sondern durch die Zunftvorgesetzten, d. h. durch die übrigen Großräthe der Zunft und deren Rathsherrn sind vorgenommen worden. Die Bürgerschaft hatte bei der Bewegung von 1691 das Recht, die Vertreter in den Großen Rath selbst zu wählen, erlangt, aber nur während kurzer Zeit besessen; durch die darauf folgende Reaction ward ihr dasselbe entrissen und es blieb bis zur Revolution von 1798, daß die Abgeordneten der Zünfte sich selbst ergänzten. Mehrmals ist der Antrag im Großen Rathe gestellt worden, die Bürger direkt wählen zu lassen, aber jeweilen hat die Mehrheit die Beibehaltung der bisherigen Uebung beschlossen. — Wenn eine Wahl zu treffen war, so wurden zwar die Zunftgenossen auf die Zünfte beschieden, aber an dem Wahlacte konnten sie nicht

theilnehmen. Die Vorgeſetzten begnügten ſich, ihnen nach geſchehener Wahl das Reſultat mitzutheilen und ſie darauf freundlichſt zu entlaſſen.

In den früheren Jahrhunderten hatte jede Zunft nur ſechs Abgeordnete in dem Großen Rathe, welche Sechſer benannt wurden: der Name Sechſer blieb, auch nachdem die Zahl verdoppelt worden war.

Außer dieſen zwölf ſaßen noch je vier Zunftangehörige als Mitglieder des Kleinen Rathes in dem Großen; zwei davon, welche durch dieſe Behörde aus den Sechſern der Zunft gewählt wurden, hießen Rathsherren, die beiden andern, durch die Zunftabgeordneten ſelbſt bezeichneten, wurden Meiſter betitelt.

An der Spitze des Kleinen Rathes ſtanden die ſogenannten Häupter: zwei Bürgermeiſter und zwei Oberſtzunftmeiſter, welche durch den Großen Rath aus den Mitgliedern dieſer Behörde gewählt wurden.

Der Große Rath zählte demnach im ganzen 282, der Kleine 64 Mitglieder.

Rechtlich galten die Wahlen je nur für ein Jahr; das Princip der Lebenslänglichkeit der Stellen kannte die Verfaſſung nicht. Jährlich am St. Johannistage fand die ſogenannte Erneuerung des Regimentes ſtatt; dieſelbe beſtand aber lediglich darin, daß man ſich gegenſeitig unter allerhand Komplimenten wieder auf ein ferneres Jahr beſtätigte.

Von den beiden Bürgermeiſtern und Oberſtzunftmeiſtern wurden regelmäßig diejenigen zur Leitung der Geſchäfte berufen, welche im verfloſſenen Jahre den Vorſitz nicht geführt hatten und ebenſo verhielt es ſich mit dem Kleinen Rathe.

Derſelbe war in zwei Hälften getheilt, die nur in ſeltenen Fällen zuſammen beriethen; die eine Hälfte hieß der alte, die

andere der neue Rath und dieſe beiden vertauſchten alljährlich mit dem St. Johannistage ihre Rollen.

Die Mitglieder des alten Rathes wurden regelmäßig zu den Rathsſitzungen eingeladen, und erhielten Kenntniß von den zu behandelnden Gegenſtänden, aber an der Beſchlußfaſſung durften ſie keinen Theil nehmen. Der alte Rath zog ſich nach Verleſung der eingegangenen Berichte in ſein eigenes Berathungszimmer zurück und ließ dann dem Neuen durch eines ſeiner Mitglieder ſeine Anſicht über die betreffenden Geſchäfte eröffnen.

Von weitem betrachtet, tragen dieſe Einrichtungen ein entſchieden oligarchiſches Gepräge. Nur Wenige ſind zur Wahl berechtigt und dieſe Wenigen ergänzen ſich ſelbſt, beſtätigen ſich jeweilen wieder auf ein ferneres Jahr. Wenn wir aber die damaligen Verhältniſſe etwas näher ins Auge faſſen, namentlich uns vergegenwärtigen, daß die Stadt damals kaum 15,000 Einwohner faßte, daß gar manche Zünfte Mühe hatten, ihre zwölf Abgeordneten in den Großen nnd vier in den Kleinen Rath zu finden, und daß die Beſetzung aller Behörden eine überaus zahlreiche geweſen iſt, ſo werden wir jenem däniſchen Reiſenden Recht geben, welcher die Verfaſſung als eine demokratiſche mit einem ariſtokratiſchen Anſtriche bezeichnete. Ein Schuhmacher kommt in den Großen Rath, ruft er entſetzt aus, aber ein Profeſſor Bernoulli iſt davon ausgeſchloſſen; gewiſſe beſoldete Stellen, wie diejenigen der Profeſſoren waren mit dem Sitze im Rathe unvereinbar.

Rechtlich, und das iſt doch wohl das Entſcheidende, war keine Klaſſe der Bürgerſchaft ausgeſchloſſen von der Theilnahme an den öffentlichen Geſchäften und dieſes Bewußtſein der allgemeinen Gleichheit und Gleichberechtigung hat auf den Charakter der Basler einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt. [1]) Auch davon, daß eine

[1]) Es iſt damals vielfach, auch öffentlich in Broſchüren, geklagt worden, dies Bewußtſein in politiſchen Rechten niemandem nachzuſtehen, erzeuge den

Geldherrſchaft beſtanden, daß bloß den Vermöglichen der Zutritt zu den Staatsbehörden möglich geweſen wäre, iſt keine Spur zu finden. Aufzeichnungen in den Rathsbüchern belehren uns, daß vielfach aus Gnaden den bedürftigen Angehörigen verſtorbener Rathsmitglieder entweder noch während längerer Zeit deren Beſoldung oder ſonſtige Stenern verabreicht worden ſind, und im Jahre 1718 treffen wir einen Rathsherrn an, der weder leſen noch ſchreiben konnte. Nur eine einzige Familie, die von Bärenfels, war von allen öffentlichen Aemtern und Stellen ausgeſchloſſen. Die Angehörigen derſelben, einſt Glieder der „oberen Stube", konnten ſich nicht entſchließen, obwohl ſie der Vaterſtadt treu geblieben, in irgend eine Zunft einzutreten und einen Beruf zu treiben. Sie verbrachten meiſt den größten Theil ihres Lebens in fremden Dienſten und kehrten erſt am Abend desſelben in die Heimath zurück.

Jedenfalls trug der Große Rath kein ariſtokratiſches Gepräge, trotzdem daß ihm die Titulatur mußte gegeben werden: „Edle, Ehrenveſte, Fürſichtige, Fromme, Ehrſame und Weiſe, Gnädige Herren des mehreren Gewalts." — Es ſaßen meiſt Handwerker darin und die vermeintlichen Intereſſen der Handwerker, d. h. die ängſtlichſte Abſchließung gegen jedes ausländiſche Erzeugniß, bildeten den wichtigſten Theil dieſer Berathungen.

Bis zum Jahre 1691 hatte der Große Rath nur über diejenigen Gegenſtände verhandeln dürfen, welche der Kleine ihm vorzulegen für angemeſſen fand. Das Recht der Initiative wurde ihm erſt ſpäter eingeräumt. Das Verſäumte holte er aber dann

Wahn, es auch in wirthſchaftlichen Dingen den Beſſergeſtellten, den Reichern gleich thun zu können. Ich bin ein ſo guter Bürger, wie der und jener, habe man oft hören müſſen, und will auch mein Vergnügen haben. In ſpäteren Zeiten äußerte ſich das bürgerliche Bewußtſein namentlich im activen oder paſſiven Widerſtand gegen Verfügungen der Polizei und ihrer Angeſtellten.

getreulich ein. Es wird ſchwer fallen, irgend einen Gegenſtand aus der öffentlichen Verwaltung oder dem täglichen Leben namhaft zu machen, welcher nicht vermittelſt eines „Anzuges", d. h. eines Antrages eines einzelnen Mitgliedes zur Beſprechung gekommen wäre. Von dem Trinkgelde, welches bei öffentlichen feierlichen Gaſtmählern den Bedienten dürfe verabreicht werden, von den Pantoffeln, die den Frauen zu tragen erlaubt werden können, von dem Benehmen der Geiſtlichen bei den Leichenpredigten, bis hinauf zu den wichtigſten Staatsangelegenheiten, alles, Wichtiges und Unbedeutendes, wurde in dem Schooße der Behörde behandelt. Nur an Eines dachte niemand, die politiſche Stellung der Landbevölkerung, ja nur ihre ſociale zu einer einem Freiſtaate würdigen umzuwandeln. Die Bauern waren Leibeigene des Staates und erſt mußte der Sturm im Weſten losbrechen, die Baſtille fallen, bis einer den Muth faßte dies zur Sprache zu bringen, den Antrag zu ſtellen, die Landbewohner wenigſtens zu freien Männern zu erheben; die ſonſt ſo beſchränkten Ariſtokraten von Solothurn mußten vorangehen, bis die Handwerker von Baſel ſich zu dieſem Schritte erheben konnten und den Laſtthieren der Menſchheit, wie ſich Schlözer ausdrückte, zu einem menſchenwürdigen Daſein zu verhelfen.

Die Formen der Berathung ſcheinen nicht immer die gewählteſten geweſen zu ſein; vielfach berichtet das ſonſt ſo dürftige Sitzungsprotokoll durch kleine Notizen, daß „ſpitzige" Reden gefallen ſeien. Der ſonſt ſo feine und gebildete Jakob Saraſin ſchalt, weil er durch eine Verfügung des Bauamtes, an deſſen Spitze Bürgermeiſter Debary ſtand, ſich in ſeinen Brunnenrechten beeinträchtigt hielt, in offener Sitzung die Herren der betreffenden Behörde „Spitzbuben". Bekannt iſt das Zwiegeſpräch zwiſchen Bürgermeiſter Falkner und Gerichtsherrn Uhl. Dieſer letztere hatte die Handlungsweiſe der Häupter in irgend einer Angelegenheit heftig angegriffen und am

Schluſſe ſeiner Rede ausgerufen: „Wie kann der Wagen gut fahren, wenn der Kutſcher nichts taugt?" Schlagfertig rief ihm Falkner entgegen: „Was kann der Kutſcher dafür, wenn Schindmähren angeſpannt ſind?" — Und aus Iſaac Iſelins Leben erhalten wir Kunde von einer Scene, die ſich einſt in dem Großrathsſaale abgeſpielt hat und uns mit dem Tone bekannt macht, der darin muß geherrſcht haben. Als Iſelins Vorſchlag behandelt wurde die Zahl der Stadtbevölkerung durch die Aufnahme neuer Bürger zu vermehren, der allgemeinen Verarmung dadurch zu begegnen, daß durch neue Elemente die Gewerbsthätigkeit erhöht würde, donnerte und eiferte ein Redner, wie jener altrömiſche Cenſor, gegen die Junggeſellen, die ſich weigerten die ernſten Pflichten des Familienlebens auf ſich zu nehmen. Da trat der Gerichtsherr Ortmann auf, ſelbſt ein Junggeſelle, ein Freund Iſelins, bekannte, daß er gerne würde geheirathet haben, wenn er nur eine Frau gefunden hätte, die ſich ſeiner hätte erbarmen wollen. Daß es ihm ernſt ſei mit ſeinem Wunſche ſich zu verehelichen, bekunde er damit, ſo ſchloß er ſeine Rede, daß er vor verſammeltem Rathe um die Hand der Tochter des Vorredners, eines Merian, anhalte.

Ernſtere Folgen hat ein anderer Vorfall gehabt. Ein Oberſtlieutenant Krämer hatte in einer Sitzung den Rathsherrn Huber lächerlich gemacht und ſchwer beleidigt und war dafür von Letzterem auf der Rathhaustreppe tüchtig durchgeprügelt worden. Da aber Krämer in franzöſiſchen Dienſten ſtand, miſchte ſich die allmächtige franzöſiſche Geſandtſchaft in den Handel und Huber mußte ſeine Selbſthilfe durch längern Hausarreſt und Stilleſtehen in ſeinen amtlichen Funktionen büßen.

Solche Vorfälle, und es könnten deren noch mehrere aufgeführt werden[1]), mögen uns allerdings die Behörde in einem

[1]) Mehr als einmal iſt den Mitgliedern das 1719 erlaſſene Verbot

eigenthümlichen Lichte erſcheinen laſſen; immerhin dürfen wir den Mitgliedern derſelben das Zeugniß nicht verſagen, ihren landesväterlichen Verpflichtungen eifrig nachgekommen zu ſein. Der Große Rath verſammelte ſich Jahr aus, Jahr ein regelmäßig zweimal im Monat an einem Montag; öfter wurden wegen vorzunehmenden Wahlen außerordentliche Sitzungen abgehalten und bis gegen Ende des Jahrhunderts begannen die Sitzungen um ſieben Uhr des Morgens, d. h. um acht Uhr nach der damaligen Baslerzeit, die bekanntlich um eine Stunde vorging. Der eine Montag war vorzugsweiſe zur Behandlung der Anzüge, der andere für die allgemeinen Geſchäfte beſtimmt.

Und ſie haben es ſich ſchweres Geld koſten laſſen, um zu der Würde eines Sechſers zu gelangen. Vor mir liegt ein Ausgabenbüchlein, worin der nachmalige Rathsherr Johannes Dietſchy 1768 aufzeichnet: „Das Sechſerthum auf E. E. Zunft zu Becken iſt mich erſtens, die Mahlzeit auf 156 ℔ kommen, für den Silberbecher 50 ℔, jedem Vorgeſetzten 1 Neyen Thaler, das machet wieder 50 ℔, dem Stubenknecht 3 Neye Thaler, jedem Herrendiener 9 batzen, jedem Stattknecht 3 batzen, 4 Stattbotten jedem 5 batzen; es ſind zwei Überreutter anſtatt vier, habe ich einem 5 batzen geben, under das St. Albanthor eine ſechszehnmäßige Flaſche Wein.“ —

Nicht minder thätig war der Kleine Rath, der zweimal in der Woche zur Behandlung der vorliegenden Geſchäfte zuſammentrat und deſſen Sitzungen ebenfalls Morgens ſieben Uhr nach der jetzigen Zeit ihren Anfang nahmen. Die Räthe und Gerichte Baſels, denn auch deren Sitzungen begannen zu dieſer Stunde, ſchreibt ein Reiſender jener Zeit, berathſchlagen faſt meiſtens bei

---

eingeſchärft worden, nicht wider die Majora zu reden, d. h. gefaßte Beſchlüſſe nicht zu bekritteln, „bei Verluſt ihres E. Sitzes.“ —

brennenden Lichtern, weil sie zu so früher Morgenstunde zusammenkommen.

Die wichtigste Behörde war übrigens der aus den vier Häuptern und aus neun bis eilf Mitgliedern des Kleinen Rathes gebildete Geheime Rath, die Dreizehner, wie sie genannt wurden. Ihnen lag die Vorberathung der wichtigsten Geschäfte und namentlich der Verkehr mit den ausländischen Behörden und den eidgenössischen Ständen, die Ausarbeitung der Instruktionen der Tagsatzungsabgeordneten ob. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Basel, als souveräner Staat, öfters in den Fall gekommen ist Verkehr mit auswärtigen Staaten zu pflegen, da namentlich die Verhältnisse und die Zustände des mit dem deutschen Reiche in Verbindung stehenden Bisthums beständiges Aufmerken erheischten und bei Kriegen am Rheine die Beobachtung der Neutralität zu oft sehr heikeln Verhandlungen mit den beidseitigen Befehlshabern führte, und wir berücksichtigen, wie glücklich oft sehr gefährliche Klippen umschifft werden konnten, so werden wir den Staatslenkern jener Zeit die Gerechtigkeit müssen widerfahren lassen, anzuerkennen, daß sie im allgemeinen viel Geschäftskenntniß und viel Klugheit bewiesen haben.

Die Verwaltung des Staates war durchaus nicht eine einheitlich organisierte, spaltete sich vielmehr in eine Unmasse von einzelnen, oft sehr zahlreich zusammengesetzten Commissionen; gerade dies aber drückte dem staatlichen Leben ein ausgesprochen demokratisches Gepräge auf. Man sonderte die Geschäfte nicht nach großen Rubriken aus, sondern bestellte fast für jede einzelne Aufgabe eine besondere Behörde: so hatten die „Holzmarktherren" bloß den Holzmarkt in der Stadt zu überwachen; unabhängig von diesen beaufsichtigten die „Holzordnungsherren am Rheine" den Verkehr von Holz, das durch die Flößer hergeführt wurde. Die „Marktherren" hatten nur den Kraut- und Ankenmarkt unter

ihrer Obhut, für die Ordnung in der School ſorgten die „Metzgerſachen-Deputirten“ und dem Fiſchmarkt ſtanden die „Fiſchmarktherren“ vor. An der Verwaltung des Finanzweſens waren betheiligt: die Dreierherren, welche den Schatz, das Gewölbe bewachten, die Haushaltung oder Rechenkammer, die Deputierten zum Aerarium, eine vom Großen Rathe beſtellte Aufſichtskommiſſion, das Ladenamt, welches die Gefälle und Zinſen in der Stadt einzutreiben hatte, das Direktorium über die Schaffneien, dem die Verwaltung der ehemaligen Kloſtervermögen oblag.

Die meiſten dieſer Kommiſſionen ſtanden unabhängig von einander da, hatten bloß dem Kleinen oder dem Großen Rathe zeitweiſe Bericht über ihre Thätigkeit abzulegen. Man mag nun über dieſe Zerſplitterung der Kräfte denken und urtheilen, wie man will: die Thatſache, daß ſo viele Bürger an dem öffentlichen Leben ſich betheiligen mußten und an der Verwaltung haben Theil nehmen können, bewahrte Baſel vor dem Schickſale, dem ſo viele Städte, namentlich die deutſchen Reichsſtädte verfielen. Während uns z. B. aus Cöln[1]) berichtet wird, daß die regierenden Geſchlechter die Staatseinkünfte verſchleuderten, um ſich und die Ihrigen zu bereichern, wird von einem unbefangenen Beobachter der baslériſchen Zuſtände, einem franzöſiſchen Emigrirten, der baslériſchen Verwaltung folgendes ehrenvolle Zeugniß ausgeſtellt: „Wenn in allen Kantonen der Schweiz die Finanzen mit gleicher Treue, Sorgfalt und Rechtſchaffenheit verwaltet werden, wie in Baſel, ſo hätten eigentlich die europäiſchen Mächte mehr Veranlaſſung ſich ſchweizeriſche Finanzminiſter als Soldaten zu verſchreiben.“

Auf uns macht nun die Aufzählung aller dieſer verſchiedenartigen Ämter den Eindruck, daß es jedem nur einigermaßen taug-

[1]) Siehe Perthes, politiſche Zuſtände und Perſonen in Deutſchland zur Zeit der franz. Herrſchaft.

lichen Manne muß leicht geweſen ſein, Zutritt zu den Behörden zu erlangen, an den Geſchäften ſich zu betheiligen. Um ſo auffallender erſcheint die Thatſache, daß namentlich zu Anfang des letzten Jahrhunderts oft und viel die verwerflichſten Mittel ſind angewendet worden, um zu Ämtern, zu Ehrenſtellen zu gelangen, ſich hiedurch Anſehen unter den Mitbürgern zu erwerben.

Doch bevor ich auf dieſen dunkeln Punkt im politiſchen Leben Baſels zu ſprechen komme, muß ich meine Leſer bitten, mir auf den St. Petersplatz, zu der Feierlichkeit des Schwörtages zu folgen.

Alljährlich am Sonntag vor St. Johannistag, Morgens um 7 Uhr, damalige Zeit, zog der Kleine Rath, welcher Tags zuvor die Ausſcheidung von Neuem und Altem Rath vorgenommen hatte, mit Kränzen geſchmückt auf den St. Petersplatz, wohin die Bürgerſchaft war zuſammenberufen worden. Der abtretende Bürgermeiſter hielt von dem Stachelſchützenhauſe herab eine Anrede an dieſelbe und ließ ſodann durch den Stadtſchreiber die neue Rathsbeſetzung verleſen. Hierauf ſetzten die abtretenden Häupter den Neuen zum Zeichen der ihnen übertragenen Würde Kränze auf das Haupt und der Neue Rath leiſtete vor den Bürgern den Eid auf getreue Beobachtung der ihm obliegenden Verpflichtungen, eine lange, vier Folioſeiten umfaſſende Aufzählung nicht nur aller ſeiner Obliegenheiten, ſondern auch alles deſſen, was er unterlaſſen ſollte. Nach geleiſtetem Eidſchwur begab ſich die ganze Verſammlung in die St. Peterskirche zur Anhörung der Schwörtagspredigt, welche Feierlichkeit meiſtens durch Aufführung eines Muſikſtückes verſchönert worden iſt. — Gar erbaulicher Art mögen aber, namentlich in frühern Zeiten, wo noch über die ſog. „Praktiken“ bei vorkommenden Wahlen geklagt worden iſt, die Gedanken der Bürger nicht immer geweſen ſein. Herr Schorndorff trug 1720 in ſeine täglichen Aufzeichnungen ein: „Heute haben M. Gnäd. HHerren den Eid unter Donner und Blitz ab-

geleiſtet. Gott gebe, daß es dermalen deren ſteinharte Herzen erweiche, die immer ihres theuren Eides vergeſſen und darwider handeln". —

Am darauf folgenden Sonntag mußte der neue Oberſtzunftmeiſter von Zunftſtube zu Zunftſtube wandern, um auf denſelben den Bürgern den Eid gegen die Obrigkeit abzunehmen, wobei jedesmal feierliche Anſprachen gewechſelt worden ſind. Für den betreffenden Herrn mag dieß Geſchäft keine ganz leichte Aufgabe geweſen ſein; denn auf jeder der fünfzehn Zunftſtuben wurde ihm der mit Ehrenwein gefüllte Zunftbecher dargeboten. Am zweitfolgenden Sonntag leiſteten die in der kleinen Stadt wohnenden Bürger unter Beobachtung der gleichen Förmlichkeiten den Jahreseid ab.[1])

Wie oben erwähnt, hat das Streben nach Bekleidung öffentlicher Aemter oft zur Anwendung von ſchlechten Mitteln, zu Beſtechungen der Wähler geführt. Die Klagen über die ſog. „Praktiken" ziehen ſich wie ein rother Faden durch die Geſchichte faſt bis gegen die Mitte des letzten Jahrhunderts hindurch. Wie viel daran wahr geweſen iſt, ob nicht vielfach nur enttäuſchte Hoffnung bei denſelben mitgeſpielt hat, das feſtzuſtellen wird nicht möglich ſein. Die Thatſache aber, daß vielfach mittelſt Geldſpenden die Gunſt der Wähler erkauft worden iſt, und zwar mittelſt Summen im Betrage von mehreren tauſend Franken, wird von zu glaubwürdigen Berichterſtattern uns überliefert, als daß wir

[1]) Der Schwörtag wurde mannigfach benützt, um von dem Rathe Geſchenke zu erhalten: die Buchdruckergeſellen ſandten zu verſchiedenen Malen ſchön gedruckte Verſe ein und wurden jeweilen mit Geld und drei Saum (!) Wein beſchenkt; Profeſſor Spreng erhielt einmal für eine Ode ℔ 300. — und Emanuel Büchel, der 1746 ſeine berühmten vier Anſichten der Stadt Baſel überreichte, ℔ 600. — mit der Verpflichtung aber, jedem Mitgliede des Großen Rathes ein Exemplar derſelben zuzuſtellen.

daran zweifeln könnten. Namentlich ſcheint die ſchönere Hälfte der Bürgerſchaft für ſolche Gaben ſehr empfänglich geweſen zu ſein; ſo wird von einem Angehörigen der Beckenzunft berichtet, daß er zur Erlangung einer Sechſerwahl Frauen ſilberne Becher verehrt habe. Thatſache iſt, daß faſt jede Wahl, ſie mochte ausfallen, wie ſie wollte, auf ſolche geheime Einflüſſe zurückgeführt worden iſt, auch Wahlen von Geiſtlichen, und daß unter dieſem allgemeinen Mißtrauen in die Unbefangenheit der Wähler das Anſehen der Obrigkeit empfindlich litt.

Dieſe Stimmung wurde durch das Auftreten der Geiſtlichkeit weſentlich geſteigert. In ſtrengen Bußpredigten drohte ſie mit dem Zorne Gottes und mit ſeinen unausbleiblichen Strafgerichten; denn er werde die Verletzung des bei ihm geſchwornen Eides nicht ungerächt laſſen. In einem einläßlichen Gutachten empfahlen 1714 die Geiſtlichen zur Vermeidung der ſchädlichen „Praktiken" die Einführung des Looſes bei allen vorzunehmenden Wahlen. Sie erſchienen in corpore vor dem verſammelten Rathe und ihr Sprecher, Antiſtes Burckhardt, ſuchte durch die Macht ſeiner Beredtſamkeit, durch die Gewalt ſeiner Lungen, wie ſein Lobredner bei der Beerdigungsfeier angibt, den geſchriebenen Worten Eingang in die Gemüther zu verſchaffen.[1]) Dennoch vergingen mehrere Jahre, bis man zu dieſer Maßregel ſich entſchließen konnte. Die Geiſtlichen ſelbſt ſcheinen nicht alle gleicher Meinung geweſen zu ſein. Zu St. Leonhard kam folgender Fall vor. An einem Sonntage predigte Pfarrer Frey über den Text: 1 Buch Samuel Kap. 10,

---

[1]) Ueber ihn ſchrieb Prof. Hagenbach ſel. (ſiehe Neujahrsblatt für 1875):

Hieronymus Burckhardt voll Gravität und Witz
Ziert achtundzwanzig Jahr den Basler Biſchofſitz.
Wohl manch' ein luſt'ger Schwank, den er zu guter Stunde
Hat glücklich ausgeführt, curſiert von Mund zu Munde;
Nur in Dogmaticis verſtund er keinen Spaß.

Vers 20 und 21, wo die Wahl Sauls zum Könige von Israel durch das Loos geschildert wird. Im Anschlusse daran empfahl er die Einführung des Looses in Basel als eine Gott wohlgefällige Einrichtung. Am darauf folgenden Donnerstag, in der Wochenpredigt, behandelte aber auf der gleichen Kanzel Diaconus Wettstein den Text: 1 Samuel Kap. 15, Vers 11, wo Jehova spricht: Es reuet mich, daß ich Saul zum Könige gemacht habe, und kam zu dem Schlusse, die Einführung des Looses würde eine schädliche Maßregel sein. —

Nach jahrelangen Verhandlungen wurde endlich im Jahre 1718 der Entscheid gefaßt, in Zukunft solle bei allen Wahlen das Loos zwischen drei Vorgeschlagenen entscheiden — in der Folge gegen Mitte des Jahrhunderts wurde diese Zahl auf sechs erhöht, so daß jeweilen sechs Namen in die Urne geworfen wurden.

Anfänglich rief dieser Beschluß bei Manchem Murren und offenen Widerspruch hervor. Die Frauen scheinen mit demselben sehr unzufrieden gewesen zu sein. Es wird erzählt, daß ein aus der Rathssitzung heimkehrender Sechser zu Hause von seiner Ehefrau, als er ihr das Geschehene mittheilen wollte, mit so derben Worten, daß ich sie Anstandshalber wiederzugeben nicht vermag, sei empfangen worden.

Ein Stud. theol. J. Th. Herbord verfertigte und verbreitete einen Kupferstich, zwei öffentliche Ausrufer darstellend, welche in einem großen Korbe zwölf mit Namen genannte Töchter aus angesehenen Familien trugen, deren Hoffnung an den Mann gebracht zu werden durch die Einführung des Looses vereitelt worden und nun von den Trägern zum Verkaufe feilgeboten wurden. Beigedruckt waren die Verse:

Ach! Ihr Knaben kommet her
Und machet uns die Bänne leer.

Als Antwort:

Nur ſchlechte Waare beut man aus;
Die gute findet man zu Haus.

Für dieſen muthwilligen Scherz ſollte der Verfaſſer auf Waſſer und Brod geſetzt werden und konnte nur durch ſchleunige Flucht der drohenden harten Haft ſich entziehen.

Zur Beruhigung der Gemüther ſcheint aber dieſe Maßregel weſentlich beigetragen zu haben; der obenerwähnte Schorndorff meldet jeweilen, es ſei durch das heilige Loos eine Wahl getroffen worden, und ſeit der Mitte des Jahrhunderts verſchwinden die Klagen über Wahlbeeinfluſſungen vollſtändig. Ochs trifft wohl das Richtige, wenn er ſeinen ſonſtigen Idealismus verläugnend bemerkt, man müſſe eben die Menſchen nehmen, wie ſie ſind, nicht wie ſie ſein ſollten und bei ſolchen Einrichtungen ſei die Hauptſache doch die, daß ſie den obwaltenden Bedürfniſſen Rechnung tragen. Wohl ſei das Loos blind, aber die Menſchen in ihrer Leidenſchaftlichkeit noch blinder und gut ſei es, die Herrſchaft der Leidenſchaften einzudämmen. Der oben erwähnte franzöſiſche Emigrant, welcher ſich hier unter dem Namen Graf Clairvoyant aufhielt, ſtellt eine Vergleichung an zwiſchen der Vorſchrift, die in Venedig beſtand, daß die Wahlen durch mittelſt des Looſes bezeichnete Wahlmänner getroffen werden müßten und der basleriſchen Einrichtung, laut welcher die zu Wählenden durch das Loos ernannt werden und gibt der letztern unbedingt den Vorzug.

Wenn wir dieſe Einrichtung von demjenigen Standpunkte aus betrachten, welchen Ochs einnimmt, und dieſer iſt ſicher der allein richtige, ſo erſcheint uns dieſelbe in einem ganz andern Lichte, als in welchem ſie gewöhnlich behandelt wird. Wir werden anerkennen müſſen, daß unſere Altvordern in vollem Bewußtſein ihrer eigenen Schwächen und Mängel eine große Selbſtverleugnung

bewieſen haben, als ſie gleichſam zum Schutze gegen ſich ſelbſt dem Looſe die Entſcheidung anheimgeſtellt haben und beſtrebt geweſen ſind, durch ſelbſtgezogene Schranken die Herrſchaft der menſchlichen Leidenſchaften einzudämmen und unſchädlich zu machen.

Im Allgemeinen mag die Verwaltung unter der Herrſchaft des Looſes wenig anders geführt worden ſein, wie früher; nur auf den Beſtand der Univerſität hatte dieſe Maßregel einen übeln Einfluß ausgeübt und mit Anderem zu deren allmähligem Rückgange beigetragen. Es mußte zum öftern vorkommen, daß durch das Loos taugliche Bewerber beſeitigt, [1]) oder daß Männer auf Lehrſtühle berufen worden ſind, die weder ihren Studien, noch ihren Neigungen entſprachen. Ich erinnere, um nur ein Beiſpiel anzuführen, daß der berühmte Mathematiker Johannes Bernoulli II. längere Zeit Vorleſungen als Profeſſor der Beredtſamkeit halten mußte, während ein Arzt Ramſpeck den Lehrſtuhl der Mathematik inne hatte. Erſt nachdem 1748 der Rath die Bewilligung ertheilt hatte die beiden Profeſſuren zu vertauſchen, konnte Bernoulli in ſeinem eigenen Fache als Lehrer wirken.

An dieſem Orte mag wohl die Notiz eingeſchaltet werden, daß die Wahlkreisgeometrie unſern Altvordern bekannt geweſen iſt, lange bevor der ſchweizeriſche Nationalrath ſie zum Gegenſtande ſeiner Studien erkoren hat. Im Jahre 1717 wurden, um für einen Bewerber um die erledigte Helferſtelle zu St. Peter, dem man günſtig geſtimmt war, mehrere Stimmen zu gewinnen, die

[1]) Es iſt im Großen Rathe, wenn ich nicht irre, wiederholt der Anzug geſtellt worden, man ſolle ins Bedenken nehmen, wie die im Looſe beharrlich Unglücklichen, die mehrere Male Durchgefallenen, angemeſſen „vertröſtet" werden könnten. Der Rath lehnte aber jeweilen das Eintreten auf dieſe mehr Mitgefühl als Einſicht bekundenden Vorſchläge ab; prinzipiellen Entſcheiden war er überhaupt abhold und zog vor milde Hand aufzuthun und Gnadengeſchenke zu gewähren.

Häuſer auf dem Fiſchmarkte, welche ſeit der Reformation zu St. Martin eingepfarrt waren, von dieſem Kirchſprengel abgeriſſen und mit der St. Peter Gemeinde vereinigt. [1]) —

Die Thatſache, daß die Bekleidung öffentlicher Aemter einen ſo außerordentlichen Reiz ausgeübt hat, legt die Annahme nahe, es ſeien dieſelben ſehr gut beſoldet geweſen. Dies war nun nicht der Fall. Die Mitglieder des Großen Rathes erhielten keine Beſoldungen und diejenigen der Rathsherrn, der Mitglieder des Kleinen Rathes, waren überaus mäßige.

Es war weit mehr Ehrgeiz, der Wunſch Einfluß unter den Mitbürgern zu beſitzen, Anſehen bei denſelben zu genießen, als Geldgier, was die Leute muß angetrieben haben. In einem kleinen Gemeinweſen — und als ſolches ſtellt ſich uns das damalige Baſel mit ſeinen 14—15,000 Einwohnern dar, wirken ſolche Rückſichten viel beſtimmender ein auf die Handlungsweiſe der Menſchen, als in einer großen, ſtark bevölkerten Stadt, wo der Einzelne in der Menge faſt verſchwindet.

Durch den Eintritt in den Großen Rath wurde man Vorgeſetzter auf der Zunft, konnte man an den Sechſer Wahlen theilnehmen; der Sitz im Großen Rathe gewährte die Möglichkeit, Mitglied des Kleinen Rathes zu werden und dieſer leitete nicht bloß die allgemeine Verwaltung, ſondern war auch Juſtizbehörde; er urtheilte über die Verbrechen, über Leib und Leben und in Civilſachen bildete der Kleine Rath die oberſte Inſtanz. Mittelſt eines Reviſionsbegehrens konnten alle bürgerlichen Rechtsſtreitig-

[1]) Ich muß bei dieſer Angabe von meinem Gebrauche die Quellen nicht zu nennen, eine Ausnahme machen, um nicht den Vorwurf auf mich zu laden, Ungebührliches den Alten nachzuſagen. Dieſe Notiz, wie vieles Andere, habe ich in dem auf der Staatskanzlei befindlichen Statutarium basileense entnommen, welches Pfarrer J. J. Huber in Siſſach mit unendlichem Fleiße zuſammengetragen hat. —

keiten vor denſelben gebracht werden und wurden definitiv durch ihn entſchieden. Nur für ſolche Prozeſſe, in welchen ein Fremder betheiligt war, beſtand eine beſondere Appellationskammer, in welcher neben ſechs Kleinräthen drei Mitglieder des Großen Rathes ſaßen. Auch in den übrigen Gerichten, — dem Civilgerichte, Ehegerichte u. ſ. w. beſtand die Hälfte der Richter faſt durchgängig aus Mitgliedern des Kleinen Rathes.

Die Stellung derſelben war mithin eine ſehr einflußreiche. Zudem kommt, daß die Verwaltung ſich damals weit mehr in das Thun und das Treiben, in das tägliche Leben der Bürger einmiſchte, als dies nach unſern bisherigen Anſchauungen der Aufgabe des Staates entſpricht.

Die ſogenannten Reformationsordnungen, d. h. die Geſetze wider den Aufwand, entſprangen einzig dem Bemühen der Obrigkeit, theils die Bürger vor unnützem Aufwande, vor überflüſſigen Ausgaben zu bewahren, ihre häusliche Wirthſchaftlichkeit zu fördern, theils dem Beſtreben durch das Verbot von ausländiſchen Manufakturartikeln die einheimiſchen Gewerbe zu fördern und zu unterſtützen. Sodann boten die vielfachen Geſetze und Vorſchriften über den Zunftzwang, über den Betrieb der Handwerke und Gewerbe, über die Lohnverhältniſſe der Geſellen und der Arbeiter in den Fabriken Veranlaſſung genug, ſich in die Verhältniſſe der einzelnen Bürger einzumiſchen. Ueber alle dieſe Angelegenheiten aber hatte der Rath zu entſcheiden und ſo war die Stellung eines Rathsmitgliedes eine viel einflußreichere und angeſehenere, als dies ſpäterhin der Fall geweſen iſt. Dies aber läßt mir das oben erwähnte Streben, in öffentliche Behörden einzutreten, erklärlich erſcheinen.

Uebrigens, mag auch viel Trübes und ſelbſt Schlechtes mitgegangen ſein, etwas bleibend Gutes hat dieſe allgemeine Betheiligung an den öffentlichen Geſchäften entſchieden zur Folge gehabt.

Die Basler sind hiedurch vor der unwahren, weltschmerzlichen Stimmung, welche damals die gebildeten Kreise Deutschlands ergriffen hat, bewahrt geblieben. In Folge des Mangels an öffentlichem Leben, an welchem sie sich hätten betheiligen können, beschäftigten sich dieselben ausschließlich mit den Erzeugnissen der Litteratur, mit den Angelegenheiten des Theaters, mit theologischen und philosophischen Streitfragen; auf sich selbst zurückgewiesen, machten die Menschen das eigene Ich zur Welt und suchten die ihnen nach Außen versagte Befriedigung in der Beschäftigung mit sich selbst, um sich über dessen wechselnde Stimmungen ausführliche Rechenschaft abzulegen. Hievon nun finden wir in Basel keine Spur. Das praktische öffentliche Leben packte die Leute frühzeitig an und ließ ihnen keine Muße zu solchen oft doch nur erheuchelten Selbstquälereien. [1])

Selbst solche Männer, die wie jener Schweighauser, wie später der Philologe Legrand, durch das Loos von den Staatsämtern ausgeschlossen worden sind, waren gesund und stark genug, bei den Unbilden der Außenwelt durch die beste Arznei, das Studium der Alten, sich geistig frisch zu erhalten. Und die hervorragendsten Männer Basels während des letzten Jahrhunderts, Isaak Iselin und Peter Ochs, haben durch frische Bethätigung an dem öffentlichen Leben die Mißstimmung bekämpft, welche sich ihrer oft mag bemächtigt haben; jener, indem er durch Wort und Schrift die Saatkörner für eine bessere Zukunft ausstreute, dieser durch die Bearbeitung der vaterstädtischen Geschichte.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu den Besoldungen

---

[1]) In dem Gutachten, das dem Großen Rathe 1780 bezüglich der Erleichterung der Bürgeraufnahmen eingereicht worden ist, ward von einigen Mitgliedern des Geheimen Rathes angeführt, die Anzahl der Bürger sei so klein, daß bald von drei mehrjährigen Bürgern einer ein Beamter oder ein Herr des Großen Rathes sei!

zurück, welche den Mitgliedern einzelner Behörden ausgesetzt waren, so fällt es außerordentlich schwer, deren Ansätze genau festzustellen. Die Einkünfte des Staates bestunden damals noch zum größten oder wenigstens zu einem großen Theile aus Gefällen, Bodenzinsen, Zehnten, die in Natura von den Pflichtigen eingeliefert worden sind, und dem entsprechend bestand jeweilen auch ein Theil der Besoldungen in Lebensmitteln, Wein, Korn und Früchten.

Die beiden Bürgermeister und die beiden Oberzunftmeister erhielten jeder circa 1300 ℔: nach unserem Gelde, das ℔ zu Fr. 1. 70 berechnet, circa Fr. 2200. — und hatten die Berechtigung ein Staatsgebäude zu bewohnen. Zu ihrer Kompetenz gehörten dann noch Naturallieferungen: sechs Klafter Holz, zwölf Nasen aus der Birs vom ersten Fang, der erste Hause Salmen aus dem Rheine, ein Lachs von Klein-Hüningen, Fastnachtshühner, eine Martins-Gans. Fast heimelig klingt es, wenn wir erfahren, daß der Rath jedesmal, so oft in der Familie eines der Häupter eine Hochzeit gefeiert wurde, den Ehrenwein spendete.

Die Mitglieder des Kleinen Rathes [1]) bezogen an Geld je 226 ℔ und Fische aus den obrigkeitlichen Weihern, so oft daselbst gefischt worden ist. Die verschiedenen Versuche auch Fastnachtshühner zu erlangen, scheiterten jeweilen an dem haushälterischen Sinne der Deputirten zu der Haushaltung. Dafür erwiesen sich die Herren des Kleinen Rathes um so verschleckter und um so wähleriſcher bezüglich der Fische. Mehrfach ist der Haushaltung eingeschärft worden, dafür besorgt zu sein, daß nicht nur Hechte und Forellen, sondern auch schöne Karpfen ausgetheilt werden könnten.

Die beiden wichtigsten Beamten des Staates waren der

[1]) Für den Kleinen Rath bestand die eigenthümliche Vorschrift, daß einem neu in denselben eingetretenen Mitgliede erst nach Ablauf von sechs Monaten die Betheiligung an der Diskussion gestattet ward, „der Mund geöffnet wurde", wie der officielle Ausdruck lautete.

Stadt- und der Rathſchreiber. Wenn ein regierender Bürgermeiſter während ſeines Amtsjahres ſtarb, war einer von ihnen für den Reſt desſelben Statthalter des Bürgermeiſterthums. Sie waren vom Großen Rathe eidlich darauf verpflichtet, falls der Kleine Rath gegen eine Erkanntniß des erſtern ſich verfehlen oder eine ſolche umſtoßen würde, dies dem Großen Rathe unverzüglich anzuzeigen. Im Geheimen Rathe hatte der Stadtſchreiber berathende Stimme; die Sekretariate der wichtigſten Behörden waren ihnen anvertraut. Ihre Beſoldung war aber keine einheitliche. Vom ſogenannten Brett, d. h. der allgemeinen Staatskaſſe erhielt jeder 1020 ℔, 16 Schilling und 18 Pfg. Daneben bezog der Stadtſchreiber vom Salzamte 30 ℔, von dem Deputatenamte 113 ℔, vom Direktorium der Kaufmannſchaft 10 L.'dor u. ſ. w.; der Rathſchreiber vom Dreieramte 141 ℔, für die Anfertigung der Stadtrechnung jeweilen 10 Dukaten. Ihm, dem Rathſchreiber, lag außerdem ob alles Hochwild, das in den Aemtern geſchoſſen ward, zerlegen zu laſſen und angemeſſen zu vertheilen, „ohne dabei ſeiner zu vergeſſen.“ Ich kann mir den Verfaſſer der „Träume eines Menſchenfreundes“ nicht recht vorſtellen, vor einen Haufen zerlegten Wildpretes zu ſtehen, ſinnend, welches Stück Ihro Weisheit dem Herrn Bürgermeiſter, welches Ihro Gnaden dem Herrn Oberſtzunftmeiſter zu ſenden ſei und welches endlich in die eigene Küche wandern ſolle.

Mit Gratifikationen an ſeine Kanzlei-Beamten war der Rath im allgemeinen nicht knauſerig. Dem Regiſtrator Bruckner, dem Verfaſſer der Merkwürdigkeiten der Landſchaft Baſel, wurde durch ſolche Vergünſtigungen die allerdings ſehr kärgliche Beſoldung weſentlich verbeſſert. Für ſeine bekannte Karte erhielt er 15 Louisd'or. Bald nachher wegen vielen außergewöhnlichen Bemühungen bei Feſtſetzung eines Zehnten Berains und „Bewirthung benachbarter Beamten“ 20 Louisd'or und einen „Führling“

Wein, für Erſatz gehabter Auslagen 10 Louisd'or, ein Jahr ſpäter wegen eines ähnlichen Geſchäftes 6 Louisd'or u. ſ. w. Endlich wurde ihm zur Bezeugung des obrigkeitlichen Vergnügens über ſeine bei der Kanzlei geleiſteten Dienſte ſein Kabinet um 1000 Neuthaler abgekauft.

Die meiſten Beamten waren gehalten, bei Antritt ihres Amtes eine nach dem Betrage ihrer Geldbeſoldung abgeſtufte Zahlung in die Kriegskaſſe zu leiſten, die von den Dreierherren im Gewölbe verwahrt wurde; viele traten erſt nach Verfluß eines Jahres in den Genuß ihrer Beſoldung ein, die noch während dieſer Zeit dem abgetretenen Inhaber dieſer Stelle oder, wenn er geſtorben, den Hinterlaſſenen desſelben ausbezahlt wurde. Einem 1789 erwählten Landvogte von Waldenburg wurde auferlegt, während drei Jahren den Hinterlaſſenen des frühzeitig verſtorbenen Vorgängers im Amte je 200 Neuthaler auszuzahlen und ihm dagegen die Landvogtei auf neun, ſtatt bloß auf ſechs Jahre zugeſichert.

Auf den Haushalt des Staates hatten übrigens ſolche Gnadengeſchenke, dieſes freundliche Eingehen auf Wünſche und Bitten einzelner Geſuchſteller einen überaus nachtheiligen Einfluß. In einem Gutachten der Haushaltung von 1788 heißt es: Die Steuerbegehren werden immer häufiger, immer mehrere unſerer Mitbürger ſinken, ſo zu reden, unter ihre eigene Menſchenwürde hinab und verkennen die feinern Empfindungen der Ehre und Scham. Müßiggang und Wohlleben hat dieſe verderbte Geſinnung erzeuget, hat zugleich das Elend vermehret. An wöchentlichen Rathſteuern ſind in den letzten zehn Jahren 31,200 ₰ aufgewendet worden, per Jahr mithin circa 3000 ₰. In den Achtziger Jahren ſind ſie aber ſo ſtark geſtiegen, daß ſie dermalen bei 7—8000 ₰ betragen und wenn man die einmaligen Steuern hinzurechnet, ſo kommt man auf 12—15,000 ₰.

Aber der Rath konnte eben auf die Dauer Niemandem etwas abſchlagen. Man verſagte eine principielle Aufbeſſerung der

Gehalte der Beamten, z. B. der Lehrer (ſiehe die Geſchichte des Gymnaſiums von Burckhardt-Biedermann); wenn aber der Einzelne mit ſeinen Anliegen an den Rath ſich wandte, ſo konnte er faſt ſicher auf gnädige Willfahr zählen.

Wie weit der Rath oft in ſeiner Nachgiebigkeit ging gegen die Geſuche Einzelner und gegen Aeußerungen des Volkswillens, dürfte aus Folgendem hervorgehen:

Eine Frau Erzberger hatte an einem Pfeiler des Rathshauſes auf der Straße ein „Ständlein", eine Verkaufsbude aufgeſchlagen. Da dies den Verkehr hinderte, wurde mehrfach darüber geklagt und auch vom Rathe beſchloſſen, die Frau wegzuweiſen; aber jeweilen ſtand er von der Ausführung dieſer Beſchlüſſe auf die dringenden Vorſtellungen der Erzbergerin ab. Endlich ermannte er ſich zu einem entſchloſſenen Vorgehen, — er entſchädigte die Frau und wies überdies die Herren vom Collect, d. h. das Almoſenamt an, ihr eine wöchentliche Beiſteuer zu verabreichen.

Noch bezeichnender iſt der folgende Vorfall. Diakon Theodor Burckhardt zu St. Peter hatte an zwei nacheinanderfolgenden Sonntagen 1719 wider das „meineidige" Praktizieren geeifert und hauptſächlich über eine Sechſerwahl auf der Schlüſſelzunft „ſehr unbeſcheidentlich ſich herausgelaſſen", ſo daß die angegriffenen Zunftvorgeſetzten beim Rathe wegen Verleumdung Klage einreichten. Darauf ward erkannt: „Soll Diakonus Burckhardt ſeines tragenden Helferamtes und aller davon abhangenden Funktionen ein halb Jahr lang ſtillſtehen und ſolche Zeit über ſeines gewohnten Salariums fruſtriert ſein — ihm bei Vermeidung höchſter obrigkeitlicher Ungnade injungiert werden, hinkünftigs vom obrigkeitlichen Stande und anderen Ehrw. Perſonen mit geziemendem Reſpekt zu reden" u. ſ. w.

Dieſer Beſchluß wurde am 23. September 1719 gefaßt,

aber bereits am 7. Oktober auf Fürbitte der Ehrw. Gemeinde zurückgenommen und der gemaßregelte Diakon wieder in den Genuß seiner Besoldung eingesetzt!

Ich kann mir nicht erlauben, hier auf den damaligen Staatshaushalt näher einzutreten. Ein sehr genauer Kenner der baslerischen Geschichte, Dr. L. A. Burckhardt, bemerkt in seiner Schilderung des Kantons Basel, wahrscheinlich hätten vor 1798 die wenigsten Rathsglieder klare Einsicht oder vollständige Kenntniß der Einkünfte und Ausgaben des Gemeinwesens gehabt. Einerseits wurde alles, was den Staatshaushalt betraf, möglichst geheim gehalten, andererseits machte die Verwickelung der verschiedenen Verwaltungen jede Uebersicht unendlich schwierig, wo nicht gar unmöglich. Direkte Steuern kannte man im vorigen Jahrhundert für die Stadtbürger nicht; die Staatseinkünfte flossen theils aus dem Mehl-, Fleisch-, Wein- und Bierumgeld, theils aus Zöllen, Kaufhausgebühren und namentlich aus Bodenzinsen, Zehnten und Gefällen. Der Ertrag der Post wurde durch das Direktorium der Kaufmannschaft verwaltet, welches denselben so ängstlich hütete, daß 1798 die helvetische Regierung über eine Million Fr. baares Geld als Nationalgut mit Beschlag belegen konnte.

Wenn wir dermalen von politischem Leben sprechen, so tritt uns dasselbe gleichsam verkörpert in einer Anzahl von Zeitungen entgegen, zu deren Durchlesung wir, um an demselben Theil zu nehmen, uns verpflichtet erachten. Unsern Urgroßeltern ist diese Mühe erspart geblieben. Politische, die öffentlichen Angelegenheiten besprechende Zeitungen gab es keine: die Censur hätte solche Erörterungen nicht zugelassen. Nicht nur in Basel, sondern überall in der Schweiz herrschte das Bestreben, der Oeffentlichkeit gewisse Verhältnisse der Verwaltung zu entziehen. Bekannt ist der Prozeß, den Zürich gegen den unglücklichen Pfr. Waser durchführte, weil

derſelbe Aktenſtücke über den dortigen Staatshaushalt in Schlözers Archiv veröffentlicht hatte. In Baſel iſt man übrigens nicht ſo weit gegangen jede Kritik der Thätigkeit der Obrigkeit zu unterſagen; nur Druckerſchwärze durfte hiebei nicht verwendet werden. Wer raiſonnieren wollte, dem war es nicht benommen im Wirthshauſe, im „Kämmerlein“ unter ſeinen Bekannten ſeinem Aerger freien Raum zu gönnen. Mit Erſtaunen bemerkten die Fremden, mit welcher, ſonſt unerhörten, Freiheit die Bürger die Handlungsweiſe der Räthe zu beſprechen pflegten.

Es erſchien damals eine unter der Leitung des Direktoriums der Kaufmannſchaft ſtehende Zeitung: Die Baslerzeitung. Sie mußte ſich aber darauf beſchränken, Auszüge aus andern, ausländiſchen Zeitungen zu bringen. So ſorgfältig der Redaktor, Rathsherr Emanuel Falkner, bei Auswahl ſeiner Mittheilungen zu verfahren pflegte, es gelang ihm doch nicht vollſtändig, dem Rathe unangenehme Reklamationen zu erſparen. So reichte 1769 der Geſandte Rußlands am Regensburger Reichstage eine Beſchwerde ein wegen eines Berichtes über die Reiſen des ruſſiſchen Thronfolgers.

Außerdem erſchien einmal wöchentlich das ſogenannte „Blättli“, das Avisblatt, welchem aber ſtrengſtens jegliche Mittheilung von politiſchen Neuigkeiten verboten war. Es mußte ſich auf die Anzeigen beſchränken, welche heutzutage die letzten Seiten unſerer Zeitungen ausfüllen. Und wie genügſam waren unſere Alten! Wenn dem Drucker ſchien, mit den vier Quartſeiten ſeinen Verpflichtungen dem Abonnenten gegenüber Genüge geleiſtet zu haben, verſprach er das übrige, welches noch eingegangen war, über acht Tage zu bringen.

Ich würde einer ſchweren Unterlaſſungsſünde mich ſchuldig machen, wenn ich bei Beſprechung des ſtaatlichen Organismus eines Meubels nicht Erwähnung thun würde, in welchem ſich

recht eigentlich der Charakter des damaligen Staates verkörpert hat, der sogenannten Häupterkutsche, des Staatswagens, in welchem bei feierlichen Anlässen die beiden Bürgermeister und Oberstzunftmeister zum Rathshause und von demselben wieder in ihre Wohnungen fuhren. Um allen Rangstreitigkeiten vorzubeugen, hatte man eine Maschine erfunden, die von allen Reisenden als eine Hauptmerkwürdigkeit der Stadt bezeichnet worden ist.

Es war ein ungeheurer schwerfälliger Kasten einer Kutsche, der zwischen den Hängebäumen so tief hinabhing, daß er fast den Erdboden berührte; in demselben waren die Sitze in der Weise angebracht, daß die darin Sitzenden einander den Rücken und die Gesichter gegen die Seitenfenster kehrten. Dadurch wurde möglich, daß der neue Bürgermeister mit dem neuen Oberstzunftmeister zur einen Thüre und gleichzeitig die alten, nicht im Amte stehenden Häupter zur andern aussteigen konnten und Friede und Ruhe der Stadt nicht getrübt wurden.

Uns Modernen kommt es fast unbegreiflich vor, daß man in diesem geschäftigen Stillleben sich hat ruhig fortbewegen können, als längst alle Anzeichen darauf hindeuteten, daß eine neue Zeit hereinbreche, die andere Anschauungen und neue Anforderungen bringen müsse, daß man selbst dann, als der Sturm im Westen losbrach, sich keine Rechenschaft über die möglichen Nachwirkungen auf das eigene Gemeinwesen gab. In den Rathsprotokollen wird der französischen Revolution zuerst am 27. Juli 1789 Erwähnung gethan. An diesem Tage hat der Geheime Rath „wegen „unlängst sich in Paris ereigneten, weit aussehender Revolution „und allgemeiner Gährung in Frankreich" die Berathung wegen Sicherheitsanstalten vorgenommen und erkannt: „M. gnäd. Herren „die XIII haben Ihro Gnaden Herrn Bürgermeister Mitz für „die gehabte Sorgfalt und Mühe ihren verbindlichen Dank be„zeugt und Wohldieselben ersucht, mit ihrer bisherigen Wachsam-

„keit fernerhin fortzufahren, wie auch die getroffenen Anſtalten den „Herren der Räthe anzuzeigen."

Und als im Oktober 1790 von Solothurn ein Bericht einging über die Thätigkeit des Club helvétique in Paris und mitgetheilt wurde, man wiſſe beſtimmt, daß ein in Langres anſäßiges Individuum, Namens Gourdin oder Guardin, deſſen Signalement beigelegt wurde, 40,000 Livres erhalten habe, um in der Schweiz die „neuen Empörungsideen" zu verbreiten, begnügte man ſich ein Exemplar des Signalements dem Major Miville zuzuſtellen, der als Stadtmajor nicht nur eine militäriſche Stellung einnahm, ſondern auch polizeiliche Thätigkeit zu entfalten hatte, mit dem Auftrage, „unter der Hand wegen dieſem Fremden ſich zu erkundigen und im Entdeckungsfalle ſofort an die Behörde zu berichten."

Es fällt übrigens ſehr ſchwer ſich ein klares Bild der damaligen Stimmung zu verſchaffen.

Entweder ſind die Basler weniger zum Briefſchreiben geneigt geweſen, als z. B. die Zürcher, oder die Enkel weniger pietätvoll im Aufbewahren der Correſpondenzen; genug, es ſind nur wenige Aeußerungen uns überliefert, welche darauf hindeuten, daß in den gebildeten Kreiſen man auf eine Aenderung ſich gefaßt machte und dieſe wenigen beweiſen, daß über deren Tragweite die größte Unklarheit herrſchte. Dieſelbe tritt uns übrigens auch in den zu Schinznach und Olten gehaltenen Reden der Helvetiſchen Geſellſchaft entgegen; man wollte beſſere Zuſtände herbeiführen, aber über die hiefür anzuwendenden Mittel gab man ſich doch keine klare Rechenſchaft.

Die Fremden endlich intereſſirte einzig das Verhalten der Bürger zu den Ereigniſſen in Frankreich. Hierüber erhalten wir nun ſehr widerſprechende Berichte. Die Einen ſchildern die Basler als durchweg franzöſiſch, ja revolutionär geſtimmt, die Andern

warfen ihnen engherzige Geſinnung vor, weil ihr Urtheil über die Ereigniſſe nur nach dem Einfluſſe ſich richte, welchen dieſelben auf ihr wirthſchaftliches Wohl und Wehe ausübten. Und dies iſt doch ſehr erklärlich. Die Vorgänge in Frankreich, die Ereigniſſe auf dem Kriegsſchauplatze haben jeweilen ſo unmittelbar auf das ganze Leben in Baſel ihren Einfluß ausgeübt, daß man von deſſen Bewohnern nicht verlangen durfte, von einer höhern Warte herab dieſem Treiben zuzuſchauen. Ein Idealiſt, wie Peter Ochs, konnte ſchreiben: „Ich verliere durch den Rückgang der Renten, durch das Ausbleiben der Zinſen unendlich viel, aber mir bleibt mein Garten, meine Bibliothek, mir bleiben meine Kinder und mir bleibt die Gewißheit, daß die Wohlfahrt des menſchlichen Geſchlechtes gefördert wird.“ Einem gewöhnlichen Sterblichen war nicht zuzumuthen, auf dieſem objektiven Standpunkte auszuharren.

Die Thatſache, daß die Staatsumwälzung in Baſel ſich 1798 ſo leicht, mit der Zuſtimmung ſo zahlreicher Kreiſe vollzogen hat, daß Baſel ein ſo großes Contingent tüchtiger Kräfte der Central-Regierung hat zur Verfügung ſtellen können — Ochs, Legrand, Wilh. Haas, Schmidt, Ryhiner, Joh. Heinrich Wieland, Schnell, den Präſidenten des oberſten helvetiſchen Gerichtshofes u. A., — läßt mit Sicherheit darauf ſchließen, daß dieſe Männer in ihrem Innern längſt mit den frühern Zuſtänden gebrochen hatten. Es hat übrigens ein gütiges Geſchick dieſelben vor der Enttäuſchung bewahrt, welche mit den Mühen und Anſtrengungen das ſtaatliche Leben durch eigene Kraft mit den Anforderungen der Neuzeit in Einklang zu bringen, unfehlbar wäre verbunden geweſen. Die franzöſiſche Einmiſchung in die ſchweizeriſchen Verhältniſſe wäre doch nicht ausgeblieben und die neu geſchaffenen Gebilde wären ſo rückſichtslos zertrümmert worden, wie die mittelalterlichen.

Ueber die wirthſchaftlichen Verhältniſſe der Bürgerſchaft erhalten wir ziemlich widerſprechende Berichte. Den Fremden machte

Baſel den Eindruck einer wohlhabenden Stadt, in welcher auch die geringeren Handwerker eines gewiſſen behaglichen Wohlſtandes ſich erfreuen. Anders ſchilderten die Einheimiſchen die Verhältniſſe.

Das oben erwähnte Gutachten der Deputirten zur Haushaltung bezüglich der Rathsſteuern erklärt des Beſtimmteſten, daß der Wohlſtand der Stadt in ſtetem Rückgange ſich befinde und Iſaak Iſelin entwirft in den verſchiedenen Schriften, in welchen er die Erleichterung der Aufnahme neuer Bürger dringend empfahl, ein geradezu düſteres Bild der wirthſchaftlichen Zuſtände und beweist ſeine Behauptung, daß der allgemeine Wohlſtand unter dieſer Abgeſchloſſenheit leide, durch die in ſtetem Rückgange befindlichen Häuſerpreiſe. Dieſem Uebelſtande wollte er abhelfen durch Herbeiziehen neuer Elemente, welche bisher unbekannte Erwerbszweige in die Stadt einführen und neue Erwerbsquellen öffnen könnten. Doch alle ſeine Anſtrengungen blieben erfolglos; ſie ſcheiterten an der Angſt der Handwerker, die Concurrenz vermehrt zu ſehen. Ihm wurde bezüglich der Häuſerpreiſe entgegengehalten: du willſt den Burgern es erſchweren zu billigen Preiſen Häuſer zu erwerben. Bekannt iſt das draſtiſche Mittel, deſſen ſich der Bürgermeiſter Falkner bediente, um die Mehrheit des Großen Rathes zum Verwerfen der Iſelinſchen Vorſchläge zu beſtimmen. An der Hand eines ſorgfältig ausgearbeiteten Stammbaumes wies er nach, daß alle Mitglieder des Großen Rathes unter ſich verwandt ſeien und ſchloß dann ſeine Rede, indem er thränenden Auges ausrief: „O laßt uns dieſes edle, reine, basleriſche Blut nicht mit fremdem Zuſatz verpeſten.“[1])

In einer Abhandlung über die Urſachen der Armuth ſucht

[1]) Die Volkszählung von 1767 wies bloß 11 Maurer- und Steinmetzenmeiſter, 10 Zimmermeiſter und 24 Schreiner auf, während 70 Metzger, 8 Bräter, 52 Bäcker, 30 (!) Zucker- und Paſtetenbäcker und 31 Küfer erwähnt werden.

Jakob Saraſin [1]) den Gründen des wirthſchaftlichen Rückganges noch einläßlicher nachzugehen und macht namentlich die Trägheit der Handwerker hiefür verantwortlich. Statt ihrem Berufe zu leben, durch tüchtige Arbeit die Kunden zu befriedigen, verlaſſen ſie ſich, bemerkt er, auf ihre Privilegien und darauf, daß, da fremde Erzeugniſſe nicht in die Stadt dürfen eingebracht werden, man bei ihnen müſſe arbeiten laſſen. Es herrſche ein ſyſtematiſcher Müßiggang: viele Handwerksmeiſter hätten die Gewohnheit, ſchon Abends vier oder fünf Uhr die Werkſtätte zu verlaſſen, um herumzuſchlendern. Man tröſte ſich mit der Hoffnung, bei Verarmung in einem, wenn auch noch ſo gering beſoldeten Aemtchen ein Ruhekiſſen für alte Tage zu finden. Anders urtheilt ein Sachſe, Namens Küttner, der mehrere Jahre in Baſel gelebt und durchſchnittlich ſehr richtig die Verhältniſſe beobachtet hat. Er ſchreibt: „Es gibt in Baſel Handwerker, wie man ſie in Deutſchland nicht häufig findet. Ein Handwerker, wenn er einmal zu einem gewiſſen Vermögen und folglich zu Anſehen gekommen iſt, gibt ſein Handwerk nicht leicht auf, ſondern betrachtet es als einen dauerhaften Schatz, den er ſeinen Kindern zu hinterlaſſen ſich verbunden glaubt. Solche geben dann freilich ihren Kindern eine Erziehung, die ein gemeiner Handwerker ſeinen Kindern nicht geben kann.“ — Entweder hat Saraſin zu ſchwarz geſchildert, oder die deutſchen Handwerker ſtanden damals auf einer noch niedrigeren Stufe, als die baſleriſchen.

Bekanntlich war die Stadt damals und theilweiſe noch bis gegen die Mitte unſeres Jahrhunderts mit einem Kranz von Rebgeländen umgeben. Wer irgendwie es vermochte, ſuchte ein Stück Rebland zu erwerben, um eigenen Wein zu ziehen. Gegen dieſe

[1]) Ueber Jakob Saraſin ſiehe die Abhandlung von Profeſſor Hagenbach: Jakob Saraſin und ſeine Freunde. Beiträge zur vaterländiſchen Geſchichte. Band 4.

Sitte eiferte Saraſin mit heiligem Ernſte. So ſauer der dort gepflanzte Wein ſchmecke, ruft er aus, ſo ſei er doch der theuerſte, den man trinken könne; unter dieſer Liebhaberei gehe das eigene Geſchäft zu Grunde.

Wenn man vom ſtreng nationalökonomiſchen Standpunkte ausgeht, ſo wird man Saraſin vollſtändig Recht geben müſſen; aber es gibt Gottlob doch viele Dinge, welche ſich nicht in ſolche ſtatiſtiſchen Tabellen einzwängen laſſen. Dieſe „Gütlein“, wie das von dem Städter bebaute Stück Land genannt wurde, boten dieſem und ſeiner Familie eine reiche Quelle friſcher und harmloſer Lebensfreude. Von dem Treiben in denſelben während des Herbſtes gibt uns Küttner eine ſo reizende Schilderung, daß man die Alten wegen ihres glücklichen Leichtſinnes faſt beneiden möchte. Verwandte, Freunde und Bekannte, ſelbſt Fremde wurden zu dem Feſte der Traubenleſe eingeladen. Nach gethaner Arbeit vereinigte ein Abendſchmaus die Gäſte. Wenn das Rebhäuschen deren Zahl nicht faſſen konnte, wurden die Tiſche auf die Straße geſtellt und hier getafelt. Ringsum herrſchte lauter Jubel, krachten die Schwärmer. Trotz allen Sittenmandaten brauste die rheiniſche Lebensluſt. Bald kreisten die Paare in fröhlichem Tanze auf der Straße — bis vom hohen Thurme die Glocken das Schließen der Stadtthore ankündigten und die Wächter unter dem Thore die Zögernden mit dem Mahnrufe zur Heimkehr trieben: „Wer ine will, dä lauf.“ Wehe dem, welcher verſäumt hatte dieſem Rufe Folge zu leiſten. Auf Einlaß in die Stadt mußte er verzichten.

Wie der kleinere Bürger ſein beſcheidenes Gütlein vor einem der Stadtthore liebte, ſo war der Reichere beſtrebt, ein größeres Landgut, bald ferner, bald näher der Stadt zu beſitzen, woſelbſt er die ſchöne Jahreszeit zubringen konnte. Bei der Auswahl der Lage, bei der Ausſchmückung der Gärten haben nun die Basler

vor vielen ihrer Zeitgenoſſen vortheilhaft ſich ausgezeichnet; denn wenn von deutſchen Culturhiſtorikern dem 18. Jahrhundert Mangel an Sinn für Naturſchönheit vorgeworfen wird, ſo dürfte doch dieſer Tadel die Erbauer des Wenkenhofes, des Meyenfelſes, des Ebenreins, der Erntehalde, die Beſitzer der Billſteine u. A. nicht treffen.

Nicht bloß den Handwerkern gegenüber iſt übrigens Jakob Saraſin als Sittenrichter aufgetreten. In noch weit höherem Grade tadelte er das Benehmen der Reichen, namentlich deren Luxus bei den Gaſtmählern, unter welchem die edlere Geſelligkeit leide und weniger Vermögliche zu bedeutenden und ſie ſchwer drückenden Auslagen gezwungen würden. Statt des Abends ſich mit theuren Speiſen und Getränken den Magen zu überladen, wäre es viel richtiger, das unnütz verſchleuderte Geld für den Unterhalt eines guten Theaters zu verwenden.

Die Urſache der von ihm getadelten Erſcheinungen findet Saraſin in einem Mangel an moraliſcher Ausbildung und klagt die Jugenderziehung an, daß ſie zu wenig nach dieſer Richtung hin arbeite. Es entſpringe hieraus entweder vollſtändiger Leichtſinn oder „eine Gott und die Menſchen beleidigende ſchwärmeriſche Andächtelei"; die Kinder werden durch das „trotz aller beſſeren Vernunft als Reliquie beibehaltene Nachtmahlbüchlein" mit einer Unmaſſe von Controverſen und einer trockenen Dogmatik belaſtet, ſo daß ſie „vor der Schaale nicht zum Kernen" gelangen können.

Ich habe dieſe Ausführung Saraſins nicht unterdrücken dürfen, da ſie den Standpunkt kennzeichnet jener Männer, die wie er, Iſaak Iſelin, und Andere, ſich losgerungen hatten aus den Feſſeln formaler Rechtgläubigkeit nun die Geſellſchaft zu verbeſſern ſich bemühten; aber näher vermag ich nicht darauf einzutreten.

Mit dem Ende der achtziger Jahre ſcheint übrigens in den

Vermögensverhältniſſen ein Umſchlag ſtattgefunden zu haben; Graf Clairvoyant ſchreibt: Bâle regorge de richesses. Seinen Ausführungen nach muß namentlich die Induſtrie damals einen gewaltigen Aufſchwung genommen haben; da eine zeitlang Frankreich keine Zölle bezog, wurde maſſenhaft in dem durch politiſche Umtriebe nicht beunruhigten Baſel für die dortigen Märkte gearbeitet. Und es ſcheinen dieſe veränderten Verhältniſſe auf die Lebensanſchauungen der Bevölkerung nicht ohne Einfluß geblieben zu ſein. Der erwähnte Reiſende bezeichnet das Directorium der Kaufmannſchaft als den Hoheprieſter der von den Baslern verehrten Gottheit und macht in herben Worten ihnen den Vorwurf, ihre Mißachtung wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen durch die überaus kärgliche Beſoldung zu bekunden, welche den Univerſitätsprofeſſoren verabfolgt werde.

Bevor ich einen Blick auf das geſellſchaftliche Leben in Baſel werfe, möchte ich kurz über das Aeußere der Stadt einiges aus den Berichten damaliger Reiſender anführen. Hiebei iſt vor allem zu konſtatieren, und ich thue es mit Befriedigung, daß übereinſtimmend alle, Franzoſen und Deutſche, die Lage Baſels als eine herrliche rühmen. Eine franzöſiſche Dame ſchildert in begeiſterten Worten, welch' entzückende Rundſchau der aus dem Elſaß Kommende beim Betreten der ſchweizeriſchen Grenze genieße. Graf Clairvoyant ſchreibt von der Rheinbrücke: La vue qu'on y découvre de tous ses points et surtout du milieu est une des plus belles et des plus délicieuses que je connaisse. Und mit ihm ſtimmt der Deutſche Küttner überein, welcher namentlich die Ausſicht rühmt, welche man von den Schanzen der Stadt genieße, die einen weiten Ausblick über die Ebene und die ſie umſchließenden Gebirgsketten gewährt. Er verwunderte ſich, daß man ſo wenig Leute auf dieſen Spazierwegen antreffe und erhielt die Antwort, es gehöre das Spazierengehen nicht zum Mode-

ton. — Die Schanzen ſind leider gefallen — die Mode aber iſt geblieben.

Die innere Stadt machte aber auf Alle einen unfreundlichen, ja düſtern Eindruck: die Straßen ſeien eng, ſchlecht gepflaſtert; Häuſer und Straße tragen ein Gepräge von Alterthum, wie man es ſonſt faſt nirgends mehr antreffe.

Eine Klage des Directoriums der Kaufmannſchaft aus dem Jahre 1735 mag darthun, wie es an der Strecke zwiſchen dem Marktplatze und dem Rübengäßlein, damals Rindermarkt genannt, muß ausgeſehen haben. Mit der Aufſicht über das Kaufhaus betraut, das dort ſtand, beſchwerte ſich die genannte Behörde darüber, daß der Rindermarkt vor allen Häuſern derart mit Miſthaufen beſtreut ſei, daß man keinen Wagen ſtellen könne und daß man beim Ab- und Aufladen der Güter die größte Mühe habe, ſie vor Beſudelung zu bewahren.

Und wie eng muß die Kronengaſſe früher geweſen ſein, wenn das Bedürfniß 1780 ſich geltend machte, ſie — zu erweitern, was mit einem Koſtenaufwande von fl 40,000 bewerkſtelligt worden iſt; fl 20,000 mehr, klagt Bürgermeiſter Ryhiner in ſeinen Aufzeichnungen, als der Vorſchlag gelautet hatte.

Die Erklärung der großen Sterblichkeit, welche damals in Baſel namentlich unter den Kindern herrſchte, dürfte wohl in dem Bewohnen von Häuſern an engen, dem Lichte und der Sonne wenig Zugang gewährenden Straßen gefunden werden. Wie wenig Anſprüche die früheren Generationen in Bezug auf Luft und Licht in ihren Wohnungen gemacht haben, dafür lieferte ein jetzt vollſtändig umgebautes Haus zwiſchen der Schwanengaſſe und dem engen Gäßchen, das damals die Bezeichnung Karrenhofgäßlein (jetzt Petersberg) trug, den Nachweis. Ein gegen dasſelbe gehendes Zimmer war mit ganz zierlichem, bis zur Decke reichenden Getäfer geſchmückt, muß alſo früher als Wohn- und Prunkzimmer gedient

haben. Ein „lauſchiges“ Plätzchen mag es geweſen ſein; denn weder Sonne noch Mond vermochten neugierige Blicke in dasſelbe zu werfen.

Für dieſes Wohnen in oft unfreundlichen Räumlichkeiten wurde die liebe Jugend, namentlich die Knaben, dadurch entſchädigt, daß ſie von der Schule weniger, als dies jetzt der Fall iſt, in Anſpruch genommen worden ſind, und daß ihr die vielen unbebauten Strecken, namentlich die Schanzen prachtvolle Spielplätze boten. Sie ſcheinen übrigens mit denſelben ſich nicht immer begnügt, ſondern namentlich zur Herbſtzeit den die Stadt umgebenden Gärten und den Obſtbäumen unliebſame Beſuche abgeſtattet zu haben. Wenigſtens ſah ſich der Rath während vielen Jahren veranlaßt die Wachten unter den Thoren anzuweiſen, während der Herbſtzeit Knaben nur in Begleitung von Erwachſenen die Thore paſſieren zu laſſen.

Mit Anbruch der Nacht herrſchte in den Straßen der Stadt vollſtändige Finſterniß; die Beleuchtung derſelben war hier, wie übrigens in vielen andern Städten auch, eine unbekannte Größe. Zwar hatte der Große Rath, wie Ochs berichtet, einmal den Auftrag ertheilt, der Kleine Rath ſolle einen Vorſchlag über die Einführung derſelben bringen, aber die Bedingung beigefügt, ſie dürfe keine Unkoſten für den Staatshaushalt zur Folge haben. Natürlich unterblieb die Anregung — es vergingen faſt vierzig Jahre, bis man die erſten Straßenlaternen anzündete.

Noch immer beſtanden die Verordnungen in Kraft, welche den Luxus in den Kleidern einſchränken, die Beibehaltung der heimiſchen Tracht erzwingen ſollten. Aber die Mode war mächtiger als alle geſetzlichen Vorſchriften. Seit der zweiten Hälfte des Jahrhunderts erzwang die franzöſiſche Kleidermode die Herrſchaft und die Reformationsherren, wie die mit der Cenſur der Lebensweiſe der Bürger Beauftragten genannt wurden, mußten

ſich darauf beſchränken die Auswüchſe derſelben zu bekämpfen. Sie entfalteten hiebei einen Scharfſinn und eine Kenntniß der verſchiedenen Kleidungsſtücke, die uns nun zum Spotte reizt und auch damals vielen Widerſpruch erregte, nicht nur bei den putzſüchtigen Frauen, welche immer Mittel und Wege fanden das läſtige Verbot zu übertreten. Es gab aber bis Ende des Jahrhunderts einige Familien, in welchen die Frauen noch die alte Tracht beibehielten. Dies mag übrigens oft Quelle häuslichen Ungemachs geweſen ſein. Gar oft hat die Frau oder die Tochter dem Ehrgeize des Gatten oder des Vaters das Opfer bringen müſſen, ſich anders als die Freundinnen zu kleiden, denn es war ein Mittel ſich populär zu machen. Es ward als ein Beweis von Patriotismus angeſehen, für ſich und die Seinigen die Kleidung der Voreltern beizubehalten. Beim Beſuche der Gottesdienſte mußten alle Frauen in ſchwarzer Kleidung erſcheinen und genau war vorgeſchrieben, welche Kleidungsſtücke, namentlich welche Ueberwürfe u. ſ. w. auf dem Wege zur Kirche nicht gebraucht werden dürfen. Nur beim Beſuche des franzöſiſchen Gottesdienſtes war einige Freiheit geſtattet; daher haben böſe Zungen behauptet, weil man hier die ſchönern Kleider zeigen dürfe und dann weil die Predigten kürzer dauern, gehöre es zum guten Tone in die franzöſiſche Kirche zu gehen. — Die Geiſtlichen der Staatskirche ſcheinen damals die Gabe der Länge in hohem Grade beſeſſen zu haben; die Predigten dauerten regelmäßig über eine Stunde, ſo daß die Gemeinde jeweilen über anderthalb Stunden in der im Winter kalten Kirche ausharren mußte. Profeſſor J. J. Spreng hat vergeblich in ſeiner Zeitſchrift: Der Eidgenoß, dagegen Einſprache erhoben und nochzuweiſen verſucht, wie ermüdend das Anhören ſolcher langen Reden ſei und wie anders ſich der Gottesdienſt geſtalten müßte, wenn derſelbe durch das Singen von geiſtlichen Liedern unterbrochen würde. Auch die offiziellen Buß- und

Festtage haben an ihm einen strengen Kritiker gefunden. Sitte und Verordnung, schreibt er, verlangen wohl, daß man an diesen Tagen bis zur Beendigung des letzten Gottesdienstes faste, aber zwischen den jeweiligen zweistündigen Predigten überlade man sich den Magen mit Leckerbissen der Art, daß von einem andächtigen Zuhören nicht mehr die Rede sein könne.

Uebereinstimmend berichten alle Fremden, auf das gesellschaftliche Leben übe die Unsitte der Herren einen ungünstigen Einfluß aus Abends einige Stunden in dem sog. Tabakkämmerlein beim Spiele zuzubringen. Diese Kämmerlein waren geschlossene Herrengesellschaften: einige Freunde und Bekannte vereinigten sich, mietheten ein Zimmer in einem Zunftgebäude oder einem Privathause, kauften ein Billard, hielten einen Aufwärter, der für Getränke zu sorgen hatte: der Besuch von Café's und Weinhäusern galt für nicht anständig. In diesen Kämmerlein eigneten sich, so wird geklagt, die jüngern Herren einen etwas rohen Ton an, wenig vereinbar mit der feinen Lebensweise, und die Lokale, in denen man sich zusammenfinde, seien mit schlechter Luft und Tabaksqualm angefüllt, sodaß es unbegreiflich sei, wie man sich daselbst aufhalten möge. Wenn wir diese Schilderungen lesen, so können wir erst den großen Fortschritt ermessen, welcher 1788 durch die Gründung der Lesegesellschaft erzielt worden ist.

Eine französische Dame, Emigrantin, gibt von den Abendgesellschaften eine anziehende Schilderung.

Gegen Fremde, schreibt sie, sind die Basler überaus höflich und zuvorkommend (affable). Gewöhnlich wird man zum Thee eingeladen und wird ungefähr um vier Uhr erwartet. Der Ehemann und die Söhne spähen am Fenster und begrüßen, sobald sie die Gäste ankommen sehen, dieselben auf der Straße; die Hausfrau empfängt sie unter der Zimmerthüre. Nachdem sich die Gesellschaft gesetzt hat, erscheint die Tochter des Hauses oder eine

Nichte mit einem ſauber gekleideten Dienſtmädchen, welches einen Korb mit Tellern trägt. Das Fräulein reicht unter tiefer Verbeugung jedem Geladenen einen Teller mit Meſſer und Gabel und dieſe danken, indem ſie ihrerſeits ſich erheben und ſich verbeugen; dann werden die Taſſen gebracht, die Törtchen, Zucker herumgeboten, Thee, Früchte, Backwerk verabreicht, wobei jedesmal das gleiche Ceremoniell beobachtet wird, Verbeugung Seitens des Fräuleins, Aufſtehen und Verbeugung Seitens des Gaſtes. Dies dauert ungefähr zwei geſchlagene Stunden. Wenn der Thee endlich eingenommen iſt, ſo folgt gemeiniglich eine Spazierfahrt in die Umgebungen der Stadt, oder man beſucht ein Landhaus, deren es einige ſehr hübſche gibt.

Wenn man zum Nachteſſen eingeladen iſt, ſo hat man zuerſt die Feierlichkeit des Thees durchzumachen; dann ſetzt man ſich zu Tiſche, meiſtens in ſehr zahlreicher Geſellſchaft. Das Eſſen beſteht aus drei Gängen (trois grands services le composent), und dauert von halb 8 bis gegen 11 Uhr; nach aufgehobener Tafel begibt man ſich ſofort nach Hauſe. Da nach dieſer Stunde der Wagenverkehr in den Straßen der Stadt polizeilich verboten iſt, ſo ſind diejenigen, welche nicht zu Fuße heimkehren wollen, genöthigt vorher aufzubrechen. Während des Eſſens herrſcht eine etwas plumpe Fröhlichkeit am Tiſche. [1])

---

[1]) Wenn damals die Sitte der Passe-Parole ſchon bekannt geweſen iſt, ſo mag die Bezeichnung: grosse gaieté für die Stimmung der Gäſte eine recht zutreffende ſein; erſcholl nämlich der Ruf: Passe-Parole, ſo hatte jeder Herr das Recht, die rechts und links neben ihm ſitzenden Damen zu küſſen. — In ähnlicher Weiſe wie dieſe Dame drückt ſich Graf Clairvoyant über den an ſolchen Eſſen herrſchenden Ton aus: Le ton qui règne dans ces cercles n'est pas peut-être aussi bon que la chère qu'on y fait est exquise, car les Balois sont fort recherchés par leur cuisine et surtout dans la choix de leurs vins. —

Für die Hochzeitsfeierlichkeiten enthielten die Sittenmandate genaue Vorschriften; sie bestimmten, welche Weine, welche Speisen nicht sollten vorgesetzt werden. Ein Bürger durfte bloß mit acht Kutschen, ein „Hintersäß", Niedergelassener, bloß mit drei Kutschen zur Kirche fahren und verboten war, mehr als fünfzig Personen zur Tafel zu laden. Doch wurde bezüglich Fremder, die auf der Durchreise begriffen waren, eine Ausnahme gestattet; aber auf das Wort „durchreisen" wurde Gewicht gelegt. Sonst, so wurde in den Motiven angeführt, würde es Übung, außer den gesetzlich zulässigen fünfzig Gästen noch das ganze Oberamt Röteln oder die in Hüningen in Garnison stehenden Offiziere einzuladen, um möglichst viele galante Tänzer und Springer zu bekommen. Uebrigens machte man sich ganz kein Gewissen daraus, dieses Verbot zu übertreten und mittelst einer Geldbuße von 10 ß per zuviel geladenen Gast sich mit dem Gesetze abzufinden. Gerne würde ich das Menu einer damaligen Hochzeit hier vollständig wiedergeben, doch muß ich, um nicht zuviel Raum in Anspruch zu nehmen, mich auf einen Auszug beschränken. An der Hochzeit des Domprobstei-Schaffners Schweighauser (1736) wurden neben Anderm den fünfzig Gästen 7 welsche Hahnen, 4 Taubenpasteten, 4 Stockfischpasteten, 3 Welschhahnenpasteten, 3 Wildschweinköpfe, 4 Stück Schwarzwildpret, 7 Stück Reh, 16 Schnee- und Rebhühner, 14 Spieß Lerchen, 60 Krammetsvögel, 11 Platten fricassierte Hahnen, 11 Platten Ragout mit Krebsen, 11 Platten gebackene und farcierte Ohren, 90 Tabakrollen, 50 Dutzend Schenkelein, 90 Himbeertörtchen und 6 große Mandeltorten aufgetischt.

Zum Tanzen scheint die Jugend ziemlich oft Veranlassung gehabt zu haben; bekanntlich war während längerer Zeit den Concerten noch ein zweiter Akt beigegeben, in welchem getanzt worden ist. Dann herrschte die Sitte, daß einzelne Gesellschaften sich zusammenfanden, um in einem Zunftgebäude diesem Vergnügen

zu huldigen: in Privathäuſern durfte nur bei Hochzeitsfeierlichkeiten getanzt werden. Aber auch dort mußte der Tanz um 11 Uhr Nachts zu Ende gehen. Die Frauenzimmer ließen ſich von einer mit einer großen Laterne bewaffneten Dienerin abholen, wurden aber von den Herren nach Hauſe begleitet, welche gegebenen Falles mittelſt eines Trinkgeldes die Dienerinnen zu beſtimmen wußten der traulichen nächtlichen Wanderung eine längere Dauer zu gewähren, als der Heimweg erfordert hätte.

Bei Anlaß des Beſuches eines Prinzen Eduard von England in Baſel ereignete ſich 1767 das Unerhörte, daß bis Morgens 5 Uhr getanzt worden iſt. Auf ſeinen Wunſch hin war auf der Schlüſſelzunft ein Ball veranſtaltet worden, an welchem 97 Perſonen Theil nahmen. Die ganze Geſchichte koſtete aber faſt dreimal ſo viel, als ſonſt bei ſolchen Anläſſen verausgabt zu werden pflegte — ein Neuthaler per Kopf, circa 7 Fr. — und für die Mehrkoſten wollte niemand eintreten. Endlich nach längerm Zögern wies der Rath die Dreyerherren an, die Mehrkoſten zu zahlen und ſie per „geheime Auslagen" zu buchen.

Der Rath hatte übrigens oft Veranlaſſung, ſolche Repräſentationskoſten zu tragen. Die hohen Herren hatten damals noch nicht die Gewohnheit incognito zu reiſen, ſondern ließen ſich gerne in den Städten, welche ſie mit ihrer Gegenwart zu beehren geruhten, bewirthen — und beſchenken. Ebenſo mußten die franzöſiſchen Ambaſſadoren auf ihrer Durchreiſe nach Solothurn auf Koſten der Stadt bewirthet und mittelſt eines großen Gaſtmahls gefeiert werden, zu welchem in der Regel der ganze Kleine Rath, die oberſten Beamten und die Stabsoffiziere der Garniſon in Hüningen geladen wurden.

Eigenthümlicher Art ſcheinen die Beſuche geweſen zu ſein, die der Markgraf von Baden Anfangs des letzten Jahrhunderts abzuſtatten pflegte, wenn er für einige Wochen den hieſigen Pallaſt

an der Hebelſtraße (jetzt Pfrundhaus) zu bewohnen kam. Der obenerwähnte Schorndorff meldet in ſeinem Tagebuch den 20. Mai 1720: „Kam der Herr Markgraf an mit zwei Kameelen, drei Mohren und einem Wagen von Ungeziefer, will ſagen Demoiſellen, die in grünen Jagerröcken à la cavaliere vorher ritten.“ Und im folgenden Jahre meldet er, die Begleiterinnen des Markgrafen ſeien als Huſaren verkleidet geweſen.

Auch an öffentlichen Vergnügungen ſcheint kein Mangel geherrſcht zu haben. Zeitweiſe veranſtalteten die Quartiere feierliche Umzüge durch die Stadt, die zu den Bürgerwachen ausgelegte Mannſchaft ſtolzirte in ſelbſtgewählten Uniformen; gemeiniglich beſchloß ein Scheibenſchießen auf der Schützenmatte den fröhlichen Tag. So berichtet 1720 die Schorndorffſche Chronik von einem zweitägigen Umzuge der Klein-Basler, bei welchem eine Compagnie Grenadiere vorausmarſchirte, die auf dem Münſterplatze papierne Granaten warfen. Der Heimzug von der Schützenmatte ſei in beſter Ordnung, „in guter Poſtur“ erfolgt, da ſie bei drei Schilling Buße das „Rauſchtrinken“ verboten hatten.

Ein heiteres Bild mögen die Umzüge mit den Ehrenzeichen der Quartiere, namentlich derjenigen des Aeſchenquartiers geboten haben. Die drei Eidgenoſſen und Wilhelm Tell, vier große, handfeſte Burſchen in alter Schweizertracht, von Trommlern und Pfeifern und einer großen Schaar von Kindern umgeben, marſchirten gravitätiſch durch die Straßen. Wilhelm Tell mit einer ungeheuren Armbruſt bewaffnet, war von ſeinem Knaben begleitet, welcher auf dem Kopfe den Apfel tragen mußte. Zeitweiſe machte der Zug halt, worauf dann die Scene des Apfelſchuſſes dargeſtellt wurde. — Wie dermalen die männliche Jugend im Kadettencorps mit den Waffen vertraut gemacht wird, ſo verſchaffte damals die Geſellſchaft der Stachel-(Armbruſt-)Schützen ihr Gelegenheit, ſich im Zielſchießen mit der Armbruſt zu üben: einer der

Schützenmeiſter, Knabenmeiſter genannt, war mit der Leitung dieſer Uebungen betraut.

Gerne möchte ich, nachdem das politiſche und das geſellſchaftliche Leben beſprochen worden iſt, auch einiges über den allgemeinen Bildungsſtand und über das Verhalten der damaligen Generation zu den Erzeugniſſen der Litteratur beifügen, doch muß ich darauf verzichten, nicht bloß weil dieſe Erörterungen den mir geſteckten Rahmen weit überſchreiten würden, ſondern auch weil ſie eine Vertrautheit mit der Litteraturgeſchichte bedingen, die mir nicht zu Gebote ſteht; ich muß daher auf einige allgemeine Bemerkungen mich beſchränken.

Wenn wir die Berichte über die damals höchſt mangelhaften basleriſchen Unterrichtsanſtalten durchleſen, ſo ſind wir höchſt verwundert von den fremden Beobachtern zu vernehmen, daß ſie die Basler durchgängig als ſehr kenntnißreiche und gebildete Leute ſchildern. Graf Clairvoyant, welcher an einem Zunfteſſen auf einer Handwerkerzunft Theil genommen, iſt ganz entzückt über die Reife des Urtheiles über politiſche Fragen bei beſcheidenen Handwerksmeiſtern. Durch die allgemein übliche Sitte — bei den Handwerkern durch die Zunftordnungen vorgeſchrieben — längere Zeit im Auslande zu verweilen, mit Leuten und der Welt bekannt zu werden, mag allerdings manche Lücke in der Bildung ergänzt worden ſein. Von den meiſten Männern, die im Verlaufe der Jahre eine höhere Stellung im Staatsleben eingenommen haben, erfahren wir, daß ſie zu ihrer Ausbildung große Reiſen durch Frankreich, Holland, England, ſeltener Deutſchland unternommen haben; und man jagte damals nicht wie jetzt durch die Länder und Städte hindurch. Wem nicht vergönnt war dieſes Bildungsmittel zu benützen, ſuchte als Hauslehrer oder in ſonſtiger Stellung fremde Sitten und Anſchauungen kennen zu lernen; ſo war der Rathsherr Andreas Weiß während 7 Jahren Erzieher

des Erbſtatthalters der Niederlande, der nachmalige Bürgermeiſter Wieland Sekretär des Dichters Pfeffel geweſen.

Ein däniſcher Reiſender, welcher 1780 Baſel beſuchte und mit den hieſigen Gelehrten Bekanntſchaften anknüpfte, führt deren eine große Zahl auf und rühmte nicht nur das Wiſſen, ſondern auch deren Liebenswürdigkeit; außer Iſaak Iſelin nennt er deſſen Oheim Profeſſor Dr. Iſelin, Kupferſtecher v. Mechel, Johannes und Daniel Bernoulli, Profeſſor d'Annone, Pfarrer Grynäus, deſſen Bücherſammlung bewundert wird, Schriftgießer Haas, Rathsſubſtitut Bruckner, einen Ryhiner, welcher eine Sammlung von ſchönen Zeichnungen aus Paeſtum vorwies, Stadtſchultheiß Wolleb, den Bekämpfer von Voltaire, Hauptmann Frey,[1]) Rathsherrn A. Weiß, welchen der Däne beim Studium des Horaz antraf, Profeſſor Legrand u a. Dieſe Aufzählung beweist, daß trotz allen Gegenſtrömungen das wiſſenſchaftliche Leben nicht ganz erſtorben war und daß der Kreis der Vertreter desſelben nicht ausſchließlich auf die Univerſitätsprofeſſoren ſich beſchränkte. — Von Künſtlern wird außer dem berühmten Kupferſtecher v. Mechel nur noch Samſon erwähnt, deſſen Fertigkeit aber nicht weiter reichte, als bis zum Stechen von Wappen. Hierin leiſtete er ganz Vorzügliches; aber ſo oft er verſuchte Medaillen anzufertigen, verließen ihn ſeine Kräfte.

Im Allgemeinen mag Anfangs des letzten Jahrhunderts und noch bis weit in dasſelbe das große Publikum wenig andere Bücher als etwa Erbauungsſchriften geleſen haben. Später, als die Sitte des Bücherleſens verbreiteter wurde, waren es vorzugsweiſe franzöſiſche Romane und Dichtungen, welche man zur Hand nahm. Es iſt dies leicht erklärlich. Die deutſchen Schriftſteller jener Zeit

[1]) Ueber Frey ſiehe: Jahrbuch für 1889, Kellers Nachklänge zu Klopſtocks Anweſenheit im Oberlande.

mochten mit ihrem langweiligen und ſchwerfälligen Satzbau nicht gar einladend für die Leſer geweſen ſein. Viel leichter laſen ſich die franzöſiſchen Bücher; aber allerdings war es auch überaus leichte Waare. In leichtfertigſter, oft mehr als nur ſchlüpfriger Weiſe wurden Tugend und Sitte in denſelben verſpottet. Man darf es billig für einen Beweis der geiſtigen Geſundheit jener Generation anſehen, daß trotz dem Gifte, das jene Schriften ausgeſtreut haben, Zucht und Ehrbarkeit in allen Kreiſen der Bevölkerung herrſchten.

Mit den Siebenziger Jahren vollzog ſich allmählig ein Umſchwung. Man begann von den franzöſiſchen Schriften ſich abzuwenden und mit den deutſchen Dichtern bekannt und vertraut zu werden. Zwar waren es nicht die Heroen deutſcher Dichtung, die in erſter Linie ſich Eingang erzwangen; die Romane aus der Siegwart'ſchen Schule ſollen den Franzoſen die Herrſchaft entriſſen und hiedurch allmählig den Erſtern die Bahn geebnet haben. Auch hier habe, meldet ein Berichterſtatter, gar manches ſchöne Auge den obligaten Thränentribut den Schickſalen ihrer Helden und Heldinnen geſpendet.

Es wird ſchwer ſein, nachzuweiſen, von welcher Seite der mächtigſte Anſtoß zu dieſer Aenderung gekommen iſt. Es mögen, wie immer bei ſolchen Dingen, die verſchiedenſten Faktoren hiezu mitgewirkt haben. Ohne Zweifel darf Vieles der Thätigkeit des auch als Dichter geiſtlicher Lieder bekannten Prof. J. F. Spreng beigemeſſen werden, welcher in ſeiner Zeitſchrift „Der Eidgenoß" redlich beſtrebt geweſen iſt, wenn auch zuweilen auf recht ſchwerfällige Weiſe, den Geſchmack des leſenden Publikums zu bilden.

Aber ich irre wohl nicht, wenn ich annehme, mächtiger und beſtimmender ſei der Einfluß von Iſaak Iſelin und ſeiner Freunde, namentlich Jakob Saraſin geweſen, die mit den Bedeutendſten

deutſcher Schriftſteller in Verbindung, weſentlich zu der Verbreitung ihrer Schriften beigetragen haben. So tritt uns — und das iſt das Ergreifende in Iſelins Wirken — ſeine Geſtalt überall entgegen, wir mögen die basleriſchen Zuſtände jener Zeit betrachten, von welcher Seite wir wollen, Gutes anregend und fördernd.

Miscellen.

I. Feſt in Baſel zu Ehren der Geburt des Königs von Rom 1811.

a. Protokoll des Kleinen Rathes vom 27. März 1811.

Landammanns Exc. überſendet eine Abſchrift eines an die Eidgenöſſiſche Tagſatzung gerichteten höchſt verbindlichen Notificationsſchreibens S. K. K. Majeſtät vom 20. März, worin von Höchſtdemſelben die glückliche Niederkunft J. Majeſtät der Kaiſerin mit einem Prinzen, welchem der Titel als König von Rom beygelegt worden, angezeigt und die freundſchaftlichſten Zuſicherungen ertheilt werden.

„Soll Sr. Exc. dieſe Mittheilung verbindlichſt verdankt werden.“

b. Protokoll des Kleinen Rathes vom 6. April 1811.

Anzeige J. W. des Herrn Amtsbürgermeiſters, daß von löbl. Staatsrath angemeſſen erachtet worden, nach dem Beyſpiel anderer Cantone das wichtige Ereugniß der Geburt des Königs von Rom durch eine beſondere Feyerlichkeit zu begehen.

„Wollen MHGAHH. dieſem Vorſchlag durchaus beyſtimmen.“

c. Bericht von Rathsherr Johann Jakob Minder.

Dienſtag 9. Aprill verſamlete man ſich Morgens um 11 Uhr in dem geräumigen Saal des Poſthauſes, allwo mit fremden Weinen und einigen Tellern Confect aufgewarthet wurde. Von dorten zog die ganze Verſammlung je zu zweyen, ſo weit die Anzahl der fremden eingeladenen Gäſten reichte, in Begleitung eines Rahtsgliedes nach ihrem Rang, und ſodann zu dreyen in die franzöſiſche Kirche durch die Spalier der Standesgarniſon, welche ſich in zwey Diviſionen abgetheilt, als beym Poſthaus und der Kirche. Zwey Canonen waren auf die St. Alban und zwo auf die Rheinſchantz aufgeführt und wurden 101 Kanonenſchüſſe gelöst. Beim Eintritt in die Kirche wurde der Zug mit einer Muſic, welche Herr Tolman dirigirte, und das Orcheſter auf dem Lettner auch mit Frauenzimmern als Liebhaberinnen der Muſic beſetzt ware, empfangen. Hierauf wurde durch Herrn Pfarrer Ebreur eine paſſende und wohlaufgeſetzte Rede auf dieſes Eräugniß franzöſiſch gehalten, nach Beendigung der Rede wurde das Te Deum angeſtimmt und abgeſungen, nach welchem der Herr Pfarrer den Segen ertheilte, und ſo wurde nach Beendigung der Ceremonie auf das Poſthaus in gleicher Ordnung zurückgekehrt bis gegen 2 Uhr, da auf dieſe Stund eine Mahlzeit für 56 à 60 Couverts à 2 Neuthaler ohne Wein, Caffe, Glaces und Liqueurs auf der Schlüſſelzunft beſtellt ward, wohin man ſich vom Poſthaus begeben. Die Mahlzeit dauerte mit Zufriedenheit

bis gegen 7 Uhr Abends und wurden folgende Geſundheiten angebracht:

au Bien Etre de S. M. J. et R. Napoléon Le Grand.

à la reconnoissance de S. M. L'impératrice Reine qu'elle se relève parfaitement bien de ses couches.

au nouveau né Le Roi de Rome, wobey Herr Deputat Ochs eine ſinnreiche Strophe in Verſen abgeleſen, und endlich

à la Santé du Nestor des Souverains Son Altesse Roiale Le Grand Duc de Bade.

Folgende fremde Herren wurden Freytags durch einen Herrn von der Canzley eingeladen:

Herr Commandant Chanzel, Herr Creisdirector des Wiſencreis Baron von Kalm, Herr Blanchard, Maire von Hüningen, Herr Ferodi, Chef du Génie, Herr Bujet, Lieutenant Colonel, Chef de la Garnison, Charbonnierre, Chef des Ponts et Chaussées, Herr Lotton, ſo abweſend, Inspecteur des Douanes, u. ſ. w.

Fernere Gäſte von Standeswegen waren eingeladen der ganze Kleine Rath, Vorſteher der Canzley, von L. Appellations-Tribunal Herren Viſcher und Burckhardt-Iſelin, von L. Stadtraht Herr Präſident Von der Mühl, Herr Statthalter Meyer, Herr Profeſſor Falckner Magnificus, Herr Präſident Schnell, Herr Oberſt Burckhardt, Herr Pfarrer Ebreur, Herr Baron von Berenfels, Herr Major Chriſt vom Kriegscommiſſariat, Herr Commandant Richiner, alle Herren Oberſtlieutenants, der Herr Präſident vom Concert, Inſpector der Artillerie und der Statthalter von Baſel.

Auf dem Poſthaus empfing ein Herr Canzliſt an dem Eingang die Herren, mitten auf der Stegen ein anderer Herr Canzliſt.

Die Glocken in den Kirchen wurden auf Gutbefinden löbl. Staatsraht nicht angezogen.

d. Zuſammenzug der aus Anlaß des Feſtes wegen Geburt des Königs von Rom entſtandenen Köſten. Summa Fr. 1648. 7. 2.

e. Vers récités par Monsieur Oehs, Conseiller d'Etat, au banquet de la fête célebrée à Bâle le 9 avril 1811 en l'honneur de la naissance de S. M. le roi de Rome.

L'airain de Rauracie a frappé les échos,
cent fois il te salue, o bien heureuse France!
Il annonce qu'un fils, du premier des héros
assis au premier thrône, a comblé l'espérance.

S'il aime mon pays, ses braves citoyens,
s'il respecte la charte à jamais mémorable,
dont son auguste père embellit nos destins,
s'il sourit, s'il accorde un regard favorable
à l'active industrie, aux fertiles travaux,
aux mœurs de nos cités, aux mœurs de nos hameaux:
ah! je le bénirai, l'instant de sa naissance.
que du nord au midi s'étende sa puissance!
que ses loix embrassant et la terre et les mers
forment les nœuds sacrés de cent peuples divers!
que les cœurs soient toujours sa plus belle conquête!
que les ans de Nestor se triplent sur sa tête!
qu'enfin son nom parvienne à nos derniers neveux
paré du souvenir, qu'il les rendit heureux!

II. Widerſpänſtige Quartiergeber 1815.

Protokoll des Kleinen Rathes vom 30. Auguſt 1815.

Das hieſige Quartieramt beſchwert ſich über folgende Herren, bei welchen einige hohe Perſonen, die wegen der Belagerung von Hüningen hieher gekommen, einquartiert werden ſollen, daß ſie ſich ſehr unbürgerlich dabey benommen, welches, wenn es ungerügt bliebe, ſehr nachtheilige Folgen für das hieſige Gemeinweſen haben könnte;

1. Herr J. J. B., Vater, habe ſeine Wohnung zugeſchloſſen J. J. Bachofen
und ſich auf's Land begeben; Herr Kriegscommiſſär Zündel, welcher dort logiere, habe ſich in deſſen Namen alle weitere Einquatierung verbetten.

2. Herr D. B.-H., zu dem der Fürſt von Hohenloh ge- Ditrich Burckhd-
kommen, habe ihm ein einziges Zimmer einräumen wollen, ſich Hofmann
aber endlich, als man ihm mit 20 Mann Execution gedroht, eines beſſern beſonnen.

3. Herr Ch. M.-H. habe ſich geweigert, ſein Haus den 2 Christof Merian-
ſächſiſchen Prinzen zu öffnen, weil er allein in demſelben wohne Hofmann?
und ſeine Familie auf's Land gezogen ſeye, und nur ernſte Drohungen hätten ihn endlich dazu gebracht.

4. Herr B. B.-F. zu St. Alban, welchem Sr. K. H. der Erb- Bischof-Frey
prinz von Oeſtreich zugedacht geweſen, habe höchſtdemſelben blos das Erdgeſchoß einräumen wollen, und ſich dabey ſehr unartig benommen; durch das freywillige Anerbieten des Herrn Oberſtlt. R. Burckhardts, Sr. K. H. im Haus der Frau Deputat Zäslin

ein Logis einzuräumen, habe Herr B. seinen Zweck, den Erbprinz nicht aufzunehmen, erreicht.

Rychiner-Hofmann

5. Herr E. R.-H., bey welchem der Fürst von Lichtenstein einquartiert werden sollte, habe so lange dagegen gelärmt und protestiert, bis man ihm nachgegeben und den Fürsten zum Herrn Debary, Vater, verlegt, welcher, ohngeacht er schon Einquatierung gehabt, sich auf's willigste unterzogen habe.

Samuel Merian-Hofmann

6. Herr S. M.-H. habe, sowie der Herr B., Vater, seine Wohnung, den Ritterhof, verschlossen und seye auf's Land gezogen, wodurch eines der anständigsten Quartiere entzogen worden.

„Sollen die Herren J. J. B., Vater, D. B.-H., Ch. M.-H., B. B.-F., R.-H. und S. M.-H. vor den Herrn Statthalter beschieden, über ihr unbürgerliches Benehmen sorgfältig besprochen und ihre Aussagen MHGAHerren vorgelegt werden; dem Hrn. Oberstlieut. Rud. Burckhardt aber ist zu Handen der Frau Deputat Zäslin über die freywillige zuvorkommende Aufnahme S. K. H. des Erbprinzen von Östreich der Dank und die hohe Zufriedenheit MHGAHerren zu bezeugen.

2. September 1815.

Besprechung durch den Herrn Statthalter der wegen unbürgerlichem Benehmen rücksichtlich der Bequatierung hoher Personen verzeigter Herren:

1. Herr J. J. B., Vater, betheuert, er habe von dem Brief, den Herr Commissär Zündel an das Quartieramt geschrieben, kein Wort gewußt; als er in Sissach, wohin er sich wegen dem Bombardement und wegen seiner schwachen Gesundheit begeben, vernommen, daß er den Prinzen Coburg logiren solle, seye seine Frau Liebste hieher gefahren, um die Zimmer einzurichten, allein der Prinz seye schon bei Herr Rathsherr Vischer einlogiert gewesen; übrigens habe er mit dem Quatieramt die Abrede ge-

troffen gehabt, daß man die ihn treffende Einquartierung in Wildenmann lege.

2. Herr D. B.-H. hat in vielen Zimmern Waaren gehabt; nichtsdeſtoweniger habe ſeine Frau Liebſte dem Fürſten noch ihr Wohnzimmer angeboten, welches derſelbe aber nicht angenommen, ſondern ſehr zufrieden geweſen ſeye.

3. Herr Ch. M.-H. entſchuldigt ſich mit Unpäßlichkeit und Abweſenheit ſeiner Frau Liebſte; daher er ſeine Einquatierung im Wirthshaus untergebracht; übrigens habe er ja gleich darauf ſein Haus geöffnet.

4. Herr B. B.-F. erklärt, es ſeye ihm für den Vorfall äußerſt leid; das Plainpied ſeye anfänglich dem Quartiermeiſter anſtändig geweſen, und als man nachher den erſten Stock, den er bewohne, für den Kronprinzen verlangt, habe es ihn ſo überraſcht, daß er ſich in der Uebereilung etwas hart ausgelaſſen.

5. Herr E. R.-H. proteſtiert, daß man ihn zu den Widerſpenſtigen zähle; er habe ein kleines Haus und nur 5 Zimmer, wovon er wenigſtens drei unumgänglich für ſich und ſeine Familie brauche; den Fürſten, 3 Offiziers und 5 Bediente habe er alſo nicht in ſeine 2 reſtierenden Zimmer aufnehmen können, welches der Quartiermeiſter des Fürſten auch eingeſehen habe, und dennoch habe das Quartieramt ihm mit Execution gedroht.

6. Herr S. M.-H. verlangt Satisfaction, daß man ihn unverdienterweiſe der Widerſpenſtigkeit und eines unbürgerlichen Betragens bezüchtige; er halte ſich Geſundheitshalber auf dem Land auf und laſſe die Einquatierung durch ſeine Leute beſorgen; er habe ſogleich, als das Circulare des Quartieramtes ihm zugekommen, ſich in die Stadt begeben und die nöthige Einrichtung zum Empfang hoher Gäſte getroffen, allein es ſeye ihm nie keine zugetheilt worden, folglich habe von ſeiner Seite nie keine Widerſpenſtigkeit ſtatthaben können.

„Sollen dieſe Acten Löbl. Quartieramt zugeſtellt werden, um MHGAHerren einen Bericht darüber einzugeben."

20. September 1815.

Löbl. Quartieramt ertheilt in einem umſtändlichen Bericht ſeine Antworten und Erläuterungen über die von den verzeigten ſechs Quartiergebern in ihren Beſprechungen verſuchten Beſchönigungen ihres Benehmens und bleibt bey der Behauptung, daß ſich dieſelben einer ahndungswürdigen Widerſpenſtigkeit ſchuldig gemacht.

„Wird Löbl. Staatsrath überwieſen, um MHGAHerren mit möglicher Beförderung ein Gutachten einzugeben."

30. September 1815.

Löbl. Staatsrath ſetzt infolge Erk. vom 20. Sept. in einem umſtändlichen Gutachten ſeine Anſichten auseinander über das widerſpenſtige Benehmen der verzeigten 6 hieſigen Herren Quartiergeber, die ſich hauptſächlich dahin reſumieren: daß es von den genannten Herren in verſchiedenen Rückſichten ſehr übel gehandelt geweſen, daß ſie zu ſolchen Beſchwerden gegen ſich Anlaß gegeben, indem ſie dadurch die Stadt der Gefahr ausgeſetzt, das Wohlwollen S. K. H. des Erzherzogs Johann zu verlieren — anderen dadurch ein böſes Beyſpiel gegeben und Baſel in den Fall geſetzt, allgemein als ungaſtfreundlich angeſehen zu werden, wenn nicht andere und die mehrſten Bürger durch ihre Bereitwilligkeit und freundſchaftliche Aufnahme die widrige Empfindung, welche dieſes Benehmen erzeugen müſſen, wieder unterdrückt hätten.

Es ſeyen zwar nicht alle dieſer verzeigten 6 Herren in gleichem Grad fehlbar und deßhalb finde Löbl. Staatsrath auch nothwendig, daß ein Unterſchied in der Ahndung gegen ſie gemacht werde; die mehrſten Herren finden aber, daß alle 6 ihre Pflichten gegen die Stadt und ihre Mitbürger hintangeſetzt und daß allen

insgesammt das Obrigkeitl. Misfallen bezeugt werden sollte, und daß solche mit einer angesehenen Geldstrafe zu Handen der hienach genannten Armenhäuser zu belegen seyen, erachten jedoch, daß hierin ein Unterschied je nach Gestalt der mehr oder weniger bezeigten Widersetzlichkeit zu machen seye, und schlagen daher folgende Classification vor:

1. Classe zu 800 Fr. Strafe; in diese wird gesetzt Herr B. B.-F.

2. Classe zu 600 Fr. Strafe; in diese wird gesetzt Herr Ch. M.-H. und Herr D. B.-H.

3. Classe zu 400 Fr. Strafe; in diese wird gesetzt Herr S. M.-H. und Herr J. J. B., Vater.

4. Classe ohne Geldstrafe; und erhält blos das Mißfallen: Herr E. R.-H.

Diese Strafen wären zu vertheilen: dem Allmosenamt 1000 Franken, dem hiesigen Spital 900 Franken und dem Waisenhaus 900 Franken.

Nach einer Meinung könnte es bey dem obrigkeitlichen Mißfallen gegen die Herren Ch. M., S. M., D. B. und E. R. verbleiben, dessen aber gegen die Herren B.-F. und J. J. B. nicht gedacht werden.

„Soll durchaus nach diesem Gutachten und zwar nach der Meinung der mehreren Herren verfahren werden."

Basler Chronik

vom 1. August 1888 bis zum 31. Oktober 1889.

I. Politik.

Im abgelaufenen Jahr, am 1. Dezember 1888, fand in Basel die allgemeine Volkszählung statt. Das Departement des Innern, welches das ganze Zählgeschäft zu leiten hatte, ließ durch beinahe 340 Freiwillige, in Bezirken von je etwa 50 Haushaltungen, das Vertheilen der leeren und wieder Einsammeln der ausgefüllten Hefte besorgen. Die eigentliche Zählarbeit leistete ein ständiges Volkszählungsbüreau, welches sich über die kritische Zeit etwa acht Tage vor und vier Wochen nach dem 1. Dezbr. in der Geltenzunft

einrichtete und namentlich vor dem Zähltage von früh vor sechs bis Abends nach acht Uhr jedem Auskunftbegehren auf's Bereitwilligste entsprach.

Das Ergebniß der Zählung stellte sich für den ganzen Kanton Baselstadt wie folgt: 73,754 in der Zählgemeinde und 1150 außerhalb derselben wohnhafte, 74,251 in der Zählgemeinde und 653 außerhalb derselben sich aufhaltende Gezählte. Ferner wurden gezählt 15,883 Haushaltungen und eine ortsanwesende Bevölkerung von 33,657 Männern und 40,594 Frauen. Die Zahl der weiblichen Bevölkerung steht der Zahl der Männer in jedem einzelnen Quartier der Stadt, sowie auch in Riehen bedeutend voran; in Kleinhüningen dagegen kommen sich die beiden Zahlen gleich (660) und in Bettingen zählte man 276 Männer und 193 Frauen. In der Zählgemeinde sind geboren 28,316, in andern Gemeinden des Kantons 817, in andern Schweizer Kantonen 23,060, im Ausland endlich 22,058. Der Heimath nach waren von den Gezählten 20,970 Bürger der Zählgemeinde, 724 Bürger anderer Gemeinden des Kantons, 26,956 Bürger anderer Kantone und 25,601 Ausländer. Die Confessionsstatistik weist auf 50,305 Protestanten, 22,426 Katholiken, 1078 Israeliten und 442 Angehörige anderer Confessionen oder Confessionslose. Es sprechen das Deutsche 71,548, das Französische 2045, das Italienische 374, das Romanische 61, andere Sprachen 223 Personen. Am 5. Januar 1889 fand die kantonale Thätigkeit in Sachen dieser Volkszählung nach außen ihren Abschluß durch ein von der Regierung angebotenes Abendessen im Musiksaal, wozu sämmtliche bei dem Zählgeschäft Betheiligten waren eingeladen worden.

Die stimmfähige Bürgerschaft der Stadt Basel nahm am 18. und 19. November die Neuwahl des weitern Bürgerraths vor. Die beiden Hauptparteien hatten sich zu diesem Wahlgang auf gemeinschaftliche Listen geeinigt, welche ohne Widerstand durch-

gingen. Die Wähler hatten neun erledigte Plätze neu zu beſetzen; die übrigen 31 Mitglieder wurden beſtätigt. Die Betheiligung war eine geringe. — Bei den Erſatzwahlen in den Großen Rath am 27./28. April ſiegten im äußern Bläſiquartier die vereinigten Freiſinnigen und Socialiſten, die Conſervativen dagegen zu St. Alban und bei einer Nachwahl acht Tage darauf im Riehenquartier.

Die erſte in unſern Zeitraum fallende Sitzung des Großen Rathes wurde abgehalten am 8. Oktober 1888, gleich am 22. eine zweite; in dieſen Sitzungen machte die Behörde reinen Tiſch mit einer Reihe Geſchäfte von geringerer Bedeutung, die im Laufe der Sommerferien ſich angehäuft hatten. Als wichtiger Beſchluß verdient einzig Erwähnung die Zuſtimmung zum Bau eines Hilfsſpitals mit einem Koſtenvoranſchlag von Fr. 632,500.

Die Sitzung des 12. November war ausnahmsweiſe ſtark beſucht. Sie dauerte von Vormittags neun bis Abends ſechs Uhr und drehte ſich um die Frage des Eintretens auf die Vorlage betreffend Gerichtsreorganiſation. Bei 41 gegen 41 Stimmen wurde endlich mit Stichentſcheid des Präſidenten Eintreten beſchloſſen. Damit war im Grundſatz der Regierungsentwurf angenommen.

Am 26. November wurden verſchiedene bauliche Vorlagen erledigt und u. A. Ankauf eines Bauplatzes zu Fr. 85,000 im äußern Bläſiquartier genehmigt zum Bau einer neuen Kirche; den am Nachmittag in Angriff genommenen Prüfungsbericht für 1889 erledigte der Rath erſt am 10. Dezember. In ſehr langer Berathung wurden in dieſer Dezemberſitzung dann die erſten 16 Artikel des Entwurfes betreffend Einzelrichter, Sühnverfahren ꝛc. abgewandelt. An der ſehr ſpeziellen Discuſſion betheiligten ſich beinahe alle Juriſten des Rathes, immerhin unter lobenswerther Aufmerkſamkeit auch der Laien. Die erſte Leſung des Entwurfes

wurde am 17. Dezember zu Ende geführt. Da das Geſetz nicht ohne weſentliche Aenderungen am regierungsräthlichen Vorſchlag aus dieſer Berathung hervorging und überhaupt arg zerzauſt worden war, ſo erſchien wünſchenswerth, es vor der zweiten Leſung noch einer redactionellen Vereinigung durch die Regierung unterziehen zu laſſen.

Die erſte Großrathsſitzung im neuen Jahr 1889 ging am 14. Januar vor ſich. Nach Behandlung einiger Vorlagen über Straßencorrectionen und Dohlenanlagen im äußern St. Albanquartier wurde Ueberweiſung eines Anzuges betreffend Einrichtung eines ſtaatlichen Arbeitsnachweisbureaus beſchloſſen. Ferner wies der Rath die Hochbaupläne zu dem neuen Kleinbasler Gottesacker zur Umarbeitung an die Regierung zurück. Am 11. Februar wurde Anlegung eines neuen Werkhofes bei der Strafanſtalt beſchloſſen. Dann trat die Behörde an den Entwurf betreffend obligatoriſche Krankenverſicherung heran. Trotzdem die Sitzung bis Abends acht Uhr dauerte, kam man nicht zu einem Schluß über die Eintretensfrage; erſt nach nochmaligem vierſtündigem Hin- und Herreden in einer Nachmittagsſitzung am 14. Februar gediehen die Verhandlungen zum Ende: es wurde unter Namensaufruf mit 59 gegen 37 Stimmen beſchloſſen, den Entwurf zu nochmaliger Durcharbeitung an eine Commiſſion von 11 Mitgliedern zu weiſen.

Am 14. Januar ſchon hatten Geldgeſchäfte dem Rathe vorgelegen: es waren Fr. 110,637 Nachtragscredit für 1888 bewilligt worden. Am 4. März ſodann kam das Budget für 1889. Ohne weſentliche Aenderungen am Entwurfe der Regierung ward es genehmigt; es weiſt auf an Einnahmen Fr. 5,317,970, an Ausgaben Fr. 6,004,781. 70. Das Deficit von Fr. 686,811. 70 ſoll aus dem Reſervefond gedeckt werden. — Die ordentliche Märzſitzung, in welcher der Große Rath reglementsgemäß den Rück-

ſtändebericht entgegennimmt und ſein Bureau für das im Mai beginnende künftige Amtsjahr beſtellt, wurde ſtatt auf den 11. März (Faſtnacht) erſt auf den 18. März anberaumt. Es wurde als Präſident gewählt alt Rathsherr Dr. C. Burckhardt, als Statthalter Dr. Pl. Weißenbach, als Präſident und Vicepräſident der Regierung wurden bezeichnet Dr. C. Burckhardt-Iſelin und R. Philippi. In eine im Strafgericht entſtandene Lücke wählte der Rath W. Steinmann-Löliger; zum Präſidenten der in gleicher Sitzung ernannten elfgliedrigen Commiſſion für das Krankenverſicherungsgeſetz Dr. Gnehm. Nachmittags lagen die Pläne zum Bau einer Allgemeinen Gewerbeſchule auf dem Kornhausareal vor, deren Koſten auf Fr. 917,000 berechnet waren. Der Große Rath wies ſie mit 63 gegen 13 Stimmen zu nochmaliger Erwägung an die Regierung zurück.

In der Aprilſitzung ertheilte der Große Rath der Regierung mit Einſtimmigkeit die Bewilligung, das Areal zwiſchen Marktplatz, Marktgaſſe, Stadthausgaſſe und Sporengaſſe durch Kauf einiger Liegenſchaften vollends in Beſitz des Staates zu bringen und hernach in geeignet ſcheinender Weiſe wieder zu verwenden, beziehungsweiſe zu veräußern. Die Anwänder des Marktes aber und andre, welche mit dem Plane der Regierung (mäßige Vergrößerung des Marktplatzes) nicht einverſtanden waren, ſammelten etwa 1900 Initiativunterſchriften in der Meinung, es ſolle jener Beſchluß des Großen Rathes aufgehoben und über endgiltige Verwendung des genannten Areals erſt nach deſſen vollſtändiger Freilegung entſchieden werden. Die Initianten wurden aber in der Großrathsſitzung vom 1. Juli abgewieſen und es mußte deshalb ihr Begehren nun dem Volke vorgelegt werden. Dieſes entſchied am 24./25. Auguſt bei ſchwacher Betheiligung mit 3050 gegen 1043 Stimmen im Sinne der Initianten.

Eine von der Regierung vorgeſchlagene Baulinie für die

Freie Straße wurde am 29. April bloß theilweiſe genehmigt und dann die zweite Leſung des Geſetzes betreffend Einzelrichter, Sühnverfahren ꝛc. erledigt. — Die Sitzung vom 13. Mai war die kürzeſte ſeit Jahren, indem trotz der Erheblichkeit der Tractanden beinahe nur die Referenten ſprachen. Der Rath beſchloß im Grundſatz Neueintheilung der Kirchgemeinden der Stadt, ſowie Bau einer Kirche und Schaffung einer dritten Helferſtelle zu St. Leonhard, und wies den Geſetzesentwurf betreffend eine allgemeine Poliklinik discuſſionslos an die Krankenverſicherungscommiſſion. — Am 17. Juli wurde Herr Dr. G. Brotbeck zum dritten Civilgerichtspräſidenten gewählt. Dann beſchloß die Behörde, den Abbruch des Kornhauſes nicht vornehmen zu laſſen, ehe billigere Pläne zu einer Gewerbeſchule vorliegen. Die Initiative betreffend proportionales Wahlverfahren wies ſie einer Commiſſion zu. — In der letzten Sitzung vor den ein Vierteljahr dauernden Rathsferien, 1. Juli, wurde Ankauf der Herbenerſchen Liegenſchaft gegenüber dem Spital beſchloſſen, ebenſo der Ankauf des Wolfgottesacker. Die Commiſſion für proportionales Wahlverfahren wurde mit einer dem neuen Modus ungünſtigen Mehrheit gewählt. Präſident ward Rob. Stünzi-Sprüngli. In der Sitzung vom 23. September 1889 wurde das Rücktrittsgeſuch des frühern Erziehungsdirectors Dr. J. J. Burckhardt-Burckhardt vom Großen Rath angenommen. Im Strafgericht wurde der verſtorbene A. Raillard-Ribecker durch Dr. A. Sulger erſetzt. Aus Anlaß einer Petition der Bäckergeſellen um geſetzliches Verbot der Sonntagsarbeit in den Bäckereien wurde dem Regierungsrathe der Auftrag ertheilt, die Frage einer geſetzlichen Regelung der Sonntagsruhe im Allgemeinen zu prüfen. Ferner bewilligte man der Regierung einen Credit zu probeweiſer Einführung der Regieverpflegung auf dem Lohnhof. — Am 14. Oktober ward nochmals über die Marktplatzinitiative (ſ. oben) geredet und der Großrathsbeſchluß vorbe-

reitet, über den das Volk gemäß ſeinem Beſchluß vom 24./25. Auguſt wird abzuſtimmen haben. Sodann wurde eine Beſteuerung der Actiengeſellſchaften und eine Erhöhung der Banknotenſteuer beſchloſſen.

Die längſt beendigten Arbeiten der Commiſſion zur Vorberathung einer Verfaſſungsreviſion konnten wegen andauernder Krankheit des Vorſitzenden, Prof. Kinkelin, erſt am 21. Oktober 1889 dem Rathe vorgelegt werden, nachdem am 4. September der letztere das Referat über die Angelegenheit an Dr. F. Göttisheim abgetreten hatte. Am 21. Oktober wurde mit 41 gegen 63 Stimmen unter Namensaufruf beſchloſſen, den Entwurf in Angriff zu nehmen. In dieſer Sitzung gedieh er bis zum Artikel 12. Am 28. Oktober ſodann wurde die Arbeit gefördert bis Artikel 24.

Das Finanzdepartement führte im Laufe des Januars 1889 eine Converſion ſämmtlicher 21 Millionen betragender, bisher zu 4 und 4½ % verzinster Staatsſchulden zu 3½ % durch. Die Staatsrechnung für 1888, welche Mitte 1889 erſchien, ſchloß bei Fr. 6,237,012 Einnahmen ſtatt mit dem im Budget vorgeſehenen Deficit von Fr. 182,392 vielmehr mit einem Ueberſchuß von Fr. 529,898. 23.

Umfaſſende Aenderungen im Juſtizweſen wurden durch das Geſetz über Reorganiſation des Civilgerichts eingeleitet. Davon unabhängig vollzogen ſich auf der Canzlei des nämlichen Tribunals ungewöhnliche Perſonalverſchiebungen: Anfangs 1889 verzichtet Dr. Fritz Speiſer auf die Stelle eines Civilgerichtsſchreibers und einer der Subſtituten Dr. Fritz Brägger, rückt an die Stelle vor. Gleichzeitig verläßt auch der zweite Subſtitut, Dr. L. v. Salis, ſeine bisherige Stellung. Das Gericht füllt die ſo entſtehenden Lücken aus mit den DDr. Fritz Götzinger, Advocat in Baſel, und W. Burckhardt, Attaché bei der Schweiz. Legation in Paris. Am 8. März beſtätigte der Große Rath als zweiten Präſidenten des

Civilgerichts Dr. Isaac Iselin auf eine neue Amtsdauer und wählte am 17. Juni an die durch neues Gesetz (betreffend Einzelrichter ꝛc.) geschaffene Stelle eines dritten Civilgerichtspräsidenten, wie bereits oben erwähnt, Dr. G. Brotbeck, bisherigen Untersuchungsrichter. Zugleich fiel die bisher von Dr. R. Grüninger versehene Stelle eines Statthalters für Ehe- und Waisensachen dahin. Als Untersuchungsrichter ersetzte den ausscheidenden Dr. Brotbeck der am 16. Juli gewählte Ernst Probst. Leider blieb die Civilgerichtsschreiberei nicht lange in dieser Zusammensetzung bestehen. Am 7. Juli schon, nachdem er sein Amt kaum ein halbes Jahr bekleidet hatte, erlag Dr. Brägger einem heftigen Typhus. Er starb im Alter von 25½ Jahren und nimmt den Ruhm eines eifrigen, kenntnißreichen Beamten mit ins Grab. Am 20. August wählte das Civilgericht an seine Stelle Dr. Hans Burckhardt; die Lücke, welche dieser als Waisenschreiber ließ, ward ausgefüllt durch Dr. Ludwig Riggenbach.

Auch die Canzlei des Strafgerichts erlitt im Laufe des Jahres Aenderungen. Der langjährige Strafgerichtsschreiber Dr. H. Schönauer Vater trat aus Altersrücksichten zurück; für ihn fand sich Ersatz im bisherigen Substituten Dr. C. Hübscher, an dessen Stelle Dr. H. Schönauer Sohn vorrückte. Die durch dessen Wegzug aus dem Lohnhof erledigte Stelle eines Actuars der Ueberweisungsbehörde ward ausgefüllt durch Dr. F. Völlmy, der bisher auf dem Polizeidepartement beschäftigt war und nun durch Dr. Lüber ersetzt wurde. Dr. H. Schönauer Vater genoß die Ruhe an seinem Lebensabend nicht mehr lange: schon am 15. August raffte ihn der Tod dahin.

In der Berichtsperiode erreichte seine Vollendung das neue Primarschulhaus zu St. Johann, welches mit dem Wintersemester 1888/89 bezogen wurde und vorher dem Publikum zur Besich-

tigung offen ſtand. Es iſt das erſte Schulhaus unſrer Stadt, welches nach den ſogenannten reducirten Normalien gebaut wurde.

Eine Hauptarbeit des Departements des Innern beſtand in der oben geſchilderten Volkszählung. Vom 1. bis 22. Februar ſodann wurden ſämmtliche Wohnungen unſrer Stadt unterſucht und vermeſſen im Verfolg einer vom Großen Rathe ſ. Z. genehmigten Motion. Das Ergebniß der Enquete, welches im Vergleich mit andern Städten ein günſtiges darf genannt werden, ſoll als Material dienen zu einer Wohnungsſtatiſtik, deren geſetzgeberiſche Verwerthung ſich das Departement vorbehält. — Das Polizeidepartement legte in der Klingenthalcaſerne eine kleine Fiſchzuchtanſtalt an. Es geſchah dies zur Durchführung einer im Bundesgeſetz betreffend Jagd und Fiſcherei vorgeſchriebenen Controle über Entfruchtung der zur Schonzeit gefangenen Fiſche. Die Anſtalt warf einen beſcheidenen Geldgewinn ab. — Ueber die Thätigkeit des Erziehungsdepartements berichten wir an anderer Stelle.

Das Sanitätsdepartement, deſſen Thätigkeit naturgemäß nach außen wenig hervortritt, mit ihm zugleich auch unſer geſammtes Staatsweſen erlitt einen ſchweren Verluſt durch den Hinſchied des Directors am Gas- und Waſſerwerk, Oberſtlieutenant Rud. Frei (3. Mai), welcher in zahlloſen Stellungen der Vaterſtadt dienſtbar, auch als Militär und Autorität im Feuerlöſchweſen weitum bekannt war. Wir werden Frei hauptſächlich als Muſter eines pflichtgetreuen Beamten und leutſeligen Mannes in der Erinnerung behalten. Erſatz wurde für ihn gefunden durch die am 3. Juli vom Regierungsrathe getroffene Wahl des Ingenieurs Paul Mieſcher aus Baſel, damals in St. Gallen. — Durch den ganzen Sommer 1889 hindurch herrſchte eine ſehr verbreitete Typhusepidemie, welche jedoch in den meiſten Fällen nicht eben bösartig verlief. Während die Bevölkerung die Urſache gern in dem oft durch die häufigen und plötzlichen Regengüſſe des Sommers getrübten Trinkwaſſer

erblickte, wurde von andrer Seite mit Berufung auf die Autorität Liebermeiſters dem durch den ſchneeloſen Winter gänzlich ausgetrockneten Untergrunde die Schuld beigemeſſen.

Regierungsrath Oberſt R. Falkner wurde, nachdem er noch am 1888er Truppenzuſammenzug als Commandant der vierten Artilleriebrigade theilgenommen hatte, durch den Bundesrath auf ſeinen Wunſch aus dieſer Stellung entlaſſen und ebenſo Regierungsrath Oberſt W. Biſchoff von der Führung der neunten Infanteriebrigade entbunden. Der Regierungsrath ernannte am 29. Dezember zum Commandanten des Landwehrbataillons 54 Hauptmann Emil Burckhardt unter gleichzeitiger Beförderung zum Major. Unſre Caſerne beherbergte wie gewohnt das ganze Jahr hindurch Sanitätsrekrutenſchulen u. dgl. Am 23. Auguſt rückte die Batterie 28 ein und zog am folgenden Tag über Lieſtal nach Grenchen, am 27. Auguſt trat das Bataillon 54 unter die Fahne und fuhr noch am ſelben Dienſtag nach Bipp. Nach Abſolvirung der Vorkurſe nahmen beide Einheiten an den Manövern der dritten gegen die fünfte Diviſion theil; dieſe fanden vom 7.—12. September im untern Emmenthal ſtatt. — Die Cadetten ſchloſſen den Dienſt des Sommers 1888 am 8. und 9. September mit einem Ausmarſch in die Gegend von Farnsburg. Am 20. und 21. Auguſt 1889 nahmen ſie theil an den zum Andenken an die 1789 erfolgte Gründung des erſten Cadettencorps der Schweiz veranſtalteten Manövern und Feſtlichkeiten in Aarau. Das Corps erlitt einen Verluſt durch den Tod des Inſtructors J. U. Luthy, welcher am 5. Juli ſtarb.

Prof. Ed. Hagenbach-Biſchoff veranlaßte Anfangs 1889 die Hauptorgane der politiſchen Minoritäten in unſrer Stadt, Quartiervereine, Katholikenverein und Arbeiterbund, am 18. Februar ſich an einem praktiſchen Verſuch mit dem proportionalen Wahlverfahren in der Burgvogteihalle zu betheiligen. Der Verſuch

fiel ſo aus, daß die Durchführbarkeit der Minoritätenvertretung, für Baſelſtadt wenigſtens, über jeden Zweifel geſtellt wurde. Die Sache nahm bald ernſtere Geſtalt an, indem die oben genannten Minderheiten gegen Ende März beſchloſſen, durch ein Initiativbegehren mit Unterſchriftenſammlung die Frage der Minoritätenvertretung reſp. des proportionalen Wahlverfahrens vor das Volk zu bringen. Als kurze Zeit hernach ein darauf hinaus laufendes Initiativbegehren mit der die erforderliche Ziffer weit überſchreitenden Zahl von 2500 Unterſchriften bei den Behörden einlief, wurde die Sache officiell. Am 17. Juni und am 1. Juli befaßte ſich der Große Rath mit der Angelegenheit. (Siehe oben.)

Am 8. November 1888 ſah die Burgvogteihalle eine von Kleinbaslern aller Stände und Parteifarben einberufene Verſammlung. Wenige Tage vorher war durch amtliche Baupublikation bekannt geworden, die Heilsarmee gedenke am Dolderweg ein Verſammlungslokal zu bauen. Dem Proteſt hiegegen galt jene Verſammlung. Leider ließ man etliche Redner, welche für die angegriffene Sekte einſtehen wollten, nicht zu Worte kommen. Der Vermiether und Eigenthümer der Liegenſchaft zog übrigens hierauf ſein Baubegehren zurück. Am 16. Januar 1889 erließ der Regierungsrath eine Verordnung, welche die Bewegung der Heilsarmee einſchränkt und die Theilnahme an deren Verſammlungen weſentlich erſchwert. Gegen dieſe Verordnung wurde in der Folge beim Bundesgericht Beſchwerde eingelegt.

Die Affäre Wohlgemuth findet hier nur inſofern Erwähnung, als ſie ſich mit Baſel berührte. Man weiß, daß der Mülhauſer Polizeiinſpector Wohlgemuth am Oſterſonntag im benachbarten Rheinfelden auf Spitzelwegen war ertappt und nach einigen Tagen über die Grenze geſchafft worden. Der in Baſel niedergelaſſene bayriſche Schneidermeiſter Balthaſar Anton Lutz-Ehrle, ein bekannter Socialiſt, hatte in der Angelegenheit eine keineswegs ganz

aufgeklärte, jedenfalls nicht unzweideutige Rolle gespielt und wurde deshalb aus dem Gebiete der Eidgenossenschaft verwiesen. Bei dem Zeitungskrieg, der infolge dessen zwischen der Schweiz und Deutschland sich entspann, wurde durch eine Reihe von Correspondenzen im „Hamburger Correspondenten" auch Basel und die Gesinnung seiner Bevölkerung in wenig rücksichtsvoller Weise erörtert. Als Verfasser bekannte sich bald der Geschichtsprofessor an unsrer Universität, Jul. v. Pflugk-Harttung. Die Studentenschaft faßte daraufhin den Beschluß, die Collegien dieses Herrn nicht weiter zu besuchen und erklärte in einer Versammlung vom 20. Juli fünf Commilitonen, welche diesem Beschluß keine Nachachtung gaben, in Verruf. Der bezügliche Anschlag am schwarzen Brett wurde durch den Pedellen auf Veranlassung des Rectors entfernt. Am 5. Oktober wurde das Entlassungsgesuch des genannten Professors dann von der Regierung genehmigt und wenige Tage darauf verließ er mit seiner Familie unsre Stadt. — Es gehört nicht hierher, zu schildern, wie die Bundesbehörden durch den Conflict mit Deutschland zu schärferem Vorgehen gegen anarchistische Umtriebe veranlaßt wurden. Doch hängt damit zusammen, daß nachdem am 19. August ein anarchistisches Pamphlet in der Stadt massenhaft verbreitet worden, einer der Expedienten, ein neunzehnjähriger in Basel wohnhafter Schriftsetzer aus dem Solothurnischen am 29. August verhaftet wurde. Seine Abhörung geschah durch eidgenössische Beamte.

Schon bevor die Referendumsunterschriften gegen das eidgenössische Betreibungs- und Concursgesetz die verfassungsmäßig zu einer Abstimmung erforderliche Zahl erreicht hatten, bildete sich auch in Basel aus namhaften Juristen ein Comite, um für Annahme des Entwurfes zu wirken. Am 21. Mai constituirte sich dasselbe in einer Sitzung zu Safran. Vorsitzender wurde Regierungsrath Brenner; weiter gehörten dem Comite an u. A.

Regierungsrath Speiser, Dr. Karl Stehlin, Prof. L. v. Salis, Dr. R. Temme. Später wurde dann mit Vorträgen ꝛc. eine Agitation eingeleitet; die erste Versammlung fand am 22. Oktober 1889 zu Safran statt.

Auf Grund des Großrathsbeschlusses vom 26. November 1888 beschloß die Regierung am 17. April des folgenden Jahres die Anfertigung von Plänen für eine neue Kirche im äußern Bläsiquartier zur freien Concurrenz auszuschreiben, und bestellte ein Preisgericht. Am 30. August fällte dieses Gericht nach Prüfung der 44 eingelaufenen Pläne seinen Spruch und gab den ersten Preis dem Entwurfe von Felix Henry in Breslau (Kirche in gothischem Stil), den zweiten dem von Herrn Pfeifer in München (romanisch), den dritten dem von L. W. Th. Doflein in Berlin und den vierten dem von Joh. Vollmer in Berlin (beide letztern gothisch). Die Pläne wurden dem Publikum während zehn Tagen im Oberlichtsaale der Kunsthalle ausgestellt.

Der eine der drei Vertreter von Baselstadt im Nationalrath, Regierungsrath Dr. C. Burckhardt-Iselin, reichte Anfangs September 1889 den Bundesbehörden aus Gesundheitsrücksichten seine Entlassung als Nationalrath ein. — Mitte Oktober 1888 wurde der Basler Dr. Leonh. Fininger zum ersten Botschaftsrathe bei der Schweiz. Legation in Berlin ernannt, an Stelle des auf den Gesandtschaftsposten in Washington versetzten Legationsrathes de Claparede.

In einer Todtenschau der in unsrer Berichtsperiode verstorbenen Politiker erwähnen wir zuerst, obwohl er mit Basel nur mittelbar im Zusammenhange steht, den hochverdienten, am 27. November 1888 verstorbenen Bundespräsidenten W. F. Hertenstein. Zu seiner Beerdigung am 30. November reisten nach Bern die Regierungsräthe Dr. C. Burckhardt-Iselin und W. Bischoff, ferner die Universitätsfahne mit Geleite, endlich Abord-

nungen der ſtudentiſchen Verbindungen mit deren Fahnen. Am Begräbnißtage flatterte von unſrem Rathhauſe die umflorte Standesfahne; von den Conſulaten die Flaggen der fremden Mächte auf Halbmaſt.

Am 11. Januar 1889 ſtarb achtzigjährig Amadeus Merian, welcher in den Tagen der rüſtigen Kraft ſeiner Vaterſtadt diente als Bauinſpektor, ſpäter als Stadtrath und Großrath. Als Architekt erbaute er u. A. das Gaſthaus zu den drei Königen und das Caſe Spitz. Er war Beſitzer der ſeit dem 16. Jahrhundert ununterbrochen ſeiner Familie angehörigen Säge im Sägergäßchen. — Am 20. des nämlichen Monats legte ſich Oberſt Samuel Bachofen-Fininger zur ewigen Ruhe. Bei der Grenzbeſetzung im Jahre 1870/71 commandirte er eine Infanteriebrigade. Zur Zeit der alten Verfaſſung ſaß er im Kleinen Rath und gehörte dort der liberalen Oppoſition an. Später eröffnete er wiederholt die Sitzungen des Großen Rathes und der Synode als Alterspräſident; in E. E. Zunft zu Metzgern war er lange Jahre hindurch Meiſter. — Nur vier Tage nach Bachofen ſtarb im benachbarten Arlesheim Oberſt Aug. Alioth-Falkner, durch ſeine induſtriellen Gründungen ein Wohlthäter des Birsecks. In ſeinen Söhnen ſchenkte er der Stadt Baſel eine Reihe trefflicher Bürger. — Ihm folgte am 14. März ſein Schwager L. G. Burckhardt-Alioth, welcher erſt zu Anfang der ſiebenziger Jahre in ſeiner Vaterſtadt ſich dauernd niederließ und ſofort Mitglied des Kleinen Rathes wurde. Später war er hauptſächlich bekannt durch ſeine gemeinnützige Thätigkeit (Kleinkinderſchulen, Bad- und Waſchanſtalt).

Im Frühling 1889 wurden zwei der letzten Officiere der ſtädtiſchen Macht von 1833 zu Grabe getragen. Am 5. April ſtarb 88-jährig Chr. Ronus-Gemuſens, der am 3. Auguſt 1833 als Artilleriehauptmann durch einen Schuß in den Oberſchenkel

verletzt wurde, und am 21. Mai der 1. Juni 1799 geborne J. J. Dietschy-Lichtenhahn, dem an jenem Tag ein Pferd unter dem Leib erschossen ward. Seit 1835 war Dietschy Chef der Bandfabrik Hans Balth. Burckhardt & Sohn. Seine Vaterstadt ist ihm Dank schuldig für seine uneigennützige Thätigkeit als Großrath, Eherichter und Zunftvorsteher zu Brotbecken. — Mit Dr. jur. Ed. Heusler-Gyger, der am 13. August 58-jährig starb, ging ein Mann zur Ruhe, der s. Z. als Vertreter eines gemäßigten Fortschrittes keine unbedeutende politische Rolle spielte. Wiederholt nahm der reich begabte Mann den Präsidentenstuhl des Großen Rathes ein. Gegen das Lebensende zog er sich mehr zurück. Heusler war einer der Hauptförderer der Birsigthalbahn und der erste Vorsitzende von deren Verwaltungsrath. — Auf Wittwald bei Eptingen starb am 15. August Prof. Heinrich Gelzer-Sarasin, ein geborner Schaffhauser, welcher unter den Politikern erwähnt wird nicht nur um der Thätigkeit willen, die er in Basel entwickelte. Gelzer blieb als Vertrauter Friedrich Wilhelms IV. und Rathgeber des badischen Fürstenhauses nicht ohne Einfluß auf den Gang der Zeitgeschichte. Er hatte in Bern, Berlin und Basel neuere deutsche Litteratur und Geschichte gelehrt, auch durch öffentliche Vorträge einem größern Zuhörerkreis vielfache Belehrung geboten. — Am 1. September verunglückte auf einer Bergtour bei Weesen J. Aug. Raillard-Nibecker im Alter von nahezu 70 Jahren. Als Großraths-, Synodal- und Kirchenrathsmitglied, als Richter und als Militär stellte er sich in den Dienst der Oeffentlichkeit und leistete überall Vollkommenes. Raillard war ein begeisterter Freund der Alpen und gewandter, ausdauernder Bergsteiger.

Endlich nennen wir noch den am 17. Februar in Arlesheim verstorbenen Dr. Emil Remig. Frey, welcher sich zwar selbst zur Zeit der dreißiger Revolutionswirren von seiner Vaterstadt los-

gesagt hatte, aber als einer der Leiter der damaligen Bewegung auf der Landschaft, sowie der spätern basellandschaftlichen Politik nicht ohne Einfluß auch auf die Geschicke Basels geblieben ist.

II. Unterricht und Cultus.

Unsre Hochschule hatte zu Beginn des Zeitabschnittes, über den unsre Chronik sich erstreckt, eine Krisis durchzumachen. Der Germanist Prof. O. Behagel hatte Basel zu Ende des Sommersemesters 1888 verlassen, einem Rufe nach Giessen folgend, und Prof. E. Huber war nach Halle abgegangen; bald nachher nahmen die Professoren J. Volkelt und R. Smend, dieser einen Ruf nach Göttingen, jener nach Würzburg an; Prof. R. Stähelin dagegen beschied eine Berufung nach Marburg abschlägig und Prof. Fehling, der von der medizinischen Fakultät Giessen dorthin wollte gezogen werden, entschied sich, ehe es zu einem eigentlichen Ruf kam, für Basel. An Stelle Behagels berief der Regierungsrath, nachdem es eine Zeit lang geschienen hatte, als sollte sich Prof. Bächtold von Zürich nach Basel ziehen lassen, am 15. Sept. Dr. R. Kögel aus Leipzig und übertrug die bisher durch Prof. Huber gelesenen Fächer an Prof. Salis und Dr. Karl Stehlin. Als Ersatz für Prof. Volkelt ernannte am 8. Dezember der Regierungsrath den bisherigen außerordentlichen Philosophieprofessor Dr. Hans Heußler zum Ordinarius und bezeichnete den bisherigen Privatdocenten der Theologie Dr. Friedrich Hemann zum außerordentlichen Professor der Philosophie; an Stelle Smends war schon acht Tage zuvor Dr. Bernhard Duhm aus Göttingen berufen worden, welcher am Jubelfest der akadem. Gesellschaft (25. Nov. 1885) von Basel zum Ehrendoktor der Theologie war ernannt worden. Am 16. Januar wurde der außerordentliche Professor der Physik an der Leipziger Hochschule, Dr. Karl Von der Mühll, ein Basler, als außerordentlicher Professor für mathematische Physik berufen und unterm

15. Februar ertheilte die Curatel die venia legendi an die DDr. Rud. Thommen aus Basel für Geschichte und Emil Burckhardt aus Basel für Chirurgie.

Am 21. Mai berief an des abtretenden Dr. Schnedermanns Stelle der Verein für christlich-theologische Wissenschaft den Licentiaten Otto Kirn, Diakon in Besigheim, früher Repetenten in Tübingen, als Lehrer der systematischen Theologie nach Basel.

Am 31. Mai wurde Dr. Karl Mellinger als Privatdocent für Augenheilkunde in den Lehrkörper aufgenommen. Am 22. Juni rückten die bisherigen Privatdocenten DDr. Ad. Baumgartner, Alb. Riggenbach und Fr. Zschokke zu außerordentlichen Professoren vor.

Am 15. November beging die Hochschule ihre Jahresfeier; Prof. J. Kollmann als Rektor sprach in der Aula über die Einheit der Wissenschaften. Hernach wurde Prof. Andr. Heusler in Anerkennung seiner Verdienste um die Geschichte und aus Anlaß seines im vergangenen Frühjahr gefeierten Docentenjubiläums zum Dr. phil. hon. c. ernannt. Einige Monate später, zu Beginn des Jahres 1889, wurde von der naturwissenschaftlichen Abtheilung der philosophischen Fakultät das Ehrendoktorat ertheilt an F. Mühlberg von der Kantonsschule in Aarau und P. Koby vom Collège in Pruntrut.

Am 22. November sodann wählte die Regenz zum Rektor für das Studienjahr 1889 Prof. G. Soldan, zum Schreiber Prof. L. Salis.

Ueber die Frequenz der Universität läßt sich nur Erfreuliches berichten. Im Wintersemester 1888/1889 besuchten die Anstalt 366 immatriculirte und 88 nicht immatriculirte Zuhörer. Von den erstern stammten nicht weniger als 104 aus Baselstadt, aus der übrigen Schweiz 196. Das Sommersemester 1889 zählte 358

immatriculirte und 49 nicht immatriculirte Zuhörer, darunter 111 Basler, 182 aus der übrigen Schweiz.

Unsre Studentenschaft machte in der Stadt wenig von sich reden. Am meisten Bewunderung erntete der große Heinrichscommers der Verbindung Zofingia (6. Juli.) Dafür wurden die Studenten Ende Juli und Anfangs August in Paris viel besprochen, als eine Abordnung in vollem Wix sich über eine Woche dort aufhielt zur Betheiligung an den Einweihungsfeierlichkeiten für das neue Sorbonnegebäude. — Vom 26.—28. September beging das Gymnasium die Feier seines 300jährigen Bestandes. Am Abend des 26. fand in der Kunsthalle die Begrüßung der Festgäste statt, welche fast von allen schweizerischen und den benachbarten ausländischen Schwesteranstalten gekommen waren. Den eigentlichen Festtag, 27. September, bezeichnete am Vormittag ein weihevoller Festakt im Münster, Nachmittags eine Tafel im Musiksaal, die ihre besondere Signatur erhielt durch thätige Mitwirkung der Jugend bei Schmaus und Unterhaltung. Am dritten Tag endlich erfreuten sich die untern Klassen eines Massenschulspaziergangs. Ehemalige Schüler der Anstalt überreichten einen Fond von nahe an Fr. 17,000 für Schülerreisen; von den Festschriften erwähnen wir nur die aus dem Lehrercollegium der Anstalt selbst hervorgegangenen: Theophil Burckhardt-Biedermanns Geschichte des Gymnasiums, die Einladungsschrift von Lehrern der Anstalt, einen werthvollen Sammelband und Achilles Burckhardts Ausgabe der Briefe des Thomas Platter an seinen Sohn Felix.

Unsre übrigen Schulanstalten gingen ruhig ihren Weg. Nur selten hörte bei Anlaß einer Aufführung oder eines Concertes die Oeffentlichkeit von ihnen. — In der Lehrerschaft kamen außergewöhnliche Verschiebungen nicht vor; einige Neuwahlen und Versetzungen vermochten den Gesammtcharakter der verschiedenen Konferenzen nicht wesentlich zu ändern.

Dagegen hat im abgelaufenen Jahre der Tod in unſre Lehrercollegien an verſchiedenen Anſtalten tiefe Lücken geriſſen. Die Univerſität vor allem beklagt den am 12. December erfolgten Hinſchied ihres 1816 gebornen Philoſophieprofeſſors Karl Steffenſen. Steffenſen wurde am 16. beſtattet. Aber erſt am 19. fand der übliche Fackelzug zu ſeinen Ehren ſtatt, und auch da machte nur ein Theil der Studentenſchaft mit, gewiſſer Streitigkeiten wegen. Es mag uns geſtattet ſein, das Bedauern auszuſprechen, daß derartige Streitigkeiten ſelbſt nicht am friſchen Grab eines hochgeſchätzten Lehrers unterbleiben konnten.

Das Gymnaſium erlitt einen indirekten Verluſt durch den Tod ſeines frühern Rektors Dr. J. R. Burckhardt-Burtorf. Geboren 1801, hatte dieſer Lehrer 55 Jahre dem baslerischen Schuldienſte gewidmet. Burckhardt war ein vorzüglicher Pädagog der alten Schule. Seit einem Jahrzehnt genoß er ein wohlverdientes otium cum dignitate. In frühern Jahren war er Mitglied der Curatel geweſen. Der Doktortitel war ihm honoris causa geſchenkt worden. — Am 25. Februar folgte ſeinem Rektor in die Ewigkeit Karl Kienle, welcher einer langen Reihe von jungen Baslern die Anfangsgründe des Lateins beigebracht hat.

Mit dem 75jährigen Beneb. Meyer-Krauß, der am 11. Febr. dahinſchied, iſt ein Veteran der Primarſchulen von uns gegangen. Meyer fand neben ſeiner Berufsthätigkeit noch Zeit zu eifrigem Studium der Lokalgeſchichte und hatte als Heraldiker einen Namen. Vor allem aber ſoll hier auch gedacht werden der reichen Porträtſammlung (über 40,000 Stück), welche unſre Univerſitätsbibliothek ſeinem Sammelfleiß verdankt. — Am 6. December 1888 iſt der frühere Reallehrer Aug. Jenni-Hörler geſtorben.

Einen ſehr erwünſchten Ueberblick über die Thätigkeit des Erziehungsdepartements im allgemeinen bot die Ausſtellung, welche vom 23.—27. März im Singſaale des Steinenſchulhauſes abge-

halten wurde, von alle dem, was von hier an Bildungsmaterial durch das genannte Departement nach Paris zur Weltausstellung geliefert wurde. Gleichsam den Katalog zu dieser Ausstellung besorgte Schulinspektor Dr. Ph. A. Largiadèr mit einer eingehenden, fein ausgestatteten Brochüre über Basels Schulwesen von 1881/1888, welche im Laufe des Juni erschien.

Die Frage nach dem Sitze des Schweiz. Nationalmuseums kam durch den Tod des Basler Baumeisters Ludwig Merian, welcher die noch nicht bestehende Anstalt zu seinem Haupterben einsetzte, plötzlich in Fluß. Man nahm von vorne herein an, der Bundesrath werde sich für Errichtung eines solchen Museums aussprechen, die Räthe werden demgemäß beschließen und so stellte sich vor allen andern Schweizerstädten Basel als Bewerberin ein. Schon in der vorjährigen Chronik wurde erwähnt, daß die Historische Gesellschaft sich zu Gunsten dieser Bewerbung ausgesprochen, daß die Regierung mit ihrer Autorität das Unternehmen stützte, daß von Privaten eine namhafte Summe an freiwilligen Gaben zusammengelegt wurde zur Instandstellung der Barfüßerkirche, in deren Räumen man das Museum unterzubringen gedachte. Die mittelalterliche Sammlung, deren Vereinigung mit dem Nationalmuseum, sofern dieses zu uns komme, als selbstverständlich vorausgesetzt wurde, sandte zur Wintersession der Räthe nach Bern ihren trefflichen illustrirten neuen Katalog mit einer vornehm ausgestatteten Bewerbungsschrift. Der endgiltige Entscheid wird voraussichtlich erst nach Erscheinen des vorliegenden Bandes fallen.

Man ist in Basel entschlossen, auch im Falle, daß das Nationalmuseum einer andern Schweizerstadt zugesprochen würde, die Barfüßerkirche auszubauen, dann für die mittelalterliche Sammlung allein. Nachhaltiger Hilfe von Behörden, Korporationen und Privaten glaubt man auch bei dieser Gestaltung der Frage sicher

ſein zu dürfen. Ueber die infolge Preisausſchreibung eingelaufenen Pläne zum Ausbau der Barfüßerkirche für Sammlungszwecke entſchied eine Jury am 10. Juli. Ein erſter Preis wurde nicht ertheilt, dagegen je ein zweiter dem Architecten Em. La-Roche und den gemeinſam ſich bewerbenden Brüdern G. und J. Kelterborn, endlich ein dritter an Armin Stöcklin.

Wir erwähnen gern an dieſer Stelle unter den Bildungsinſtituten unſerer Stadt die an wenig Orten ſo weitgehenden Beſtrebungen vieler Bürger und Einwohner, die Schätze ihres Wiſſens einem weitern Kreiſe nutzbar zu machen. Da denken wir an die academiſchen Vorträge, welche auch im vergangenen Winter reichlich Belehrung boten, leider aber nicht ihrem Werth entſprechend beſucht wurden. Die Commiſſion für die academ. Vorträge beſchloß deßhalb, nicht zu Jedermanns Freude, im Winter 1889/90 die Vorträge einzuſtellen. — Größer war der Zudrang jeweilen zu den populären Vorträgen im Bernoullianum. Dieſe wenden ſich an andere Zuhörerkreiſe und greifen manchmal zu Mitteln der Veranſchaulichung, welche geeignet ſind, eine mehr ſchauluſtige als wiſſensdurſtige Menge anzuziehen. Dieſes Inſtitut beging am 22. Juni die Feier ſeines 25jährigen Beſtandes, mit einem fröhlichen Zuſammenſein der Commiſſion und vieler der Vortragenden im Bottminger Schlößchen. Im ganzen waren während des abgelaufenen Vierteljahrhunderts von 140 Vortragenden 841 Vorträge gehalten worden.

Unter den Fachvereinen, welche ſich der Pflege wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen widmen, nennen wir hier bloß die Hiſtoriſche Geſellſchaft; ſie wurde im Winter 1888/1889 durch Dr. L. Sieber geleitet und bot ihren Mitgliedern zur Einleitung in's Winterſemeſter einen genußreichen Ausflug nach St. Urſanne (4. Oct. 1888), dann eine Reihe von gut beſuchten Vortragabenden, an die ſich ſtets belebte zweite Akte anſchloſſen, endlich ein gelungenes

Schlußfeſt im Frühjahr, im Sommer einen Beſuch des Bottmingerſchloſſes und am 13. Okt. zur Eröffnung des neuen Vereinsjahres einen Ausflug nach Rappoldsweiler im Elſaß. Am 24. Oktober wurden die regelmäßigen Winterſitzungen eröffnet. Die Naturforſchende Geſellſchaft erfüllte in ihrem Kreis entſprechende Aufgaben.

Eine ſeltene Ehre widerfuhr unſerer Stadt dadurch, daß vom 10.—12 Sept. 1889 in ihren Mauern der internationale Phyſiologencongreß tagte, um deſſen Zuſtandekommen und erfolgreiche Durchführung ſich vor Allen Prof. Fr. Mieſcher hervorragende Verdienſte erwarb. Es kamen zu den Verhandlungen dieſes Congreſſes, die im Veſalianum und im Bernoullianum abgehalten wurden, 129 Theilnehmer aus aller Herren Ländern, meiſt Größen der phyſiologiſchen Wiſſenſchaft. Der geſellige Theil des Congreſſes ſpielte ſich im Schützenhauſe, zu Safran und im Caſino ab.

Am 9. und 10. Juni 1888 war zum 2. Helfer an der St. Petersgemeinde der Candidat der Reformpartei, Pfr. R. Gſell in Churwalden, mit 410 gegen 358 Stimmen gewählt worden und nicht lange hernach hatte Dr. Ed. Kern der Regierung eine Beſchwerdeſchrift eingereicht gegen dieſe Wahl, weil der Ernannte weder das Concordatsexamen beſtanden habe, noch dem baſelſtädtiſchen Miniſterium angehöre, mithin nicht wählbar ſei. Als die Regierung den Recurs abwies, ward er ans Bundesgericht weitergezogen, dieſes aber erklärte ſich incompetent (8. Dez.) und der Sache ſcheint eine weitere Folge von keiner Seite gegeben worden zu ſein.

Der poſitive Gemeindeverein zu St. Leonhard beſchloß am 14. November 1888 mit begeiſterter Einſtimmigkeit, von ſich aus den Bau einer Kirche in der äußern St. Leonhardsgemeinde an Hand zu nehmen, faſt gleichzeitig mit dem Beſchluß des Großen

Rathes, den Bauplatz für eine Kirche im äußern Bläſiquartier zu kaufen (26. Nov. 88). Die Regierung, welcher das Entſtehen privater Kirchenbauten im Intereſſe der Landeskirche nicht einerlei ſein konnte, ergriff nun die Angelegenheit, und nachdem ſchon Mitte März eine Concurrenz ausgeſchrieben war zur Einreichung von Plänen für die Bläſikirche, ging Ende desſelben Monats den Großrathsmitgliedern eine Vorlage zu über Neueintheilung der Kirchgemeinden in der Stadt und Bau eines neuen Gotteshauſes in der St. Leonhardsgemeinde. Unter dieſen Umſtänden beſchloß der poſitive St. Leonhards-Gemeindeverein, einſtweilen eine zurückhaltende Stellung einzunehmen und die weitere Entwicklung abzuwarten. Die Angelegenheit wurde ſo förderſam betrieben, daß ſchon am 31. Auguſt/1. Sept. an die neue Helferſtelle zu St. Leonhard mit 361 von 392 Stimmen gewählt wurde der poſitive Candidat, Pfr. Ed. Preiswerk in Thayngen. Die Reformer hatten niemand vorgeſchlagen und hielten ſich von der Wahl fern. Schon am 20. Okt. wurde der Neugewählte feierlich in ſein Amt eingeführt.

Am 18. und 19. Mai wurde die Synode der evangeliſch-reformirten Landeskirche zur Hälfte neubeſtellt; acht Tage ſpäter waren im Münſter, zu St. Peter und in Riehen Nachwahlen nöthig. Im Ganzen ſiegte die poſitive Partei. In der erſten Sitzung der neu beſtellten Behörde am 27. Juni wurde Reg.-Rath Falkner zum Präſidenten, Dr. Karl Mieſcher zum Statthalter gewählt. Der kirchenräthliche Bericht pro 1888 wurde genehmigt und zur Berathung über den Entwurf einer neuen Agende eine neungliedrige Commiſſion gewählt unter dem Vorſitze von Antiſtes Stockmeyer.

Im Basler Großrathsſaale trat am 13. Juli unter Leitung von Reg.-Rath Philippi die altkatholiſche Nationalſynode der Schweiz zuſammen.

Die römiſch-katholiſche Gemeinde in Baſel empfing am 26.

Mai den erſten Beſuch ihres neuen Biſchofs Leonhard Haas. Am Vormittag fand in der Clarakirche Firmung ſtatt; nach dem Bankett ward Nachmittags die Marienkirche und der dort verſammelte Marienverein beſucht. Dann verfügte ſich der Prälat nach Allſchwyl und den Abend verbrachte er wieder mit dem katholiſchen Männer- und Geſellenverein in Baſel.

III. Privatthätigkeit zu öffentlichen Zwecken.

Während des abgelaufenen Jahres wurden die Geſchäfte der Gemeinnützigen Geſellſchaft geführt durch den Vorſtand, mit Reg.-Rath Dr. Zutt als Vorſteher an der Spitze; in der Schlußſitzung des Winterſemeſters 1888/89 wurde zu deſſen Nachfolger Dr. Iſaac Iſelin gewählt, der Erſtgenannte nimmt im kommenden Jahre ſtatutengemäß den Stuhl des Statthalters ein. Am 31. Dez. 1887 hatte die Geſellſchaft das Gebäude der Schmiedenzunft käuflich als ihr Heim an ſich gebracht. Der Ausbau, welcher im Spätjahr 1889 vollendet wurde, gereicht den leitenden Architecten, Viſcher und Fueter zur Ehre, der Stadt zum Schmuck. Während die Geſellſchaft vor allem auf practiſche Einrichtung der Räume ihr Augenmerk richten mußte, ſorgte für künſtleriſchen Schmuck ein Mitbürger, Adrian Iſelin in New-York, welcher die zur Errichtung eines Standbildes für ſeinen Vorfahren Iſaac Iſelin, den Stifter der Geſellſchaft, erforderliche Summe ſchenkte. Die von einem Preisgericht ausgeſchriebene Concurrenz über dies Standbild wurde von drei Schweizer Künſtlern benützt und als beſte der eingegangenen Arbeiten die des Bildhauers Lanz aus Biel, in Paris, bezeichnet; zu Ende Mai und Anfangs Juni waren die drei Modelle kurze Zeit in der Kunſthalle ausgeſtellt. Am 27. Mai war in die untern Räume der Schmiedenzunft die Kaffeehalle zu Schmieden eingezogen; im Laufe des Sommers wurden andere Räumlichkeiten des Baues ihrer Beſtimmung übergeben.

An die Frauenarbeitsschule der Gemeinnützigen Gesellschaft, welche am 30. März ihr Jahresfest feierte, schließt sich seit dem Herbst laut Beschluß der Gesellschaft vom 5. April eine Koch- und Haushaltungsschule an. Sie ist zugleich Kosthaus für die Schülerinnen, steht unter tüchtigster Leitung und soll namentlich den weniger begüterten Ständen Nutzen bringen.

Die Academische Gesellschaft sieht ihre erste Aufgabe in Unterstützung der Hochschule zum Bau und zur Einrichtnng neuer wissenschaftlicher Anstalten und in der Ausrichtung von Besoldungszulagen an verdiente Universitätslehrer. Sie besitzt ein Vermögen von mehr als Fr. 700,000.

Speziell Zwecken der Wohlthätigkeit dient die Freiwillige Armenpflege. In der allgemeinen Sitzung vom 14. Nov. 1888 erlitt der Personalbestand des leitenden Vorstandes eine Aenderung: es schieden aus J. Müller-Stähelin und H. Götz-Hauser, und wurden ersetzt durch F. Greuter-Engel und Aug. Raillard-Schmid. Präsident und Seckelmeister wurden von der Commission aus ihrer Mitte gewählt in der Person von Ed. Bruckner-Merian und Alf. Ehinger-Heusler, an Stelle des die Vorsteherschaft niederlegenden Oberst A. Bischoff-Merian und des bisherigen Cassiers Rud. Stähelin-Stähelin. — Die Commission zur Fürsorge für Erholungsbedürftige kaufte Anfangs November 1888, weil die bereits ihr gehörigen Räume des „Rosengarten" in Langenbruck je länger je unzulänglicher werden, auch die in nächster Nähe des „Rosengarten" liegende „Au", welche ganz besonders für Knaben soll eingerichtet werden.

Am Himmelfahrtsfest, 30. Mai, feierte die Riehener Taubstummenanstalt ihr 50. Jahresfest. Zu diesem Anlasse strömten zahlreiche frühere Zöglinge zusammen. Auf dem Friedhof am Grabe Arnolds begann die Feier, in der Anstalt ward sie fortgesetzt. Ein Festessen vereinigte die Theilnehmer im Ochsen;

Nachmittags ſchloß ſich die öffentliche Feier in der Kirche an. — Die Diaconiſſenanſtalt in Riehen weihte Anfangs October ein ſtattliches Haus ein als Heimſtätte für alte, im Dienſte ſchwach gewordene Schweſtern. Einige Wochen ſpäter feierte ſie in beſcheidener Weiſe ihr Jahresfeſt.

Mit dem Schulweſen hängt zuſammen die Ferienverſorgung armer Schulkinder, für welche am 24. Mai ein Aufruf erlaſſen ward. Wie in den vorhergehenden Sommerferien konnten übers ganze Baſelbiet zerſtreut eine Reihe von Feriencolonien eingerichtet und mehrere hundert Schulkinder verſorgt werden. Die Suppenaustheilung für arme Schulkinder, im Winter 1888/89 erſtmals ins Leben getreten, nahm am 29. März die Summe von über 1000 Franken ein als Ertrag eines Concertes, das die Geſangs-Eliten der Töchterſchule bei Schluß des Schuljahres in der Eliſabethenkirche veranſtaltet hatten. Am 12. Juli traten Liedertafel, Männerchor und Liederkranz mit ihren Wettgeſängen vom Schaffhauſer Sängertag auf und erſangen zu Gunſten der Ferienverſorgung 765 Fr. 50. Am 7. Juli hörte die Gemeinde Riehen in ihrer Kirche ein Concert des dortigen Elitenchores zu Gunſten der Reiſecaſſe der Secundarſchule.

Der Verein, deſſen Aufgabe Pflege des Gewerbes in erſter Linie wäre, der Gewerbeverein, leidet an einer gewiſſen Theilnahmloſigkeit der Mitglieder. Immerhin wurden von ihm Concurrenzen von Lehrlingsarbeiten ausgeſchrieben und bei der Prämirung am 10. März 1889 ſtellten ſich 43 Lehrlinge ein, deren 24 prämirt wurden. Auch bemühte er ſich in anerkennenswerther Weiſe um Staatsbeiträge, um Basler Meiſtern und Geſellen die Reiſe zur Weltausſtellung nach Paris zu ermöglichen und auferlegte ſich zu dieſem Zwecke ſelbſt namhafte Opfer. Die Vergünſtigungen wurden von vielen Meiſtern und Geſellen benützt.

Unſere Zünfte bethätigen ſich nach außen einzig noch mit

ihren jährlich wiederkehrenden Vergabungen, deren Verzeichniß ſtets im Herbſt in den Tagesblättern wiederkehrt und ſich in runder Summe auf insgeſammt Fr. 25,000 wohl belaufen dürfte. Der Betrag mag ſich in gleicher Höhe vertheilen auf Unternehmungen gewerblicher, gemeinnütziger, wohlthätiger und unterhaltender (z. B. Zool. Garten) Natur.

Gewaltig iſt die Summe an Arbeit, Hingebung und Geld, welche Baſel in den Dienſt der Miſſion im weiteſten Sinne, der „Ausbreitung des Reiches Gottes" ſtellt. Alljährlich entſtehen neue Bildungen auf dieſem Gebiet. Der hinter uns liegende Zeitabſchnitt hat die Gründung der freien evangeliſchen Volksſchule geſehen. Zu Beginn des Jahres 1889 wurde der Bau eines Schulhauſes auf dem Areal zwiſchen der Kirſchgartenſtraße und dem Sternengäßchen in Angriff genommen. Das Schuljahr 1889/90 aber eröffnete man in den miethweiſe bezogenen Räumen des „Guten-Hofes" an der St. Eliſabethenſtraße im April mit mit etwas über 20 Schulkindern. Die Schule ſoll ſich von den Staatsſchulen dadurch unterſcheiden, daß in ihr dem Religionsunterricht eine hervorragende Stelle eingeräumt und dieſer in poſitiv-chriſtlichem Sinn ertheilt wird.

Wer zählt alle die Unternehmungen auf dem Gebiete der Innern Miſſion auf, an denen Baſel einen hervorragenden Antheil nimmt! Proteſtantiſch-kirchlicher und Bibelhilfs-Verein, Verein der Freunde Iſraels, Stadtmiſſion, Evangeliſcher Hilfsverein, Sonntagsſchulverein ꝛc. ꝛc. ſorgen dafür, daß nicht nur in der Stadt ſelbſt die Kenntniß der Heilswahrheiten, religiöſe Belehrung und der Troſt der Kirche keinem vorenthalten werde; ja ſie reichen weit über unſeres Kantons und des Vaterlandes Grenzen hinaus nach Frankreich, Spanien, Italien. Betreten wir vollends das Gebiet der eigentlichen Miſſion, der Evangeliſation unter den Heiden, ſo können wir von einem Weltrufe Baſels reden. Wir

berühren aber dieſe Thätigkeit hier kaum. Ueber die Kreiſe der Miſſionsfreunde hinaus griff das Intereſſe an der Reiſe, welche am 1. Sept. 1888 der gegenwärtige Miſſionsinſpector Th. Oehler in Begleit des Comitemitgliedes W. Preiswerk in die Miſſionsgebiete Indiens und Chinas antrat. Die Berichte, welche der letztere über die Reiſe im „Chriſtl. Volksboten" erſcheinen ließ, fanden allenthalben eifrige und dankbare Leſer. Die Reiſenden kamen zum Jahresfeſte der Miſſionsgeſellſchaft wieder zurück, das vom 1.—5. Juli in üblicher Weiſe begangen wurde.

IV. Literatur und Kunſt.

Bei der Nennung der hauptſächlichſten literariſchen Erſcheinungen können wir unſere Aufgabe nicht in einer genauen Bibliographie des letzten Jahres erblicken, ſoweit ſie Baſel betrifft. Wir geben bloß einen lückenhaften Katalog derjenigen Werke, deren Inhalt dem Intereſſe eines weitern Publikums entgegen zu kommen geeignet iſt. In den erſten Tagen des Dezember 1888 trat an die Oeffentlichkeit das Basler Jahrbuch für 1889, eine Zierde der ganzen Serie mit manigfachen intereſſanten Beiträgen. Faſt gleichzeitig übergab Buchdrucker Kreis dem Publikum die 1. Lieferung eines unter tüchtiger juriſtiſcher Leitung (Dr. P. Wolf) herausgegebenen Sammelwerkes über ſämmtliche Bundesgeſetze. Als dieſes Werk an der Theilnahmsloſigkeit des Publikums zu ſcheitern drohte, verpflichtete ſich die Eidgenoſſenſchaft unter einhelliger Zuſtimmung beider Kammern zu angemeſſener Unterſtützung. Das Neujahrsblatt für 1889, verfaßt durch Dr. Hans Trog, handelt von den Verhältniſſen der Schweiz zur Zeit der Burgunderkönige. („Die Schweiz vom Tode Karls des Großen bis zum Ende des burgundiſchen Reichs.") Der Anfang des Februar 1889 ſodann ſah in Breslau Prof. Hans Heußlers Buch über Francis Bacon erſcheinen. Einen Monat nachher trat der jüngſte

Privatdozent der philoſoph. Fakultät, Dr. Rud. Thommen, auf den Plan mit ſeiner „Geſchichte der Univerſität Baſel 1532 bis 1632.“ Die theilweiſe ſehr umfangreichen und werthvollen Publikationen, mit welchen verſchiedene Lehrer unſerer Hochſchule im hinter uns liegenden Jahre vor ihren Fachgenoſſen Anerkennung erwarben, dürfen wir hier, wo ſichs nur um das allgemein Intereſſante handelt, nicht beſonders erwähnen.

Die von ihrer Durchforſchung der Inſel Ceylon in den Kreiſen der Wiſſenſchaft beſtens bekannten DDr. Paul und Fritz Saraſin unternahmen im Winter und Frühjahr 1889 in Begleit Dr. Leopold Rütimeyers eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach dem Sinaigebiet. Anfangs April kehrten ſie zurück und ſchenkten dem ethnographiſchen Muſeum eine reiche Sammlung auf ihrer Reiſe erworbener Gegenſtände. — Als eine Bethätigung des Intereſſes für Geographie und verwandte Gebiete darf es bezeichnet werden, daß die Bewegung zum Ankauf des Simon'ſchen Jungfraureliefs (ſ. Basler Jahrbuch 1889, pag. 263), zu welcher ein einziger Privatmann Fr. 3000 ſpendete, mit einem vollen Erfolg abſchloß. Noch im Laufe des Jahres 1889 wird dieſes Kunſtwerk im Basler Muſeum Aufſtellung finden.

Ein recht ſichtbares Zeichen baslériſchen Kunſtſinnes, ragt das durch Vereinigung ſtaatlicher und privater Mittel muſterhaft reſtaurirte Münſter hoch über die Dächer der Stadt. Im Jahr 1889, dem 10. Baujahr, wurde das ſüdliche Seitenſchiff neu eingedeckt. In der Sitzung des Vereins vom 18. Dez. 1888 hatte man noch das lebhafteſte Bedauern ausgeſprochen, daß die Mittel nicht erlaubten, eine ſchöne romaniſche Bronzethür in die Galluspforte einzufügen. Wenige Tage darauf wurde bekannt, es ſeien von kunſtſinniger Seite, wie man ſagte zum Andenken an einen lieben Verſtorbenen, zu dieſem Zwecke Fr. 20,000 geſpendet worden.

Der öffentlichen Kunſtſammlung im Muſeum wurde in der Perſon des vom Erziehungsrathe zum Vorſteher der Kunſtcommiſſion gewählten Prof. St. Born ein neues Haupt geſetzt (6. Sept. 1888); der Vorſtand des Kunſtvereins erfuhr in der Vereinsſitzung vom 27. Nov. 1888 durch Rücktritt von Wilh. Chriſt-Iſelin und Dr. Rud. Wackernagel, ſowie deren Erſatz durch Dr. Daniel Burckhardt und Alb. de Louis Burckhardt eine Aenderung. Am 25. Juni feierte der Verein ſein 25. Jubiläum und der Präſident, welcher nun ſeit einem Vierteljahrhundert den Vorſitz geführt hat, alt Rathsherr JmHof, wurde dabei durch Ueberreichung von Lorbeerkranz und Ehrenbecher verdienter Maßen gefeiert.

Der durch Bezug der Sculpturhalle freigewordene bisherige Antikenſaal im Muſeum wurde zur Unterbringung ſämmtlicher Gemälde neuerer Meiſter benützt, während im großen Saale alle ältern Bilder eine Neuordnung erfuhren. Die Säle wurden eröffnet am 11. reſp. 18. November 1888. In der Sculpturhalle wurde eine größere Neuanſchaffung, ein Abguß der vaticaniſchen Nilgruppe, am 15. April zum erſten Male gezeigt. — Eine Ausſtellung neuerer deutſcher Meiſter, vorab aus München, wurde in der Kunſthalle am 1. Dezember eröffnet. Ein Gemälde Böcklins, „Vita somnium breve“, auch „die vier Lebensalter“ genannt, gab viel zu reden; nicht ohne Widerſpruch eines Theils der Kritik wurde das Bild fürs Muſeum erworben.

Die Kunſthalle ſah Anfangs Oktober eine Ausſtellung von Makarts letztem Werke „der Frühling“, welches bald abgelöst wurde durch eine überaus lehrreiche Sammlung von etwa 200 Bildern und Studien des Genfer Impreſſioniſten Jhly. Vom 21. Dezember 1888 an folgte eine mehrere Wochen andauernde Ausſtellung von Gemälden basleriſcher Künſtler; am 17. März 1889 ſodann zog die Turnusausſtellung in die Räume am Steinenberg für längere Zeit ein; ſie war namentlich reich an Arbeiten

aus der Münchener Schule. Es folgte im Mai und Juni eine Gemäldeausſtellung, in der neben den Basler Künſtlern namentlich auch moderne Niederländer zahlreich und gut vertreten waren. Mit dem 6. Oktober endlich wurde wieder eine Sammlung von Gemälden meiſt jüngerer Baslerischer Künſtler dem Publikum zugänglich.

Am 27./28. November 1888 fand im Stadtcaſino Auction der meiſt aus Niederländern beſtehenden Gemäldeſammlung der Frau de Gruyter aus Holland ſtatt. Der Leiter derſelben, welcher kurz vorher auch die Verſteigerung der Franellich-Sammlung durchgeführt hat und dem der gute Name mit zu danken iſt, den Baſel auf dem Kunſt- und Antiquitätenmarkte beſitzt, Elie Wolf, wurde am 1. Februar 1889 zu ſeinen Vätern verſammelt. — Kunſthändler, wie namentlich Fleiſchmann aus München, veranſtalteten wiederholt Ausſtellungen ihrer Bilder in unſrer Stadt und ließen von ihren ſchönſten Schätzen hier in Privatbeſitz zurück.

Von den zehn Abonnementsconcerten erwähnen wir zunächſt das zweite (4. November 1888), in welchem Pablo de Sarasate auftrat. Am 15. Dezember wurden im Muſikſaale Verſuche mit der elektriſchen Beleuchtung angeſtellt; von da an gingen die meiſten Anläſſe in dieſem Saal im weißen Glanze der neuen Beleuchtung vor ſich. Sodann verdient noch Erwähnung das letzte Abonnementsconcert (17. März 1889), in dem Eugène d'Albert auftrat.

Unter den ſonſtigen muſikaliſchen Anläſſen des Jahres erwähnen wir das Concert zum Beſten der Wittwen- und Waiſenkaſſe des Orcheſtervereins in der Martinskirche am 11. November. Dabei wurde u. A. ein Mozart'ſches Duett für Flöte und Harfe, ſowie Mendelsſohns „Schottiſche Sinfonie" aufgeführt. Am darauf folgenden Donnerſtag (15. November) kam im Muſikſaal, vom Geſangverein aufgeführt, Haydn's Schöpfung an die Reihe. Als Soliſten wirkten mit Julia Uzielli aus Frankfurt (Sopran), Georg

Anthes aus Düſſeldorf (Tenor) und Joſef Engelberger aus Baſel (Baß). Das muſikaliſche Leben des neuen Jahres eröffnete am Sonntag, 13. Januar, mit einem vorzüglichen Programm das Benefizconcert des Capellmeiſters vor einem bis auf den letzten Platz ausverkauften Muſikſaal. In dieſen Tagen erhielt Capellmeiſter Volkland, der nun ſeit zehn Jahren unſre vornehmſten Muſikinſtitute mit ſeinem Taktſtocke regiert, von unſrer philoſophiſchen Facultät den Titel eines Dr. phil. hon. c. Am 15. des gleichen Monats nahm das muſikaliſche Wunderkind Otto Hegner, vor ſeiner Abreiſe zu einer Concerttournee, von zahlreichem geladenem Publikum in der Muſeumsaula mit einigen glänzend ausgeführten Claviervorträgen Abſchied. Am 27. Januar folgte das jährliche Concert der Liedertafel, am 21. Februar ein Geſangvereinsconcert, welches zur Aufführung brachte Frithjof am Grabe ſeines Vaters (Bruch), Montfort (Rheinberger) und Erlkönigs Tochter (Gade). Die Solovorträge führten aus Clara Schulz aus Genf (Sopran), Jenny Hahn aus Frankfurt (Alt), E. Sandreuter aus Baſel (Tenor) und A. Hromada aus Stuttgart (Baß); das Ganze wurde wegen Erkrankung des Capellmeiſters Volkland geleitet durch Capellmeiſter Kutſcherra vom Stadttheater. Der Männerchor trat am 24. März mit einem gut beſuchten Volksconcert im Münſter vor die Oeffentlichkeit. Am 31. März gaben die vereinigten Kirchengeſangchöre der Stadt, gleichfalls im Münſter, ein großes geiſtliches Concert.

Vom 7. bis 10. April fand im Vereinshaus eine Vorzeigung der 28 Hoffmann'ſchen Bilder aus dem Leben Jeſu ſtatt, begleitet von erbaulichen Geſängen. Am 19. April folgte das gut beſuchte Kirchen- und Paſſionsconcert von Aug. Walter-Strauß im Münſter. Am 26. deſſelben Monats führte der Geſangverein Bachs Matthäuspaſſion auf unter Mitwirkung der Soliſten Pia v. Sicherer, Adele Aßmann, Rob. Kaufmann, Jul. Stokhauſen und A. Hromada.

Den Uebergang zu den heitern Genüſſen des Sommers bildete ein von der Verbindung „Zofingia“ im obern Caſinoſaale veranſtaltetes gelungenes Studentenconcert (9. März) und ſchon am 22. und am 27. und wiederum am 30. und 31. deſſelben Monats trat der Wiener Geſangskomiker Lamborg mit durchſchlagendem Lacherfolg vor das Publikum. Am 23. und 24. April führte eine deutſche Regimentscapelle unter Leitung des Capellmeiſters Böttge in der Burgvogteihalle hiſtoriſche Militärconcerte auf. Ende April traten die muſikaliſch hochbegabten Kinder Stauſer wiederholt vor das Publikum, ohne jedoch die nach Ausſpruch der Kritik wohlverdiente Theilnahme zu ernten. Eines der Mädchen ſtarb im Laufe des Sommers in Köln, wo ſich die Kleinen ihrer Ausbildung wegen aufhielten, aus dem muſikaliſchen Kleeblatte weg. Seit die Abonnementsconcerte aufgehört hatten, vereinigten im Laufe des Frühjahrs allwöchentlich mehrmals die Unterhaltungsconcerte der Allg. Muſikgeſellſchaft eine bunte Menge im Muſikſaal. Ein Extraconcert fand am 23. Mai ſtatt unter Mitwirkung einer ungariſchen Nationalcapelle. Seit dem 30. Mai wurden dieſe Muſikaufführungen mit Ausnahme der Ferien den ganzen Sommer hindurch im Sommercaſino abgehalten. Einen Glanzpunkt bildeten trotz dem ſchlechten Wetter die Abende, an denen unter ungeheurem Zudrang der Wiener Capellmeiſter Ed. Strauß mit ſeinem Orcheſter ſeines Vaters, ſeines Bruders und ſeine eignen Tanzweiſen vorführte (4. und 5. September). Ungewöhnlich früh und intenſiv begann im Oktober 1889 die Concertſaiſon. Schon am 6. trat mit gewähltem Programm in der Martinskirche der frühere Opernbaryton Vaupel auf und führte ſich als Geſanglehrer ein. Am 12. folgte im Foyer des Stadtcaſino der Pariſer Tenoriſt Amſel, am 13. der Kleinbasler Geſangchor zu St. Theodor mit einem vorwiegend geiſtlichen Volksconcert, am 15. der Basler Paul

Hindermann, Organiſt am Großmünſter zu Zürich, mit einem Orgelconcert im Münſter. Erſt am 20. wurde die Saiſon officiell eröffnet mit dem erſten Abonnementsconcert im Muſikſaal unter Mitwirkung von Frl. Asmann.

Das Basler Stadttheater ſtand während des Winters 1888/1889 unter Leitung des bisherigen Barmener Theaterdirektors Morwitz; der Anfang der Saiſon verſprach ſehr viel durch eine glanzvolle Vorſtellung der Verdi'ſchen Aïda. Im Verlauf des Winters aber kam das claſſiſche Schauſpiel kaum zu Ehren, fand indeſſen trotz mangelhaften Aufführungen jeweilen zahlreiches und dankbares Publikum. In den gewöhnlichen Vorſtellungen fand die Oper ihre Berückſichtigung, daneben namentlich Operette und poſſenhaftes Luſtſpiel. Die Theatercommiſſion ſah ſich veranlaßt zu der Mahnung, Morwitz möge ſich für die nächſten drei Jahre, für welche mit ihm abgeſchloſſen wurde, eine der Kunſt beſſer als bisher entſprechende Bühnenleitung angelegen ſein laſſen.

Gaſtſpiele unterbrachen wiederholt das Einerlei des Theaterlebens. Es traten auf: am 13. und 16. Dezember Magda Irſchik als Medea und Griſeldis; Maria Barkany vom 16. bis 22. Januar als Claire (Hüttenbeſitzer), Adrienne Lecouvreur, Julia, Katharina (Zähmung der Widerſpenſt.), Dora (im gleichnamigen Sardou'ſchen Stück); Marianne Brandt vom 23. Januar an als Azucena (Troubadour), Fidelio, Fides (Prophet) und Aïda. Anfangs März ſodann gab Hermine Claar-Delia verſchiedene Schauſpielrollen, u. A. Meſſalina, und ſpäter ſang wiederholt Johanna Schiffmacher. Ende März und Anfangs April ſang Sophie Brajnin vom Dresdener Hoftheater die weiblichen Hauptrollen in Robert der Teufel und den Hugenotten. Am 29. September ward die Winterſaiſon 1889/90 eröffnet mit Mozarts Don Juan, am 30. folgte als Debut des Schauſpielerperſonals Schiller-Laube's Demetrius.

Vom 14. April bis 1. Mai erntete die Truppe des Mün-

chener Gärtnertheaters in den Räumen unſers Schauſpielhauſes Triumphe. Es wurden ausſchließlich oberbayriſche Volksſtücke aufgeführt, deren geringer Werth nicht immer im Einklange ſtand mit der von Seiten der Darſteller auf ſie verwendeten Mühe und Kunſt. In unſrer theaterbeſuchenden Bevölkerung herrſchte nur eine Stimme des Lobes und der Bewunderung über die Gäſte. — Anfangs Juni begann der Circus Lorch auf dem Petersplatz in eigens erſtellter Hütte ſeine Vorſtellungen und ſetzte ſie einen guten Monat hindurch fort. Die Leiſtungen kamen natürlich nicht denen einer Arena erſten Ranges gleich, befriedigten aber doch durch die ſtets tadelloſe Durchführung. — In der Burgvogteihalle trat vom 24. bis 27. Juli das Perſonal des Hamburger Carl Schultze-Theaters, 72 Köpfe ſtark, auf. Sie ſpielten die Sullivan'ſche Operette Mikado und ernteten Dank den gediegenen Leiſtungen und der prächtigen Ausſtattung allgemeinen Beifall.

Auch im Zoologiſchen Garten wurden Gaſtrollen gegeben: Vom 19. Juni bis zum 1. Juli trieb dort eine über 20 Köpfe ſtarke Somali-Caravane mit Kameelen, Pferden und Straußen ihr Weſen. Einer der Neger war von einem als Reitthier benutzten Strauß getreten worden, hatte dabei eine Verwundung des Fußes erlitten und wurde deßhalb längere Wochen im Spital verpflegt. Vom 1. bis 10. Oktober ſodann führten unter hartnäckiger Ungunſt der Witterung Vertreter der verſchiedenſten afrikaniſchen Stämme, ferner eine Indianerin, ein Kunſtſchütze aus Texas u. ſ. f. ihre Tänze den Baslern vor.

V. Geſellſchaft.

Am 1., 2. und 3. September 1888 hielt in Baſel die ſchweiz. odontologiſche Geſellſchaft ihre Jahresverſammlung. — Am 9. September fand in der Burgvogteihalle eine Verſammlung von Arbeiter- und Krankenkaſſenvereinen ſtatt, wo nach Referaten von

Fürſprech Scherrer aus St. Gallen und Dr. Ernſt Feigenwinter beſchloſſen wurde, darauf hinzuwirken, daß Krankenkaſſen bei Verletzungen in Haftpflichtfällen einer Entſchädigung ſollen enthoben ſein. — Am gleichen Sonntag wurde das aus Witterungsrückſichten wiederholt verſchobene Schwingfeſt in Kleinbaſel und das Wettfahren des Veloclubs in den Langen Erlen abgehalten; 14 Tage darauf, 23. September, folgte ein Schauturnen des Bürgerturnvereins, Ende Oktober und Anfangs November fällt die Meſſe. Die des Jahres 1888 zeichnete ſich durch nichts aus, als durch die ohrzerreißende Menge der Orgelmänner. Auf dem Barfüßerplatze bildeten die Carrouſſels, der Kaſperl und die traditionellen Mordthaten eine ſtarke Anziehung für die Jugend, weder Schießſtände noch Panoramen und Affentheater ꝛc. erhoben ſich über den Durchſchnitt. Die Meſſe des folgenden Jahres, am 26. Oktober eingeläutet, weil der Sabinentag auf einen Sonntag fiel, bot als great attraction das viel beſuchte große Zaubertheater von B. Schenk. Das Uebrige verdient kaum Erwähnung.

Die Liedertafel hielt am 24. November ihren Cäcilienabend ab. Beſonders Capellmeiſter Gottl. Fricker, der nun ſeit 40 Jahren dem Orcheſter angehört, wurde gefeiert. Schon am darauf folgenden 14. Juli iſt dann der tüchtige Muſiker geſtorben. Mit dem Dezember zog der Winter mit prachtvoll klarem Wetter ein. Die Ausſichtspunkte wurden von den Naturfreunden gern aufgeſucht. So beſtieg am 17. Dezember der Alpenclub die Hohe Winde mit vollem Erfolg. Wer in der Ebene blieb, dem boten die Eisflächen vollauf Gelegenheit zu geſundem Sport. Namentlich die Birſigthalbahn nahm ſich der Völkerwanderung nach Bottmingen und Oberwil an. In der Stadt brachten die Feſttage reichen Verdienſt und geſteigerten Verkehr.

Am 9. Januar 1889 bildete ſich mit 50—60 Mitgliedern ein Verein für Bodenverſtaatlichung. Er vertritt ungefähr die von

Henry George zuerſt verfochtenen Grundſätze, für welche in Deutſchland und in der Schweiz Flürſcheim aus Baden-Baden agitirt.

Vor der Faſtnacht forderte durch einen Aufruf das Quodlibet das Publikum zu freiwilligen Spenden zur Hebung der Faſtnacht auf. Es ſollen hiefür über Fr. 4000 gefloſſen ſein, welche an die einzelnen Züge als Beitrag an die Koſten vertheilt wurden. Am 9. März wurde das Feſt eingeleitet durch den Narrenabend der Liedertafel im Muſikſaal. Das Volksfeſt ſelbſt wickelte ſich vom 11. bis 13. ab und hielt ſich im Ganzen fern von jeder Gemeinheit, allerdings faſt ebenſo ſehr auch von flottem Witz. Glänzende große Züge hatten ſich zahlreicher als gewöhnlich eingeſtellt und namentlich durchſchritten einige Geſellſchaften vorzüglicher Trommler die Stadt. Wie in den letzten Jahren üblich geworden, fand die Faſtnacht mehr als ein Nachſpiel in der Form von Preßprozeſſen.

Am 23. März fand in der Reitbahn im Klingenthal unter der Leitung des Barons von Gillmann ein öffentliches Carrouſſel ſtatt, an dem junge Baslerinnen und Basler ſich für einen wohlthätigen Zweck als Reitkünſtler dem Publikum vorſtellten. — Am 31. deſſelben Monats beging der Arbeiterbund ſeine Märzfeier in der Burgvogteihalle. Fürſprech Reichel aus Bern hielt die Feſtrede. Ferner beſchloß an dieſem Tage der Kantonalturnverband eine Reihe von Reformen, welche Erleichterung des Sektionswettturnens bezwecken.

Der Schweiz. Velocipediſtenbund feierte am 18./19. Mai bei ſtrömendem Regen ſein Bundesfeſt. — Am 20. reiſte der König Humbert von Italien im Sonderzug mit reichem Gefolge durch unſre Stadt zum Beſuche ſeines kaiſerlichen Verbündeten in Berlin. Am Abend 5¾ Uhr fuhr er in den Centralbahnhof ein, wo ihn die Basler Regierung kurz begrüßte. Wenige Minuten ſpäter erfolgte im Badiſchen Bahnhof Empfang durch deutſche

Beamte und Officiere. Seine Heimreiſe machte der König einige Tage nachher auf dem gleichen Weg incognito. — Die Ornithologiſche Geſellſchaft veranſtaltete Sonntags, 26. Mai, ihren Frühlingsausflug nach Bad Bubendorf, der Badenſer Verein in der Burgvogteihalle ſeine Fahnenweihe mit Concert, Theater, Tanz u. ſ. w., der Unterofficiersverein endlich einen Ausmarſch nach Schauenburg via Gempen. — An der Himmelfahrt (30. Mai) flog der Kunſtverein nach Froburg aus und der Kantonalturnverband unternahm eine Turnfahrt nach dem Blauen.

Der freie Quartierverein Kleinbaſel ſpazierte am 2. Juni mit Weib und Kind durch die Hardt hinaus nach Muttenz und auf den Wartenberg; an demſelben Tage erruderte bei einer Regatte zu Straßburg der „Basler Ruderclub" einen erſten Preis. — Am 11. früh ½6 Uhr hatte in Baſel der Sonderzug des Schahs von Perſien auf der Reiſe von Paris nach Karlsruhe kurzen Aufenthalt. — Vom internationalen Turnfeſt in Vincennes kehrten am 15. Juni die Bürgerturner heim; hohe Preiſe errangen namentlich die Turner Groſchupf und Habegger. — Am 16. Juni beging das Ehepaar F. Hagenbach-Merian unter Glückwünſchen der Freunde, der Bekannten und der Behörden das Feſt der diamantenen Hochzeit; bei dem Anlaß ſpendete das Jubelpaar anſehnliche Vergabungen zu wohlthätigen Zwecken. Leider überlebte die Jubilarin den ſchönen Tag nicht lange: am 12. Oktober 1889 ging ſie zur ewigen Ruhe ein. — Der 23. Juni iſt der Einweihungstag des neuen Kleinbasler Turnplatzes im Klingenthal. An der Feier nahmen ſämmtliche Turnvereine von Baſelſtadt Theil; die offiziellen Reden hielten Ständerath Göttisheim und Regierungsrath Zutt. — Am 14. Juli veranſtaltete die franzöſiſche Colonie von Baſel ein beſonders großartiges Nationalfeſt im Sommercaſino, am 27. errang beim ſchweiz. Grütliturnfeſt in Zürich die Basler Sektion den zweiten Preis.

In einer vorberathenden Delegirtenverſammlung zum St. Jakobsfeſt am 2. Auguſt wurde zum Feſtpräſidenten gewählt Oberſtl. Rud. Iſelin; er lehnte ab und in den Riß trat der Vicepräſident Dr. Ed. Kern. Das Feſt ſelber am 26., einem Montag, nahm etwas größere Dimenſionen an als gewöhnlich; man marſchirte ſchon um 3 Uhr vom Klingenthal in ſehr langem Zug ab und gewann ſo Zeit, neben der Feſtrede (Oberſt Emil Frey) auch noch die Verleſung eines Schlachtberichts durch Dr. Rud. Hotz anzuhören. — Am 19. Auguſt fand auf dem Rhein zwiſchen Hörnli und Baſel eine Regatte des „Basler Ruderclubs“ ſtatt. — Der Basler Turnverband veranſtaltete am 29. September ein Schau- und Schlußturnen auf dem Turnplatze vor dem Steinenthor. — Weiterhin verdient Erwähnung die am 29. Oktober eröffnete neue Bierwirthſchaft in der Geltenzunft.

VI. Unglücksfälle und Verbrechen.

Am 12. September 1888 brach in der Dämmerung auf dem in Wielandiſchem Beſitze ſtehenden Bauernhof oberhalb Gundoldingen Feuer aus. Das ſchöne Gut wurde in kurzer Friſt ein Raub der Flammen. — Eine alte, baufällige Giebelmauer am untern Heuberg ſtürzte am 2. Oktober zuſammen. Hierdurch wurden zwei Familien obdachlos. — In der Diaconiſſenanſtalt in Riehen ſtürzten am 12. Oktober 1888 die Vorſteherin, eine Diaconiſſin und eine Lehrſchweſter mit einem Aufzug aus Stockwerkshöhe herunter und wurden zum Theil ſchwer verletzt. Doch kamen alle Betheiligten mit dem Leben davon. — Der in Baſel bekannte und beliebte Glasmaler J. Kuhn verlor am 14. Oktober bei einem Spaziergang mit ſeiner Familie in der Gegend von Mariaſtein durch einen unglücklichen Sturz das Leben. — Am 2. Januar 1889 überfiel ein an Verfolgungswahn leidender Schwyzer eine Dame, mit der er in geſellſchaftlichen Beziehungen

ſtand, in deren Wohnung und verwundete ſie ſammt ihrer Tochter mit Revolverſchüſſen. Dann machte er bei Allſchwil ſeinem Leben ein Ende. Die Dame erlag nach mehrwöchentlichem Siechthum ihren Wunden. — Am 5. Januar erſtickten zwei Knechte eines Fuhrhalters an der Neuwiler Straße in Kohlendampf; ein dritter wurde in hoffnungsloſem Zuſtand in den Spital gebracht und ſtarb am folgenden Tage.

Im „Langen Holz" bei Allſchwil wurde am 14. Januar die Leiche eines zwanzigjährigen Metzgerburſchen aus dem Bernbiet aufgefunden. Er war das Opfer eines Raubmordes geworden beim erſten Schritt, den er aus der Heimat in die Fremde that. Der muthmaßliche Mörder wurde am 23. in Belfort feſtgenommen, als er im Begriffe ſtand, ſich anwerben zu laſſen. Ein gewiſſer Hofer, der, gleichfalls dieſer That verdächtig, zu Lieſtal in Unterſuchung ſaß, nahm ſich im Juni das Leben. — Eines der letzten noch unverſehrt ſtehenden Stücke der alten Stadtmauer an der Klingenthalſtraße in der Nähe des Bläſithores ſtürzte am 24. Februar zuſammen. Außer dem Tod einiger Hühner und Kaninchen hatte der Fall keine ſchlimmen Folgen.

Durch unvorſichtiges Manipuliren mit einem geladenen Gewehr erſchoß am 28. März ein gewiſſer Matt in ſeiner eignen Wohnung ſeinen jungen Verwandten Diſch. — Beim Bau eines großen eiſernen Petrolreſervoirs auf dem Wolf-Rangirbahnhof ſtürzte am 26. Juni ein Gerüſt zuſammen, auf dem ſich zehn Arbeiter befanden. Zwei von ihnen blieben ſofort todt, vier wurden ſchwer, die übrigen leicht verwundet. — Am frühen Morgen des 14. Juli brannte das Hauptgebäude der Brauerei Merian in der Steinenthorſtraße vollſtändig nieder; zwei Tage darauf brach im Hauſe des Spezereihändlers Kugler am Spalenberg Feuer aus; als Urſache ward angegeben ſorgloſes Hantiren mit Licht in der Nähe feuersgefährlicher Stoffe.

VII. Verſchiedenes.

Anfangs September und Anfangs Oktober 1888 trat infolge anhaltender Regengüſſe ein beträchtliches Steigen des Rheines ein, beide Male jedoch ohne verhängnißvollere Folgen als etliche überſchwemmte tiefliegende Keller. — Ende September wurde die Holzpflaſterung der Greifengaſſe beendigt. — Am 11. Oktober wurde die Strecke Therwil-Flühen der Birſigthalbahn mit beſcheidenen Feſtlichkeiten eingeweiht. — Die Coiffeurs von Baſel beſchloſſen, vom Weihnachtstag 1888 ihre Geſchäfte an Sonn- und Feiertagen nicht mehr den ganzen Tag offen zu halten. — Am 20. Dezember paſſirte der 78-jährige Gladſtone auf der Reiſe nach dem Süden unſre Stadt; er hat bei Freunden in Neapel Weihnachten gefeiert. — Auf Neujahr wurde von einigen Menſchen- und Vereinsfreunden eine Geſellſchaft zur Abſchaffung der Verſendung von Neujahrsgratulationskarten gegründet. Doch traten kaum 40 Mitglieder bei. — Im Laufe des Februars 1889 wurde bekannt, daß die Brauerei zum Cardinal ſammt den gewaltigen Brauereieinrichtungen am Eiſenbahnviaduct, in den Beſitz einer Actiengeſellſchaft übergegangen ſind. Der bisherige Eigenthümer, W. Gyſin, wird während vier Jahren die Geſchäftsleitung führen.

Der Winter zog eigentlich erſt ſeit dem Neujahr mit einer gleichmäßigen nicht allzu großen Kälte ein und brachte den Freunden des Eisſports viel Vergnügen. In Baſel fiel beinahe kein Schnee. Zwar wüthete mehrmals Tage lang dichtes Schneegeſtöber, aber die weiße Decke blieb nicht liegen. Das Frühjahr verlief durchaus normal. Der Frühſommer aber war regneriſch und bis in den Juli gingen faſt täglich Gewitter nieder, ſo daß die auf den Beginn des Jahres geſetzten Hoffnungen der Landwirthe wenigſtens für den Heuet zu Waſſer wurden.

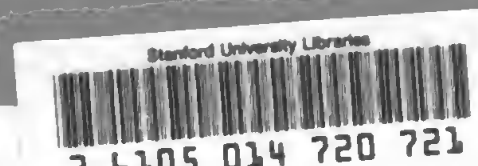
Am 30. Mai, Abends 8 Uhr 56 Min., ward ein Erdstoß von Nordwest nach Südost verspürt. — Die Aktionärgeneralversammlung der Schweiz. Centralbahn beschloß am 25. Juni im Casino Annahme von 28 Fr. Dividende entsprechend dem Vorschlage des Verwaltungsrathes und traf einige Bestätigungswahlen. — Am 16. Juli reichten über 300 Einwohner des äußern St. Albanquartiers eine Petition ein um Errichtung einer Post- und Telegraphenfiliale in ihrem Bezirke. Das eidg. Postdepartement willfahrte ihrem Begehren und begann Mitte Oktober 1889 ein geeignetes Lokal zu suchen. — Am 23. August reiste der Prinz Georg von Preußen in Basel durch und hielt sich hier einen Tag lang auf. — Im Laufe des Winters hatte die Regierung im Bettinger Bann erfolglose Bohrungen auf Steinsalz vornehmen lassen.

Endlich seien noch die Basler erwähnt, welche bei der Pariser Weltausstellung des hinter uns liegenden Jahres mit Auszeichnungen bedacht wurden. Herr Maler Breitenstein erhielt eine bronzene Medaille, die Primarschule Basel einen Grand prix, die Stadt Basel für ihr Erziehungswesen eine goldene, die Töchterschule eine silberne Medaille, U. E. Simoutre für Musikinstrumente eine bronzene Medaille, Oculariſt Schön für künstliche Augen eine Ehrenmeldung, Topograph Simon für seine Reliefkarten einen Grand prix, G. Kiefer für Möbel eine Ehrenmeldung, J. Heinz für Kunstschlosserarbeiten eine silberne Medaille, C. C. Rumpf, sowie Vischer und Burckhardt in der Classe Strumpfwaaren ꝛc. je eine silberne Medaille, die Gesellschaft für chemische Industrie einen Grand prix, A. Thierry eine bronzene, Emil Bürgin eine silberne, Burckhardt & Co. eine goldene Medaille, die Basler Maschinenfabrik eine silberne Medaille, ebenso Aemmer & Co., die letzten vier für ausgestellte Maschinen, J. Higy eine silberne Medaille für Sattlerarbeiten, R. Alioth & Co. eine goldene, Emil

Bürgin eine bronzene Medaille für Leiſtungen auf dem Gebiete der Electricität, J. Gutzwiller eine Ehrenmeldung für Comeſtibles, Denner & Co. eine ſilberne Medaille für Liqueurs, E. Koch & Co. eine bronzene Medaille für Zuckerbäckereiwaaren, endlich eine bronzene Medaille L. Mayer & Co. für gegorene Getränke.

Digitized by Google

DQ 381
B3
1890



Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.